This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Period
5

YR.1.5-

Theological School
IN
HARVARD UNIVERSITY.

Received June 1873, for duplicates
from the Gift of Col. Loring.

Evangelischer Kalender.

Jahrbuch für 1865.

Herausgegeben

von

D. Ferd. Piper.

Berlin, 1865.

Verlag von Wiegandt und Grieben.

Evangelischer Kalender.

Jahrbuch für 1865.

Mit Beiträgen

von

Bouterwek, Christoffel, Ehrenfeuchter, Ergenzinger, v. Grüneisen, Güder, Hagenbach, Köpke, Köstlin, Krummacher, Merz, Schmidt, Schmieder, Tholuck.

Herausgegeben

von

Ferdinand Piper,
der Theologie Doctor und Professor.

DIVINITY SCHOOL
LIBRARY
HARVARD UNIVERSITY

Sechzehnter Jahrgang.

Zum Debit im Auslande.

Berlin,
Verlag von Wiegandt und Grieben.

999
E92ka
1868

Vorrede.

Nachdem seit dem Beginn dieses Unternehmens ein halbes Menschenalter verflossen ist, läßt sich, bei dem dankbar zu rühmenden Entgegenkommen mitwirkender Fachgenossen die Vollendung mit verjüngten Kräften in wenigen Jahren in Aussicht stellen. Der vorliegende Jahrgang nebst dem folgenden wird durch neue Namen ersehen lassen, daß für die Ausgeschiedenen, deren Tod der vorige Jahrgang zu melden hatte, in der Zahl mehr als eine Ausgleichung stattgefunden hat. Im übrigen, wenn auch Andere in die Arbeit eintreten, soll das Andenken der Heimgegangenen doch nimmer verdrängt werden. — Die Zahl der Lebensbilder zum verbesserten evangelischen Kalender ist jetzt auf 317 gestiegen, woran sich drei Darstellungen außerhalb desselben schließen, welche die neuere Zeit angehn.

In das nächste Jahr treffen die Jubileen von zwei hervorragenden Zeugen der Wahrheit, ein 1000jähriges und ein 300jähriges: nehmlich des Anschar, ersten Erzbischofs von Hamburg und Bremen und Apostels des skandinavischen Nordens († zu Bremen 3. Februar 865), und des Wilhelm Farel, Reformators der westlichen Schweiz (zuletzt in Neuchatel, † 13. September 1565). Die Wirksamkeit des erstern, insbesondere die Pflanzung des Christenthums im Herzogthum Schleswig (wo unter ihm die erste Kirche in der Stadt Schleswig und in Ripen errichtet worden) nimmt unter uns grade jetzt um so mehr Theilnahme in Anspruch, nach den großen Ereignissen, deren Schauplatz die deutsche Grenzmark gewesen und wodurch ihre Verbindung mit dem deutschen Mutterlande für immer sicher gestellt ist. Nachdem aber der Streitpunkt gehoben ist, wird auch der Friede in die Gemüther der benachbarten Völkerschaften einkehren, welche durch dieses Jubileum daran erinnert werden, daß sie in dem Anschar einen gemeinsamen Va-

ter des Glaubens zu ehren haben. — Die Schilderung beider Zeugen ist schon in frühern Jahrgängen dieses Kalenders (für 1850 und 1859) gegeben.

Dazu kommen noch zwei Jubileen, um derentwillen der gegenwärtige Jahrgang die entsprechenden Lebensbilder bringt: das 600jährige der Geburt Dante's (vom Mai 1265) und das 50jährige des Todes von Matthias Claudius († 21. Januar 1815)[1]). Dieser ist durch treues Zeugniß in einer glaubensarmen Zeit so wie durch die Gaben des Geistes und Gemüths, die in Ernst und Scherz sich offenbarten, dem deutschen Volk an's Herz gewachsen; und die Theilnahme hat sich erneuet und erweitert, nachdem von seiner Tochter Caroline aus dem Perthes'schen Hause ein so anmuthiges Lebensbild hervorgegangen ist. Jener, ein Fürst im Reich der Geister, wird von seinem ganzen Volk gefeiert werden: und die Gebildeten unter den andern Nationen werden auch nicht zurückbleiben, wie in diesem Jahr die Jubelfeier der Geburt des großen britischen Dichters[2]) sie zur Theilnahme aufgerufen hat. Ein vorzügliches Anrecht an Dante haben die gläubigen Christen, welchem Bekenntniß sie auch angehören mögen, — alle die, welche in der Wanderung durch die vergänglichen Dinge die ewige Heimath suchen; besonders aber die dem protestantischen Bekenntniß zugethan sind. Denn Dante protestirt nicht blos gegen die Mißbräuche seiner Kirche, sondern er steht auf dem positiven Grunde des evangelischen Glaubens. Wie daher schon Matthias Flacius in jener polemischen Beziehung unter die Zeugen der Wahrheit ihn aufgenommen, gebührt ihm auch nach seiner apologetischen Grundlegung eine Stelle unter den Bekennern des Evangeliums: weshalb ich nicht angestanden habe, eben jetzt in den evangelischen Kalender den Namen am Datum seines Todes (14. Sept.) einzureihen. Die weitere Rechtfertigung dessen findet sich am Schluß der hier folgenden Darstellung Dante's.

Ich habe dieselbe, da diese Seite seine Bedeutung nicht erschöpft, nicht unter den Lebensbildern, sondern unter den vermischten Aufsätzen

---

1) In dem verbesserten evangelischen Kalender steht sein Name absichtlich an einem andern Datum, s. unten S. 215.

2) In der Vorrede des vorigen Jahrgangs war durch einen Schreibfehler von der Jubelfeier seines Todes geredet, ein Karton mit berichtigtem Text konnte jedoch nur noch wenige Exemplare erreichen. Bekanntlich ist Shakspeare geboren am 23. April 1564 und gestorben an demselben Tage im J. 1616. Eine Berechnung beider Tage in Beziehung auf den Wochentag findet sich unter den Beispielen in meiner Kirchenrechnung S. 34.

mitgetheilt, um, so weit ich vermöchte, dem ganzen Manne gerecht zu werden. Dabei war mir angelegen einem Grundirrthum, wie mir scheint, in der Auffassung seines Werks zu begegnen, der unter dessen Freunden verbreitet ist. Besonders aber wünsche ich durch diese Einleitung in sein Leben und seine Dichtung denen, die bisher noch ihm ferner gestanden, zum Studium Anregung zu geben: welches eine Frucht schafft nicht allein zur Erhebung des Geistes, sondern auch zur Läuterung des Charakters, wenn man einen verwandten Sinn herzubringt. Er selbst freilich fordert von denen, die bis zu Ende ihm folgen wollen, daß sie Engelbrot gekostet (s. S. 53 f. vergl. S. 43). Nun über eine solche Frage wird der Leser in gesammeltem Gemüth mit sich zu Rathe gehen können. Aber der Tisch ist ja bereitet und noch immer gehn die Boten aus, zur Mahlzeit zu rufen wen sie finden. (Matth. 22, 9).

Berlin, den 12. August 1864.

F. Piper.

Inhalt.

		Seite
Der Kalender, kirchl. u. astronom., für 1865	vom Herausg.	1–13
Erklärung des Kalenders		14
Einleitung	vom Herausg.	15–16
1. Der kirchl. Kalend. 2. Die Lebensbilder. 3. Die Kunstbeilagen.		
Vermischte Aufsätze.		
Dante und seine Theologie (mit 2 Abbildungen)	vom Herausg.	17–82
Einleitung: 1. Würdigung Dante's in Deutschland . . .		17–26
2. Würdigung seiner Theologie		26–28
I. Die Person Dante's		28–40
II. Dante als Dichter		40–54
Die göttliche Komödie		55–69
III. Die Theologie Dante's		69–82
a) Die Grundlehren		70–78
1. Das höchste Gut. 2. Glaube, Liebe, Hoffnung. 3. Die heil. Schrift und die Vernunft		
b) Die Streitlehren		78–82
1. Die Reformation an Haupt und Gliedern. 2. Verhältniß zum Papstthum und zum Evangelium.		
Lebensbilder zum evangelischen Kalender		83–225
1. Die Darstell. Jesu im T.	von Dr. Güder, Pfarrer in Bern	83–90
2. Katharina,	von Dr. Krummacher, Hofpr. i. Potsd.	90–94
3. Paphnutius,	von Dr. Schmieder, Sem.-Dir. i. Wittenb.	94–99
4. Eugenius,	von Dr. Köpke, Prof. der Phil. in Berlin	99–106
5. Wilfrid,	von Dr. Bouterwek, Dir. in Elberfeld	106–121
6. Sebaldus,	von Dr. Merz, Decan in Marbach	121–128
7. Leonhard Käser,	von Dr. v. Grüneisen, Ob.-Hofpr. i. Stuttg.	128–130
8. Johann Heß,	von Dr. Köstlin, Prof. d. Th. in Breslau	131–145
9. Giovanni Mollio,	von Christoffel, Pf. in Winterfingen	145–155
10. Theodor Beza,	von Dr. Hagenbach, Prof. d. Th. in Basel	156–172
11. Aufh. d. Edikts v. Nant.,	von Dr. Schmidt, Prof. d. Th. in Straßb.	172–182
12. Christian Scriver,	von Ergenzinger, Pf. in Unterriexingen	182–197
13. Phil. Jac. Spener,	von Dr. Tholuck, Prof. d. Theol. in Halle	197–215
14. Matthias Claudius,	von Dr. Ehrenfeuchter, Prof. d. Th. i. Gött.	215–225
Folge der Lebensbilder im Jahrgang 1865		226

Das 1865ste Jahr

seit unsers Herrn Jesu Christi Geburt ist ein Gemein-Jahr von 365 Tagen.

Zeit- und Festrechnung.

	Gregorianischer Kal.	Julianischer Kal.
Güldene Zahl	4	4
Epakten	III	XIV
Sonnencirkel	26	26
Sonntags-Buchstabe	A	C
Ostersonntag	16. April.	4. April.

Von den Jahreszeiten.

Frühlingsanfang: den 20. März um 2 Uhr 51 Min. Nachmittags.
Sommersanfang: den 21. Juni um 11 Uhr 31 Min. Morgens.
Herbstanfang: den 22. September um 1 Uhr 45 Min. Morgens.
Wintersanfang: den 21. December um 7 Uhr 35 Min. Abends.

Von den Finsternissen.

Es begeben sich in diesem Jahre vier Verfinsterungen, zwei an der Sonne und zwei am Monde, von denen in unsern Gegenden nur die beiden Mondfinsternisse sichtbar sein werden.

Die erste Mondfinsterniß tritt ein den 11. April Morgens, welche in Europa theilweise sowie in Africa und America sichtbar sein wird. Der Anfang der Finsterniß ist um 4 U. 39 Min. mittlerer Berliner Zeit, die Mitte der F., da der Mond am nördlichen Rande auf $2\frac{1}{10}$ Zoll verfinstert erscheint, um 5 U. 32 Min., das Ende der F. um 6 U. 25 Min.

Die zweite Mondfinsterniß tritt ein den 4. October Abends: sie wird nach ihrem ganzen Verlauf in Europa und Africa, während eines Theils desselben in Asien und Africa zu Gesicht kommen. Der Anfang der Finsterniß ist um 10 U. 33 Min., die Mitte der F., da der Mond am südlichen Rande auf $4\frac{1}{10}$ Zoll verfinstert erscheint, um 11 U. 34 Min., das Ende der F. um 12 U. 35 Min.

Die beiden andern bei uns nicht sichtbaren Finsternisse sind:
Die erste Sonnenfinsterniß den 25. April Mittags.
Die zweite Sonnenfinsterniß den 19. October Nachmittags.

Erklärung der Kalenderzeichen.

Die zwölf himmlischen Zeichen.

♈ Widder	♋ Krebs	♎ Waage	♑ Steinbock
♉ Stier	♌ Löwe	♏ Scorpion	♒ Wassermann
♊ Zwillinge	♍ Jungfrau	♐ Schütz	♓ Fische

Sonne und Planeten.

☉ Sonne	♃ Jupiter
☿ Mercur	♄ Saturn
♀ Venus	♅ Uranus
♂ Mars	☾ Mond.

Die Mondviertel.

●	Der neue Mond
☽	Das erste Viertel
○	Der volle Mond
☾	Das letzte Viertel.

Januar 1865. Wintermonat.

1. Mon.	Datum	Festtage.	Sonnen-Afg. u. M.	Sonnen-Utg. u. M.	Tierkr.	Mond-Sch. u. M.	Mond-Wechsel.	Verbesserter evang. Kalender.	Lebensbild im J.
1. W.		Neujahr.	Ev. Von der Beschneidung Christi, Luc. 2. Ep. Gal. 3.						
Sonnt.	1	Neujahr	8 13	3 55	♑	8 59	☽	1 Neuj. Immanuel	1857
Mont.	2		8 13	3 56	♑	10 19	E. V.	2 Märt. d. h. Büch.	1859
Dienst.	3		8 13	3 57	♈	11 38	Nm.	3 Gordius	1860
Mittw.	4		8 13	3 58	♈	Mg.	4 36	4 Titus	1850
Donn.	5		8 12	3 59	♉	12 55		5 Simeon	1853
Freit.	6	Erschein.	8 12	4 1	♉	2 11		6 Erschein. Christi	1857
Sonn.	7	Chr.	8 12	4 2	♉	3 24		7 Widukind	1851
2. W.		1. Epiphan.	Ev. Jesus als Knabe im Tempel, Luc. 2. Ep. Röm. 12.						1859
Sonnt.	8		8 11	4 3	♊	4 32		8 Severinus	1863
Mont.	9		8 11	4 5	♊	Aufg.		9 Catharina Zell	1853
Dienst.	10		8 10	4 6	♋	Ab.		10 Paulus Einf.	1853
Mittw.	11		8 9	4 8	♋	4 15	○	11 Fructuosus	1861
Donn.	12		8 9	4 9	♌	5 20	V. M.	12 Joh. Chastellain	1850
Freit.	13		8 8	4 11	♌	6 26	Ab.	13 Hilarius	1855
Sonn.	14		8 7	4 13	♌	7 31	11 53	14 Felix	1857
3. W.		2. Epiphan.	Ev. Von der Hochzeit zu Cana, Joh. 2. Ep. Röm. 12.						1862
Sonnt.	15		8 6	4 14	♍	8 36		15 Johann Laski	1856
Mont.	16		8 5	4 16	♍	9 41		16 Georg Spalatin	1864
Dienst.	17		8 4	4 18	♎	10 45		17 Antonius	1854
Mittw.	18		8 3	4 19	♎	11 49		18 Joh. Blackader	1855
Donn.	19		8 2	4 21	♎	Mg.		19 (Babylas (Isab. od. Elisab.)	1960 1856
Freit.	20		8 1	4 22	♏	12 53	☾	20 Fabian, Sebastian	1855
Sonn.	21		8 0	4 24	♏	1 58	E. V.	21 Agnes	1851
4. W.		3. Epiphan.	Ev. Von d. Aussätz. u. Gichtbr. Matth. 8. Ep. Röm. 12.						
Sonnt.	22		7 59	4 26	♐	3 3	Mg.	22 Vincentius	1854
Mont.	23		7 58	4 28	♐	4 5	3 30	23 Jesaias	1859
Dienst.	24		7 56	4 30	♑	5 4		24 Timotheus	1850
Mittw.	25	Pauli Be-	7 55	4 32	♑	Untg.		25 Pauli Bekehrung	1850
Donn.	26	kehr.	7 54	4 34	♒	Ab.		26 Polycarpus	
Freit.	27		7 53	4 36	♒	5 14	●	27 Joh. Chrysost.	1861
Sonn.	28		7 51	4 37	♓	6 36	N. M.	28 Karl der Große	1851
5. W.		4. Epiphan.	Ev. Christ. stillt Wind u. Meer, Matth. 8. Ep. Röm. 13.						
Sonnt.	29		7 50	4 39	♓	7 58	Mg.	29 Juvent. u. Max.	1861
Mont.	30		7 48	4 41	♈	9 21	10 24	30 Johann Freder	
Dienst.	31		7 46	4 42	♈	10 41		31 Hans Sachs	1859

Planeten-Erscheinung.

☿ (am 8ten untere ☌☉) ist in diesem Monat nicht sichtbar.
♀ geht Abends um 8 U. in W. z. S. unter.
♂ geht Morg. um 4¼ U. in N. W. unter.
♃ geht Morg. um 5¼ U. in S. O. auf.
♄ geht Morg. um 1 U. in O. z. S. auf.

2. Mon.	Datum	Festtage.	Sonnen- Afg. u. M.	Sonnen- Utg. u. M.	Mond- Eintr.	Mond- Sch. u. M.	Mond- Wechsel.	Verbesserter evang. Kalender.	Lebt. im J.
Mittw.	1		7 45	4 44	♈	11 59		1 Ignatius	
Donn.	2	Mar. Rein.	7 43	4 46	♉	Mg.		2 Mariä Reinig.	1865
Freit.	3		7 41	4 48	♉	1 14	☽	3 Anschar	1850
Sonn.	4		7 40	4 50	♊	2 24	E. V.	4 Rhabanus Maur.	1851
6. W.		5. Epiphan.	Ev. Vom Unkraut unter dem Waizen, Matth. 13. Ep. Col. 3.						
Sonnt.	5		7 38	4 52	♊	3 27	Mg.	5 Ph. Jac. Spener	1865
Mont.	6		7 37	4 54	♋	4 22	2 3	6 Amandus	
Dienst.	7		7 35	4 56	♋	5 8		7 Georg Wagner	
Mittw.	8		7 33	4 58	♌	Aufg.		8 Maria Andreä	1851
Donn.	9		7 31	5 0	♌	Ab.		9 Johann Hooper	1850
Freit.	10		7 29	5 2	♌	5 19	○	10 Frdr. Ch. Oetinger	1853
Sonn.	11		7 27	5 4	♍	6 24	V. M.	11 Hugo v. St. Victor	1850
7. W.		Septuages.	Ev. Von d. Arbeit. im Weinb., Matth. 20. Ep. 1. Cor. 9.						
Sonnt.	12		7 25	5 6	♍	7 29	Ab.	12 Johanna Grey	1855
Mont.	13		7 23	5 7	♎	8 33	5 21	13 Chr. Fr. Schwartz	1856
Dienst.	14		7 21	5 9	♎	9 36		14 Brun v. Querfurt	1856
Mittw.	15		7 19	5 11	♎	10 40		15 Jacob vom Loh	1861
Donn.	16		7 17	5 13	♏	11 44		16 Matth. Desübas	
Freit.	17		7 15	5 15	♏	Mg.		17 Patric. Hamilton	1860
Sonn.	18		7 13	5 17	♐	12 48	☾	18 Simeon	1852
8. W.		Sexages.	Ev. Von vielerlei Acker, Luc. 8. Ep. 2. Cor. 11.						
Sonnt.	19		7 11	5 19	♐	1 49	L. V.	19 Mesrob	1857
Mont.	20		7 9	5 20	♐	2 48	Ab.	20 Sabath	1858
Dienst.	21		7 7	5 22	♑	3 42	10 31	21 Mauritius	
Mittw.	22		7 5	5 24	♑	4 30		22 Didymus	1858
Donn.	23		7 3	5 26	♒	5 11		23 Bart. Ziegenbalg	1852
Freit.	24	Matthias	7 1	5 28	♒	Untg.		24 Matthias	1859
Sonn.	25		6 59	5 30	♓	Ab.	●	25 Casp. Olevianus	1861
9. W.		Estomihi.	Ev. Jesus verkünd. sein Leiden, Luc. 18. Ep. 1 Cor. 13.						
Sonnt.	26		6 57	5 32	♓	6 51	N. M.	26 Berthold Haller	1853
Mont.	27		6 55	5 34	♈	8 15	Ab.	27 Martin Butzer	1858
Dienst.	28	Fastnacht	6 53	5 35	♈	9 38	8 56	28 J. de Monte Corv.	1855

Planeten-Erscheinung.

☿ sichtbar vom 7ten an, geht Morg. nach 6¼ U. in S. O. z. O. auf.
♀ geht Abends um 9¼ U. in W. z. N. unter.
♂ geht Morg. um 3¼ U. in N. W. unter.
♃ geht Morg. um 4 U. in S. O. auf.
♄ geht Abends um 11 U. in O. z. S. auf.

März 1865. Lenzmonat.

3. Mon.	Datum	Festtage.	Sonnen-Afg. u. M.	Sonnen-Utg. u. M.	Zeich.	Mond-Sch. u. M.	Mond-Wechsel.	Verbesserter evang. Kalender.	Lebbild im J.
Mittw.	1		6 50	5 37	♉	10 57		1 Suibbert	1858
Donn.	2		6 48	5 39	♉	Mg.		2 Johann Wesley	1853
Freit.	3	Bußtag in S. Meiningen.	6 46	5 41	♊	12 11		3 Balthilde	1859
Sonn.	4		6 44	5 43	♊	1 18	☽	4 Georg Wishart	1851
10. W.		Invocab.	Ev. Von Christi Versuchung, Matth. 4. Ep. 2 Cor. 6.						1858
Sonnt.	5	Bußt. in Baiern u. Württ.	6 41	5 45	♋	2 17	E. V.	5 Thomas v. Aquino	1850
Mont.	6		6 39	5 47	♋	3 6	Nm.	6 Fridolin	1854
Dienst.	7		6 36	5 49	♋	3 47	1 12	7 Perpet. u. Felic.	1858
Mittw.	8		6 34	5 50	♌	4 21		8 Zachar. Urfinus	1863
Donn.	9		6 31	5 52	♌	4 50		9 Cyrill. u. Method.	
Freit.	10	Bußt. in M.-Schwerin	6 29	5 54	♍	Aufg.		10 40 Märtyrer	1860
Sonn.	11		6 27	5 56	♍	Ab.		11 Wilhelm Hoseus	
11. W.		Reminisc.	Ev. Vom Canan. Weibe, Matth. 15. Ep. 1 Thess. 4.						
Sonnt.	12		6 25	5 57	♍	6 23	○	12 Gregor d. Große	
Mont.	13		6 22	5 59	♎	7 27	V. M.	13 Rudericus	
Dienst.	14		6 20	6 1	♎	8 31	Mg.	14 Mathilde	1854
Mittw.	15		6 18	6 3	♏	9 35	11 35	15 Thomas Cranmer	1850
Donn.	16		6 16	6 4	♏	10 38		16 Heribert	1852
Freit.	17	Bußt. im Kön. Sachsen.	6 13	6 6	♏	11 39		17 Patricius	1854
Sonn.	18		6 11	6 8	♐	Mg.		18 Alexander	1853
12. W.		Oculi.	Ev. Jesus treibt einen Teufel aus, Luc. 11. Ep. Ephes. 5.						
Sonnt.	19		6 8	6 10	♐	12 38		19 Maria u. Martha	1851
Mont.	20		6 6	6 11	♑	1 32	☾	20 Ambros. v. Siena	1863
Dienst.	21		6 3	6 13	♑	2 21	L. V.	21 Benedictus	1854
Mittw.	22		6 1	6 15	♒	3 4	Nm.	22 Nicolaus v. d. Flüe	1851
Donn.	23		5 59	6 16	♒	3 41	1 30	23 Wolfg. F. z. Anh.	1862
Freit.	24		5 57	6 18	♓	4 13		24 Florentius	1855
Sonn.	25		5 54	6 20	♓	Untg.		25 Mariä Verkünd.	1856
13. W.		Lätare.	Ev. Jesus speist 5000 Mann, Joh. 6. Ep. Gal. 4.						
Sonnt.	26		5 52	6 22	♈	Ab.		26 Ludger	1852
Mont.	27		5 49	6 23	♈	7 6	●	27 Rupertus	
Dienst.	28		5 47	6 25	♉	8 29	N. M.	28 Joh. v. Goch	1853
Mittw.	29		5 44	6 27	♉	9 49	Mg.	29 Eustasius	
Donn.	30		5 42	6 29	♊	11 2	6 22	30 Joh. Heermann	1864
Freit.	31		5 40	6 30	♊	Mg.		31 Ernst der Fromme	1850

Planeten-Erscheinung.

☿ (am 18ten obere ☌☉) sichtbar gegen Ende des Monats, wo er Abends um 7¼ U. in W. N. W. untergeht.

♀ geht Abends um 10¼ U. in N. W. z. W. unter und erscheint am 16ten im größten Glanz.

♂ geht Morg. um 2¼ U. in N. W. unter.

♃ geht Morg. um 2¼ U. in S. O. auf.

♄ geht Abends um 9 U. in O. z. S. auf.

4. Mon.	Datum	Festtage.	Sonnen-Afg. u. M.	Sonnen-Utg. u. M.	Stand	Mond-Sch. u. M.	Mond-Wechsel	Verbesserter evang. Kalender.	Lebbild im J.
Sonn.	1		5 38	6 32	♊	12 6		1 Fritigil	1853
14. W.		Judica. Ev. Von Christi Steinigung, Joh. 8. Ep. Hebr. 9.							
Sonnt.	2		5 35	6 34	♋	1 1		2 Theodosia	1856
Mont.	3		5 33	6 36	♋	1 46	☽	3 Gerh. Tersteegen	1854
Dienst.	4		5 30	6 38	♌	2 22	E. V.	4 Ambrosius	1856
Mittw.	5		5 28	6 39	♌	2 53	Mg.	5 Christ. Scriver	1865
Donn.	6		5 25	6 41	♍	3 19	2 13	6 Albrecht Dürer	1856
Freit.	7	Bußt. i. S.-Coburg	5 23	6 43	♍	3 43		7 Olaus Peterson	
Sonn.	8		5 21	6 45	♍	4 4		8 Mart. Chemnitz	1862
15. W.		Palmarum. Ev. Von Chr. Einzug in Jerus., Matth. 21. Ep. Phil. 2.							1863
Sonnt.	9	Bußt. in Hess.-Darmstadt	5 18	6 46	♎	Aufg.		9 Thomas v. Westen	1853
Mont.	10		5 16	6 48	♎	Ab.		10 Fulbert	1861
Dienst.	11		5 14	6 50	♏	7 26	○	11 Leo der Große	1860
Mittw.	12		5 12	6 52	♏	8 30	V. M.	12 Sabas	1858
Donn.	13	Gr.donn.	5 9	6 53	♏	9 32	Mg.	13 Justin d. Märtyr.	1852
Freit.	14	Charfreit.	5 7	6 55	♐	10 32	5 21	14 Johann Eccart	1854
Sonn.	15	Bußt.*)	5 5	6 57	♐	11 28		15 Simon Dach	1859
16. W.		Osterfest. Ev. Von Christi Auferstehung, Marc. 16. Ep. 1 Cor. 5.							1863
Sonnt.	16	Ostersonnt.	5 3	6 59	♐	Mg.		16 Petrus Waldus	1851
Mont.	17	Ostermont.	5 0	7 0	♑	12 18		17 Mappalicus	1864
Dienst.	18		4 58	7 2	♑	1 1		18 Luther z. Worms	1860
Mittw.	19		4 56	7 4	♒	1 39	☾	19 Ph. Melanchthon	1851
Donn.	20		4 54	7 6	♒	2 12	L. V.	20 Joh. Bugenhagen	1853
Freit.	21		4 52	7 7	♓	2 42	Nachts	21 Anf. d. Canterbury	1854
Sonn.	22		4 50	7 9	♓	3 9	12 14	22 Origenes	1858
17. W.		Quasimod. Ev. Vom ungläubigen Thomas, Joh. 20. Ep. 1 Joh. 5.							
Sonnt.	23		4 48	7 11	♈	Untg.		23 (Georg / Adalbert von Prag	1860 / 1856
Mont.	24		4 46	7 13	♈	Ab.		24 Wilfrid	1865
Dienst.	25	Marcus	4 44	7 14	♉	7 19	●	25 Marcus	1850
Mittw.	26		4 41	7 16	♉	8 37	N. M.	26 Trudpert	1857
Donn.	27		4 39	7 18	♊	9 47	Nm.	27 Otto Catelin	
Freit.	28		4 37	7 19	♊	10 48	3 7	28 Fried. Myconius	1861
Sonn.	29		4 35	7 21	♋	11 39		29 Ludw. v. Berquin	1862
18. W.		Miser. Dom. Ev. Vom guten Hirten, Joh. 10. Ep. 1 Petr. 2.							
Sonnt.	30		4 33	7 22	♋	Mg.		30 Georg Calixt	1851

*) in Mecklenburg-Schwerin, Hannover, S.-Weimar, S.-Gotha, Nassau.

Planeten-Erscheinung.

☿ geht Abends um 9 U. in N. W. z. W. unter.
♀ geht Abends um 10¼ U. in N. W. unter.
♂ geht Morg. um 1¼ U. in N. W. unter.
♃ geht Nachts um 12¼ U. in S. O. auf.
♄ ist die ganze Nacht sichtbar, da er am 17ten in ☌☉ kommt: alsdann erscheint er um Mitternacht im größten Glanz.

5. Mon.	Datum	Festtage.	Sonnen-Afg. u. M.	Sonnen-Utg. u. M.	Tagl.	Mond-Sch. u. M.	Mond-Wechsel.	Verbesserter evang. Kalender.	Lebbild im J.
Mont.	1	Ph. Jacob.	4 31	7 24	♌	12 21		1 (Philippus Jacobus	1859 1862
Dienst.	2		4 29	7 26	♌	12 55	☽	2 Athanas. d. Gr.	1859
Mittw.	3		4 27	7 27	♌	1 23	E. V.	3 Monica	1852
Donn.	4		4 25	7 29	♍	1 47	Nm.	4 Florian	
Freit.	5		4 23	7 31	♍	2 9	4 58	5 Friedrich d. Weise	1854
Sonn.	6		4 21	7 33	♎	2 30		6 Joh. v. Damasc.	1862
19. W.		Jubilate.				Ev. Jesus spricht: Ueber ein Kleines, Joh. 16. Ep. 1 Petr. 2.			
Sonnt.	7		4 19	7 34	♎	2 52		7 (Flavia Domitilla Otto I. der Große	1853 1852
Mont.	8		4 18	7 36	♎	3 14		8 Stanislaus	
Dienst.	9		4 16	7 38	♏	Aufg.		9 Gregor von Naz.	1852
Mittw.	10	Bußt. i. Preuß.	4 14	7 39	♏	Ab.	○	10 Johann Heuglin	1858
Donn.	11	u. A.-Dessau	4 12	7 41	♐	8 26	V. M.	11 Johann Arndt	1850
Freit.	12	Bußt. in Holstein	4 11	7 42	♐	9 24	Ab.	12 Meletius der Gr.	
Sonn.	13		4 9	7 44	♐	10 16	9 17	13 Servatius	
20. W.		Cantate.				Ev. Von Chr. Hingang zum Vater, Joh. 16. Ep. Jak. 1.			
Sonnt.	14		4 7	7 46	♑	11 2		14 Pachomius	1856
Mont.	15		4 6	7 47	♑	11 41		15 Moses	1852
Dienst.	16		4 4	7 49	♒	Mg.		16 5 Märt. d. Lauf.	1860
Mittw.	17		4 3	7 51	♒	12 15		17 Joachim v. Floris	1855
Donn.	18		4 1	7 52	♓	12 45	☾	18 80 Märt. unt. Val.	1851
Freit.	19		4 0	7 54	♓	1 12	L. V.	19 Alcuinus	1852
Sonn.	20		3 58	7 55	♈	1 39	Mg.	20 Val. Herberger	1862
21. W.		Rogate.				Ev. Von der rechten Betekunst, Joh. 16. Ep. Jak. 1.			
Sonnt.	21		3 57	7 56	♈	2 5	7 33	21 Constant. u. Hel.	
Mont.	22		3 56	7 57	♉	2 34		22 Castus u. Aemil.	
Dienst.	23		3 55	7 59	♉	Untg.		23 Hieron. Savonar.	1853
Mittw.	24		3 53	8 0	♊	Ab.	●	24 Ag. Cazalla u. G.	1858
Donn.	25	Himmelf.	3 52	8 2	♊	8 31	N. M.	25 August. v. Cant.	
Freit.	26		3 51	8 3	♋	9 28	Ab.	26 Beda d. Ehrwrd.	
Sonn.	27		3 50	8 5	♋	10 15	11 43	27 Joh. Calvin	1853
22. W.		Exaudi.				Ev. Von d. Verheiß. d. h. Geistes, Joh. 15. 16. Ep. 1 Petr. 4.			
Sonnt.	28		3 49	8 6	♋	10 53		28 Lanfranc	1864
Mont.	29		3 48	8 7	♌	11 24		29 Wilhelm Penn	
Dienst.	30		3 47	8 8	♌	11 51		30 Hieron. v. Prag	1863
Mittw.	31		3 46	8 10	♍	Mg.		31 Joachim Neander	1852

Planeten-Erscheinung.

☿ (am 3ten untere ☌☉) ist in diesem Monat nicht sichtbar.

♀ geht zu Anfang des Mon. Abends um 9 U. in N. W. unter, ist dann unsichtbar (am 8ten untere ☌☉), und erscheint gegen Ende des Mon. als Morgenstern, wo sie um 2¼ U. in O. N. O. aufgeht.

♂ geht Nachts um 12½ U. in N. W. unter.

♃ geht Abends um 10¼ U. in S. O. auf.

♄ geht Morg. um 3¼ U. in W. z. S. unter.

6. Mon.	Datum	Festtage.	Sonnen-Afg. u. M.	Sonnen-Utg. u. M.	Stand	Mond-Sch. u. M.	Mond-Wechsel.	Verbesserter evang. Kalender.	Leb. bild im J.
Donn.	1		3 45	8 11	♍	12 14	☽	1 J. Frdr. Oberlin	
Freit.	2		3 44	8 12	♍	12 36	E. V.	2 Pothm. u. Bland.	1852
Sonn.	3		3 43	8 13	♎	12 57	Mg.	3 Klotilde	1858
23. W.		Pfingstfest.						Ev. Von d. Sendung d. h. Geistes, Joh. 14. Ep. Ap. Gesch. 2.	
Sonnt.	4	Pfingstf.	3 42	8 14	♎	1 18	9 15	4 Quirinus	
Mont.	5	Pfingstm.	3 42	8 15	♏	1 41		5 Bonifacius	1856
Dienst.	6		3 41	8 16	♏	2 7		6 Norbert	1851. 1852
Mittw.	7		3 40	8 17	♐	2 37		7 Paul Gerhard	
Donn.	8		3 40	8 17	♐	Aufg.		8 A. H. Francke	1851
Freit.	9		3 39	8 18	♐	Ab.	○	9 Columba	1861
Sonn.	10		3 39	8 19	♑	9 0	V. M.	10 Fr. I. Barbarossa	1854
24. W.		Trinitatis.						Ev. Von Chr. Gespr. mit Nicod., Joh. 3. Ep. Röm. 11.	1859
Sonnt.	11		3 39	8 20	♑	9 43	Mg.	11 Barnabas	1858
Mont.	12	Bettag vor der Erndte in Braunschw.	3 39	8 20	♒	10 19	10 35	12 Renata v. Ferrara	1857
Dienst.	13		3 38	8 21	♒	10 50		13 Isaac le Febvre	1856
Mittw.	14		3 38	8 22	♓	11 18		14 Basilius der Gr.	
Donn.	15		3 38	8 22	♓	11 44		15 Wilh. Wilberforce	1854
Freit.	16		3 38	8 23	♈	Mg.	☾	16 Benno	
Sonn.	17		3 38	8 23	♈	12 10	L. V.	17 Johann Tauler	1853
25. W.		1. Trinitat.						Ev. Vom reichen Manne, Luc. 16. Ep. 1. Joh. 4.	
Sonnt.	18		3 38	8 24	♉	12 37	Mitt.	18 Pamphilus	1855
Mont.	19		3 38	8 24	♉	1 7	12 47	19 Nic. Conc. Paphnutius	1865
Dienst.	20		3 38	8 25	♉	1 41		20 27 Märt. in Prag	1855
Mittw.	21		3 38	8 25	♊	2 22		21 Matth. Claudius	1865
Donn.	22		3 38	8 25	♊	Untg.		22 Gottschalk	1856
Freit.	23		3 38	8 25	♋	Ab.	●	23 Gottfr. Arnold	
Sonn.	24	Joh. d. T.	3 39	8 25	♋	8 49	N. M.	24 Johannes d. T.	1851
26. W.		2. Trinitat.						Ev. Vom großen Abendmahl, Luc. 14. Ep. 1 Joh. 3.	
Sonnt.	25		3 40	8 25	♌	9 24	Mg.	25 Augsb. Cnf. Uebg.	1851
Mont.	26		3 40	8 25	♌	9 53	8 51	26 Joh. Val. Andreä	1851
Dienst.	27		3 41	8 25	♍	10 18		27 Sieben Schläfer	1856
Mittw.	28		3 41	8 24	♍	10 40		28 Irenäus	1855
Donn.	29	Petr. Paul	3 42	8 24	♍	11 2		29 Petrus / Paulus	1859 / 1850
Freit.	30		3 42	8 24	♎	11 23		30 Raymund Lullus	

Planeten-Erscheinung.

☿ ist in diesem Monat nicht sichtbar.

♀ geht Morg. um 2 U. in O. N. O. auf und hat am 27sten den größten Glanz.

♂ geht Abends um 11¼ U. in N. W. z. W. unter.

♃ ist die ganze Nacht sichtbar, da er am 15ten in ☌☉ kommt, und erscheint alsdann um Mitternacht im größten Glanz.

♄ geht Morg. um 1¼ U. in W. z. S. unter.

7. Mon.	Datum.	Festtage.	Sonnen-Afg. u. M.	Sonnen-Utg. u. M.	Zeich.	Mond-Sch. u. M.	Mond-Wechsel.	Verbesserter evang. Kalender.	Lebt bish. im J.
Sonn.	1		3 43	8 23	♑	11 45	☽	1 H. Voes u. J. Esch	1858
27. W.		3. Trinitat.				Ev. Vom verlornen Schaaf, Luc. 15. Ep. 1 Petr. 5.			
Sonnt.	2	Mariä Hmſ.	3 44	8 23	♏	Mg.	E. V.	2 Mariä Heimſ.	
Mont.	3		3 45	8 23	♏	12 10	Mg.	3 (Otto Biſch. v. Bamb. / Nonius Palearius)	1853 / 1857
Dienſt.	4		3 45	8 23	♏	12 38	2 34	4 Ulrich	1850
Mittw.	5		3 46	8 22	♐	1 11		5 J. Olbc. L. Cobh.	1861
Donn.	6		3 47	8 22	♐	1 51		6 Johann Huß	1858
Freit.	7		3 47	8 21	♑	2 39		7 Willibald	
Sonn.	8		3 48	8 20	♑	Aufg.	○	8 Kilian	1854
28. W.		4. Trinitat.				Ev. Vom Splitter im Auge, Luc. 6. Ep. Röm. 8.			
Sonnt.	9		3 49	8 20	♒	Ab.	V. M.	9 Ephr. d. Syrer	
Mont.	10		3 50	8 19	♒	8 53	Ab.	10 (Knud / Wilhelm v. Dr.)	1862
Dienſt.	11		3 51	8 18	♓	9 23	9 21	11 Placidus	1859
Mittw.	12		3 53	8 17	♓	9 50		12 Heinrich II.	1858
Donn.	13		3 54	8 16	♓	10 16		13 Eugenius	1865
Freit.	14		3 55	8 15	♈	10 43		14 Bonaventura	
Sonn.	15		3 56	8 14	♈	11 12	☾	15 (Answer / Jeruſal. Erob. (1099))	1863 / 1857
29. W.		5. Trinitat.				Ev. Von Petri reichem Fiſchzuge, Luc. 5. Ep. 1 Petr. 3.			
Sonnt.	16		3 57	8 13	♉	11 44	L. V.	16 Anna Askew	
Mont.	17		3 59	8 12	♉	Mg.	Ab.	17 Sper. u. ſ. 11 Gef.	1854
Dienſt.	18		4 0	8 11	♊	12 21	5 20	18 Arnulf	
Mittw.	19		4 1	8 10	♊	1 6		19 Luiſe Henriette	1850
Donn.	20		4 3	8 8	♋	1 57		20 Richard le Feure	
Freit.	21		4 4	8 7	♋	2 56		21 Ebh. d. Württemb.	1853
Sonn.	22	Bußt. u. Bet-	4 5	8 6	♌	Untg.	●	22 Mar. Magdalena	1858
30. W.		6. Trinitat.				Ev. Von d. Phariſäer Gerechtigkeit, Matth. 5. Ep. Röm. 6.			
Sonnt.	23	tag vor der	4 7	8 4	♌	Ab.	N. M.	23 Gottf. v. Hamelle	1859
Mont.	24	Erndte in	4 8	8 3	♌	8 21	Ab.	24 Thom. v. Kempen	1863
Dienſt.	25	M.-Schwer.	4 10	8 2	♍	8 45	7 23	25 Jacobus	1857
Mittw.	26		4 11	8 0	♍	9 7		26 Chriſtophorus	1855
Donn.	27		4 13	7 59	♑	9 28		27 Nahm. Palmarius	1853
Freit.	28		4 14	7 57	♑	9 50		28 Joh. Seb. Bach	1861
Sonn.	29		4 16	7 56	♑	10 13		29 Olaus der Heilige	1852
31. W.		7. Trinitat.				Ev. Jeſus ſpeiſet 4000 Mann, Marc. 8. Ep. Röm. 6.			
Sonnt.	30		4 17	7 54	♏	10 39	☽	30 Johann Weſſel	
Mont.	31		4 19	7 52	♏	11 9	E. V. Ab. 8 3	31 Joh. Casp. Schade	1853

☿ (am 1ſten obere ☌☉) iſt in dieſem Monat nicht ſichtbar.
♀ geht Morg. um 1 U. in N. O. z. O. auf.
♂ ſichtbar noch zu Anfang des Mon., wo er Abends um 10¼ U. in W. N. W. [untergeht.
♃ geht Morg. um 1¾ U. in S. W. unter.
♄ geht Abends um 11½ U. in W. z. S. unter.

8. Mon.	Datum	Festtage.	Sonnen-Aufg. u. M.	Sonnen-Utg. u. M.	Mond-Zeit	Mond-Sch. u. M.	Mond-Wechsel	Verbesserter evang. Kalender.	Lebensbild im J.
Dienst.	1		4 20	7 51	♐	11 46		1 Maccabäer	1857
Mittw.	2		4 22	7 49	♐	Mg.		2 Märt. unter Nero	1854
Donn.	3		4 24	7 47	♑	12 29		3 Wilhelm Thorp	1864
Freit.	4		4 25	7 46	♑	1 22		4 Leonhard Käser	1865
Sonn.	5		4 27	7 44	♒	2 24		5 Evg. Salzburger	1859
32. W.		8. Trinitat.	Ev. Von den falschen Propheten, Matth. 7. Ep. Röm. 8.						
Sonnt.	6	Verkl. Chr.	4 28	7 42	♒	Aufg.		6 Verklär. Christi	1859
Mont.	7		4 30	7 40	♒	Ab.	○	7 Nonna	1851
Dienst.	8		4 32	7 38	♓	7 53	V. M.	8 Hormisdas	1858
Mittw.	9		4 33	7 36	♓	8 20	Mg.	9 Numibicus	1864
Donn.	10		4 35	7 34	♈	8 48	6 23	10 Jerusal. Erober. (70) Laurentius	1851 1850
Freit.	11		4 36	7 32	♈	9 16		11 Greg. v. Utrecht	
Sonn.	12		4 38	7 30	♉	9 48		12 Anselm v. Havelb.	1854
33. W.		9. Trinitat.	Ev. Vom unger. Haushalter, Luc. 16. Ep. 1 Cor. 10.						
Sonnt.	13		4 40	7 28	♉	10 24	☾	13 N. L. Gr. v. Zinzd.	1860
Mont.	14		4 41	7 26	♊	11 6	L. V.	14 Jacob Guthrie	1852
Dienst.	15		4 43	7 24	♊	11 55	Ab.	15 Maria	1860
Mittw.	16		4 45	7 22	♋	Mg.	10 36	16 Joh. d. Beständige	1855
Donn.	17		4 46	7 20	♋	12 50		17 Johan Gerhard	
Freit.	18		4 48	7 18	♋	1 51		18 Hugo Grotius	
Sonn.	19		4 50	7 16	♌	2 55		19 Sebaldus	1865
34. W.		10. Trinitat.	Ev. Von d. Zerstör. Jerus., Luc. 19. Ep. 1 Cor. 12.						
Sonnt.	20		4 51	7 14	♌	Untg.		20 Bernhard	1853
Mont.	21		4 53	7 12	♍	Ab.	●	21 Miss. d. ev. Br. un.	
Dienst.	22		4 55	7 10	♍	7 11	N. M.	22 Symphorianus	
Mittw.	23		4 56	7 7	♎	7 33	Mg.	23 Caspar v. Coligny	1857
Donn.	24	Bartholo-	4 58	7 5	♎	7 55	8 9	24 Bartholomäus	1858
Freit.	25	mäus	5 0	7 3	♎	8 18		25 Ludwig d. Heilige	
Sonn.	26		5 1	7 1	♏	8 43		26 Ulphila	1857
35. W.		11. Trinitat.	Ev. Vom Pharisäer u. Zöllner, Luc. 18. Ep. 1 Cor. 15.						
Sonnt.	27		5 3	6 58	♏	9 11		27 Jovinianus	1858
Mont.	28		5 5	6 56	♏	9 44		28 Augustinus	1864
Dienst.	29	J. d. T. Enth.	5 7	6 54	♐	10 24	☽	29 Johan. d. T. Enth.	1864
Mittw.	30		5 8	6 52	♐	11 11	E. V.	30 Claud. v. Turin	
Donn.	31		5 10	6 50	♑	Mg.	Mitt. 12 40	31 Aidan	1862

Planeten-Erscheinung.

☿ und ♂ sind in diesem Monat nicht sichtbar.
♀ geht Morg. um 1 U. in N. O. z. O. auf.
♃ geht Abends um 11¼ U. in S. W. unter.
♄ geht Abends um 9½ U. in W. z. S. unter.

9. Mon.	Datum.	Festtage.	Sonnen-Afg. u. M.	Sonnen-Utg. u. M.	Mond-Lauf.	Mond-Sch. u. M.	Mond-Wechsel.	Verbesserter evang. Kalender.	Lebbild im J.
Freit.	1		5 11	6 47	♉	12 7		1 Hanna	1853
Sonn.	2		5 13	6 45	♊	1 11		2 Mamas	1860
36. W.		12. Trinitat.	Ev. Vom Taubstummen, Marc. 7. Ep. 2 Cor. 3.						
Sonnt.	3		5 15	6 43	♊	2 23		3 Hildegard	1852
Mont.	4		5 16	6 40	♋	Aufg.		4 Ida	
Dienst.	5		5 18	6 38	♋	Ab.	○	5 Johann Mollio	1865
Mittw.	6		5 20	6 36	♈	6 48	V. M.	6 Matthias Weibel	1854
Donn.	7		5 21	6 33	♈	7 17	Nm.	7 Lazar. Spengler	1860
Freit.	8		5 23	6 31	♉	7 49	2 46	8 Corbinian	
Sonn.	9		5 25	6 29	♉	8 24		9 Ludw. Paschali	
37. W.		13. Trinitat.	Ev. Vom Samariter u. Leviten, Luc. 10. Ep. Gal. 3.						
Sonnt.	10		5 26	6 26	♊	9 5		10 Paul Speratus	1863
Mont.	11		5 28	6 24	♊	9 52		11 Johann Brenz	1850
Dienst.	12		5 30	6 22	♊	10 46	☾	12 Dion. Peloquin	
Mittw.	13		5 31	6 19	♋	11 46	L. V.	13 Wilhelm Farel	1859
Donn.	14		5 33	6 17	♋	Mg.	Mg.	14 (Cyprianus (Dante)	1853 1865
Freit.	15		5 35	6 15	♌	12 49	5 51	15 Arg. v. Grumb.	1861
Sonn.	16		5 37	6 12	♌	1 54		16 Euphemia	1862
38. W.		14. Trinitat.	Ev. Von den zehn Aussätzigen, Luc. 17. Ep. Gal. 5.						
Sonnt.	17	Bußtag in der	5 38	6 10	♍	2 59		17 Lambert	1850
Mont.	18	Schweiz	5 40	6 7	♍	4 4		18 A. G. Spangenbg.	1855
Dienst.	19	[enburg	5 41	6 5	♍	Aufg.	●	19 Thom. v. St. Paul	
Mittw.	20	Bußt. in Lau-	5 43	6 3	♎	Ab.	N. M.	20 Magdal. Luther	1861
Donn.	21	Matthäus	5 45	6 0	♎	6 23	Ab.	21 Matthäus	1850
Freit.	22		5 46	5 58	♏	6 47	11 39	22 Emmeram	
Sonn.	23		5 48	5 55	♏	7 14		23 5 Märt. v. Genf	1862
39. W.		15. Trinitat.	Ev. Vom Mammonsdienst, Matth. 6. Ep. Gal. 5.						
Sonnt.	24		5 50	5 53	♏	7 45		24 Joh. Jac. Moser	1852
Mont.	25		5 51	5 51	♐	8 22		25 (Augsb. Rel.-friede P. Rabaut	1851
Dienst.	26		5 53	5 48	♐	9 5		26 Lioba	1855
Mittw.	27		5 55	5 46	♑	9 56		27 Philip. Graveron	1850
Donn.	28		5 56	5 44	♑	10 55	☽	28 P. Flyst. u. A. Clar.	1851
Freit.	29	Michaelis*)	5 58	5 41	♒	Mg.	E. V.	29 Michaelis	1858
Sonn.	30		6 0	5 39	♒	12 1	M. 3. 40	30 Hieronymus	1858

*) Erndtefest in der Stadt Braunschweig.

Planeten-Erscheinung.

☿ (am 7ten untere ☌☉) sichtbar in der zweiten Hälfte des Monats, wo er Morg. nach 4 U. in O. z. N. aufgeht.
♀ geht Morg. um 2 U. in N. O. z. O. auf.
♂ ist in diesem Monat nicht sichtbar.
♃ geht Abends um 9¼ U. in S. W. unter.
♄ geht Abends um 7¼ U. in W. z. S. unter.

10. Mon.	Datum	Festtage.	Sonnen-Afg. u. M.	Sonnen-Utg. u. M.	Zeich.	Mond-Sch. u. M.	Mond-Wechsel.	Verbesserter evang. Kalender.	Lesbild im J.
40. W.	16. Trinitat.		Ev. Vom Jüngling zu Nain, Luc. 7. Ep. Ephes. 3.						
Sonnt.	1	Erndtefest*)	6 1	5 37	♒	1 13		1 Remigius	1857
Mont.	2		6 3	5 34	♓	2 30		2 Leodegar	
Dienst.	3		6 5	5 32	♓	Aufg.		3 Die heid. Ewalde	
Mittw.	4		6 7	5 30	♈	Ab.	○	4 Franciscus	1863
Donn.	5		6 9	5 27	♈	5 45	V. M.	5 Petr. Carnesecchi	
Freit.	6		6 10	5 25	♉	6 19	Ab.	6 Heinrich Albert	1861
Sonn.	7		6 12	5 23	♉	6 59	11 25	7 Theodor Beza	1865
41. W.	17. Trinitat.		Ev. Vom Wassersüchtigen, Luc. 14. Ep. Ephes. 4.						
Sonnt.	8		6 14	5 20	♊	7 45		8 Rob. Grostead	
Mont.	9		6 15	5 18	♊	8 39		9 Dionysius Areop.	1855
Dienst.	10		6 17	5 16	♋	9 38		10 Justus Jonas	1858
Mittw.	11		6 19	5 13	♋	10 41	☾	11 Ulrich Zwingli	1850
Donn.	12		6 21	5 11	♌	11 46	L. V.	12 Heinr. Bullinger	1852
Freit.	13		6 22	5 9	♌	Mg.	Nm.	13 Elisabeth Frey	1850
Sonn.	14		6 24	5 7	♍	12 52	4 16	14 Nicolaus Ridley	
42. W.	18. Trinitat.		Ev. Vom vornehmsten Gebot, Matth. 22. Ep. 1 Cor. 1.						
Sonnt.	15		6 26	5 5	♍	1 57		15 Aurelia	1854
Mont.	16		6 28	5 2	♍	3 1		16 Gallus	1850
Dienst.	17		6 30	5 0	♎	4 5		17 Aufh. d. Ed. v. Nant.	1865
Mittw.	18	Lucas Buß.	6 31	4 58	♎	Untg.		18 Lucas	1851
Donn.	19	in Hannover	6 33	4 56	♎	Ab.	●	19 Christ. Schmid	
Freit.	20		6 35	4 54	♏	5 17	N. M.	20 F. L. v. Avignon	
Sonn.	21		6 37	4 51	♏	5 47	Ab.	21 Hilarion	1855
43. W.	19. Trinitat.		Ev. Vom Gichtbrüchigen, Matth. 9. Ep. Ephes. 4.						
Sonnt.	22		6 39	4 49	♐	6 22	5 21	22 Hedwig	1858
Mont.	23		6 40	4 47	♐	7 2		23 Heinrich Marthyn	1855
Dienst.	24		6 42	4 45	♐	7 50		24 (Arethas	1862
								Westfäl. Friede	1858
Mittw.	25		6 44	4 43	♑	8 45		25 Johann Heß	1865
Donn.	26		6 46	4 41	♑	9 47		26 Fr. III. v. d. Pfalz	1862
Freit.	27		6 48	4 39	♒	10 55	☽	27 Frumentius	1854
Sonn.	28	Sim., Juda	6 49	4 37	♒	Mg.	E. V.	28 Simon, Juda	1863
44. W.	20. Trinitat.		Ev. Vom hochzeitl. Kleide, Matth. 22. Ep. Ephes. 5.						
Sonnt.	29		6 51	4 35	♓	12 7	Nm.	29 Alfred d. Große	
Mont.	30	[Reformatf.	6 53	4 33	♓	1 23	4 43	30 Jacob Sturm	1855
Dienst.	31	Luthers Thes.	6 55	4 31	♈	2 42		31 Reformationsf.	1859

*) in Preußen, Baiern, Hannover und auf dem Lande in Braunschweig.

☿ sichtbar zu Anfang des Mon., wo er Morg. nach 4¼ U. in O. z. N. aufgeht (am 21sten obere ☌☉).

♀ geht Morg. um 3¼ U. in O. z. N. auf.

♂ ist in diesem Monat nicht sichtbar.

♃ geht Abends um 7¼ U. in S. W. unter.

♄ ist in diesem Monat nicht sichtbar, da er am 26sten in ☌☉ kommt.

11. Mon.	Datum	Festtage.	Sonnen-Afg. u. M.	Sonnen-Utg. u. M.	Zeich.	Mond-Sch. u. M.	Mond-Wechsel.	Verbesserter evang. Kalender.	Lebbild im J.
Mittw.	1	Bußt. in Kurhessen	6 57	4 29	♈	Aufg.		1 Aller Heiligen	
Donn.	2		6 59	4 27	♈	Ab.		2 Victorinus	
Freit.	3		7 1	4 25	♉	4 48	○	3 Pirmin	1861
Sonn.	4		7 3	4 24	♊	5 32	V. M.	4 Joh. Albr. Bengel	1851
45. W.	21. Trinitat.		Ev. Von des Königschen Sohn, Joh. 4. Ep. Ephes. 6.						
Sonnt.	5		7 4	4 22	♊	6 24	Mg.	5 Hans Egede	
Mont.	6		7 6	4 20	♋	7 22	8 57	6 Gustav Adolf	
Dienst.	7	[schweig	7 8	4 18	♋	8 26		7 Willibrord	1861
Mittw.	8	Bußt. i. Braun-	7 10	4 17	♌	9 33		8 Willehad	1863
Donn.	9	Bußt. i. Ham-	7 12	4 15	♌	10 40		9 Joh. v. Staupitz	1850
Freit.	10	burg	7 13	4 13	♌	11 47	☾	10 Martin Luther	1850
Sonn.	11		7 15	4 12	♍	Mg.	L. V.	11 Martin Bisch.	1862
46. W.	22. Trinitat.		Ev. Vom Schalksknecht, Matth. 18. Ep. Phil. 1.						
Sonnt.	12	Erndtefest in	7 17	4 10	♍	12 52	Mg.	12 Livinus	
Mont.	13	Baden	7 19	4 9	♎	1 56	6 39	13 Arcadius	1864
Dienst.	14		7 21	4 7	♎	3 0		14 Pet. Mrt. Vermili	1853
Mittw.	15		7 22	4 6	♎	4 3		15 Johann Kepler	1850
Donn.	16		7 24	4 4	♏	Untg.		16 Casp. Creuziger	1854
Freit.	17		7 26	4 3	♏	Ab.		17 Bernward	1852
Sonn.	18		7 28	4 2	♐	4 22	●	18 Greg. d. Erleucht.	1856
47. W.	23. Trinitat.		Ev. Vom Zinsgroschen, Matth. 22. Ep. Phil. 3.						
Sonnt.	19		7 30	4 0	♐	5 1	N. M.	19 Elisabeth	
Mont.	20		7 31	3 59	♐	5 47	Mg.	20 Johan Williams	
Dienst.	21		7 33	3 58	♑	6 40	11 54	21 Columbanus	1856
Mittw.	22		7 35	3 57	♑	7 39		22 Joh. Oecolampad.	1851
Donn.	23		7 36	3 56	♒	8 44		23 Clemens b. Rom	1852
Freit.	24	Bußt. im K.	7 38	3 54	♒	9 54		24 Johann Knox	1860
Sonn.	25	Sachsen	7 40	3 53	♓	11 7		25 Catharina	1865
48. W.	24. Trinitat.		Ev. Von Jairi Töchterlein, Matth. 9. Ep. Col. 1.						
Sonnt.	26	Bußt. in Ba-	7 41	3 52	♓	Mg.	☽	26 Conrad	1850
Mont.	27	den	7 43	3 51	♓	12 22	E. V.	27 Margar. Blaarer	1852
Dienst.	28		7 45	3 51	♈	1 39	Mg.	28 Alexand. Rousel	
Mittw.	29		7 46	3 50	♈	2 58	3 53	29 Saturninus	
Donn.	30	Andr. Dank-	7 48	3 49	♉	Aufg.		30 Andreas	1856

u. Bettag in den Verein. St. von Nordamerika.

Planeten-Erscheinung.

☿ und ♂ sind in diesem Monat nicht sichtbar (am 11ten ♂ ☌ ☉).
♀ geht Morg. um 5 U. in O. z. S. auf.
♃ geht Abends um 6¼ U. in S. W. unter.
♄ geht Morg. um 5¾ U. in O. S. O. auf.

12. Mon.	Datum	Festtage.	Sonnen-Afg. u. M.	Sonnen-Utg. u. M.	Sonn.	Mond-Sch. u. M.	Mond-Wechsel.	Verbesserter evang. Kalender.	Leb. bild im J.
Freit.	1	Bußt. in M.-Schwerin u. S.-Meining.	7 49	3 48	♉	Ab.		1 Eligius	1855
Sonn.	2		7 51	3 48	♊	4 6	○	2 Joh. Ruysbroek	
49. W.	1. Advent.							Ev. Von Christi Einz. in Jerus., Matth. 21. Ep. Röm. 13.	
Sonnt.	3	Bußt. der Ref. in Oesterreich	7 52	3 47	♊	5 2	V. M.	3 Gerhard Groot	1854
Mont.	4		7 53	3 46	♋	6 4	Ab.	4 Gerh. v. Zütphen	1863
Dienst.	5		7 55	3 46	♋	7 12	7 38	5 Crispina	
Mittw.	6		7 56	3 45	♌	8 21		6 Nicolaus	1863
Donn.	7		7 57	3 45	♌	9 30		7 (Paulus Odontius) (Phil. Frdr. Hiller	1864 1853
Freit.	8	Bußtag *)	7 59	3 45	♍	10 37		8 Martin Rinkard	1863
Sonn.	9		8 0	3 45	♍	11 44		9 Benj. Schmolck	
50. W.	2. Advent.							Ev. Von d. Zeichen d. jüngst. Tages, Luc. 21. Ep. Röm. 15.	
Sonnt.	10		8 1	3 44	♍	Mg.	☾	10 Paul Eber	1851
Mont.	11		8 2	3 44	♎	12 48	L. V.	11 Heinr. v. Zütphen	1852
Dienst.	12		8 3	3 44	♎	1 52	Mg.	12 Vicelin	1860
Mittw.	13		8 4	3 44	♏	2 55	1 7	13 (Odilia (Berthold	1853 1853
Donn.	14		8 5	3 44	♏	3 57		14 Dioscurus	1856
Freit.	15		8 6	3 44	♏	5 0		15 Christiana	1851
Sonn.	16		8 7	3 44	♐	Untg.		16 Adelheid	1852
51. W.	3. Advent.							Ev. Von Johannis Gesandtschaft, Matth. 11. Ep. 1 Cor. 4.	
Sonnt.	17		8 8	3 45	♐	Ab.		17 Sturm	1864
Mont.	18		8 8	3 45	♑	4 33	●	18 Veit L. v. Seckend.	1852
Dienst.	19	[u. Lauenb.	8 9	3 45	♑	5 31	N. M.	19 Clemens v. Alex.	1856
Mittw.	20	Bußt. i. Hann.	8 10	3 46	♒	6 35	Mg.	20 Abraham	1857
Donn.	21	Thomas	8 10	3 46	♒	7 44	5 39	21 Thomas	1857
Freit.	22		8 11	3 46	♒	8 56		22 Hugo M'Kail	1853
Sonn.	23		8 12	3 47	♓	10 10		23 Anna dü Bourg	1851
52. W.	4. Advent.							Ev. Von Johannis Zeugniß, Joh. 1. Ep. Phil. 4.	
Sonnt.	24	Heil. Abend	8 12	3 48	♓	11 25		24 Heilige Abend	
Mont.	25	Christtag.	8 12	3 48	♈	Mg.	☽	25 Christtag	1856
Dienst.	26	Stephanus	8 13	3 49	♈	12 42	E. V.	26 Stephanus	1851
Mittw.	27	Johannes	8 13	3 50	♉	1 59	Nm.	27 Johannes	1855
Donn.	28		8 13	3 51	♉	3 16	1 25	28 Unschuld. Kinder	1854
Freit.	29		8 13	3 52	♊	4 32		29 David	1857
Sonn.	30		8 13	3 52	♊	Aufg.		30 Christ. v. Württb.	1850
53. W.	Sonnt. n. Chr. Geb.							Ev. Von Simeon u. Hanna, Luc. 2. Ep. Gal. 4.	
Sonnt.	31		8 13	3 53	♋	Ab.		31 Joh. Wiclif	1854

*) in S.-Weimar, S.-Gotha, S.-Coburg und der Luth. in Oesterreich.

☿ (am 23sten untere ☌☉) sichtbar gegen Ende des Mon., wo er Morg. um 6¼ U. in S. O. z. O. aufgeht.
♀ geht Morg. um 6¼ U. in S. O. z. O. auf.
♂ und ♃ sind in diesem Monat nicht sichtbar (am 1. Jan. ♃☌☉).
♄ geht Morg. um 4 U. in O. S. O. auf.

Erklärung des Kalenders.

Der vorstehende Kalender enthält, wie es sonst herkömmlich ist, einen chronologischen, einen kirchlichen und einen astronomischen Bestandtheil. *)

Jedem Monat nehmlich ist eine Seite gewidmet. Die erste Rubrik nebst der ersten Reihe der zweiten giebt Wochentag und Datum; die andere Reihe der zweiten Rubrik enthält die in den deutschen protestantischen Kirchen gebräuchlichen Festtage: auch ist über jedem Sonntage sein Name mit den Pericopen angegeben. Die Namen des verbesserten evangelischen Kalenders sind aus dieser Rubrik (so wie die ganze folgende Rubrik mit den Namen des bisherigen evangelischen Kalenders) seit dem Jahrgang 1857 fortgelassen; statt dessen sind sie zu finden in der letzten Rubrik, welche zugleich das Verzeichniß der Lebensbilder enthält, die bisher im Evangelischen Kalender (von 1850—1865) erschienen sind: diese sind kenntlich an der danebenstehenden Jahreszahl, welche den betreffenden Jahrgang desselben nachweiset.

Die noch übrigen Rubriken von der dritten bis zur siebenten enthalten Auf- und Untergang der Sonne, so wie den Lauf des Mondes durch die Zeichen des Thierkreises, Auf- und Untergang desselben und den Eintritt der Mondviertel. Endlich ist unten die Planeten-Erscheinung angegeben und zwar in der Regel für die Mitte des Monats.

Diesem astronomischen Kalender liegt die geographische Breite und die Zeit von Berlin zum Grunde. Es sind also die Zeitangaben für den Auf- und Untergang von Sonne und Mond, für den Eintritt der Mondviertel so wie der Jahreszeiten (auf Seite 1) in mittlerer Berliner Zeit verstanden. Ferner gilt der hier angegebene Auf- und Untergang von Sonne und Mond genau nur für die Breite von Berlin (52° 30′); während unter andern Breiten, je nach der Entfernung und dem Datum, die Zeiten mehr oder weniger abweichen. Man kann aber leicht durch eine bloße Addition oder Subtraction aus den für die Berliner Breite geltenden Angaben den Sonnen-Auf- und Untergang bis auf eine Minute genau für alle Oerter in ganz Deutschland und der Schweiz so wie im Elsaß, in Belgien und den Niederlanden, überhaupt zwischen 45° bis 56° nördl. Breite finden mittelst einer für jedes Jahr gültigen Tafel, die im zweiten Jahrgang (für 1851) dem Monats-Kalender beigegeben, auch daselbst (S. 28. 38 f.) erläutert ist.

*) In einer kleinern Anzahl Exemplare für solche Länder, in denen die Stempelgesetzgebung der Einführung auswärtiger Kalender entgegensteht, ist nur im Allgemeinen der Monatskalender aufgenommen mit dem oben erwähnten Verzeichniß der Lebensbilder (worin die Namen des verb. evang. Kalenders enthalten sind), unter Auslassung aller auf das Jahr 1865 bezüglichen kirchlichen und astronomischen Angaben; hingegen eine Uebersicht der kirchlichen Festordnung für die nächsten 10 Jahre hinzugefügt.

Einleitung.

1. Der kirchliche Kalender.

Der verbesserte evangelische Kalender, der in der letzten Rubrik sich findet, (s. Ev. Kalender für 1857, S. 14. und das. Vorr. S. V.) ist unverändert geblieben*), wie er seit dem ersten Jahrgang dieses Jahrbuchs, für 1850, aufgestellt worden. Von der Herleitung und Zusammensetzung desselben ist schon in der Einleitung daselbst (S. 1—9) Rechenschaft gegeben. Eine kurze Erläuterung sämmtlicher Namen dieses Kalenders findet sich, geordnet nach den Ländern und demnächst nach den Zeiten, im ersten Jahrgang (S. 20—36), und allgemein nach den Zeiten geordnet, im zweiten Jahrgang (S. 53—65); das alphabetische Verzeichniß dieser Namen enthält der vierte Jahrgang (S. 37—42).

Die Rubrik der Festtage zeigt sowohl die allgemeinen evangelischen Feste, als auch die in manchen deutschen Landeskirchen als halbe Feiertage noch beobachteten Marien- und Apostel-tage an, — die überall an dem gleichen Monatstage anstehen; dazu ist von den besonderen Feiertagen, in deren Anordnung Verschiedenheit obwaltet, für die größeren deutschen Landeskirchen sowie für die Schweiz der Buß- und Bettag seit dem Jahrg. 1853 und das Erndtefest, soweit es an einem festen Tage gefeiert wird, seit dem Jahrg. 1855 angesetzt. Erläuterungen über dieselben sind in den Jahrgängen 1853 (S. 29—36) und 1854 (S. 56—68) gegeben.

2. Die Lebensbilder.

An den verbesserten evangelischen Kalender knüpfen sich die Lebensbilder, deren diesmal 15 mitgetheilt werden, einschließlich der Schilderung Dante's in der Rubrik der vermischten Aufsätze: eine Uebersicht derselben, wie sie nach den Zeiten und Ländern sich vertheilen, folgt zum Schluß. — Von den vorigen Jahrgängen enthalten die beiden ersten jedesmal 28, der dritte 24, der vierte 26,

*) Abgesehen von vier in Klammern beigefügten Namen am 19. Jan. und 3. Juli, s. Jahrg. 1856 S. 15. Anm. und Jahrg. 1857 Vorr. S. III; so wie am 7. December, s. Jahrg. 1864 Vorr. S. III, und 14. Sept., s. Jahrg. 1865 Vorr. S. IV.

der fünfte 23, der sechste 21, der siebente 20, der achte 16, der neunte 23, der zehnte 18, der elfte bis vierzehnte je 16, der fünfzehnte 11 Lebensbilder (wozu im zehnten, elften und funfzehnten Jahrgange drei Lebensbilder aus der neuern Zeit kommen). — Ein Verzeichniß derselben für alle sechzehn Jahrgänge ist nach der Folge der Gedächtnißtage in dem hier voranstehenden Monats-Kalender gegeben.

3. Die Kunstbeilagen.

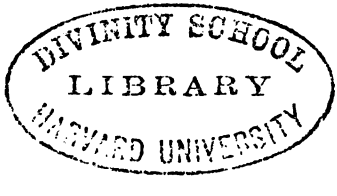
1. Das Bild auf der Vorderseite des Umschlags stellt, wie bisher, Christus als den guten Hirten dar, von einem Wandgemälde in einem altchristlichen Cömeterium bei Rom. Die nähere Beschreibung und Erläuterung desselben s. im Jahrg. 1852, S. 24 f.

2. Die Tafel zu S. 17 enthält das Bildniß Dante's in halber Figur, nach dem Gemälde von Giotto, welches im J. 1840 im Palast des Podesta zu Florenz entdeckt worden; s. S. 40.

3. Die Tafel zu S. 74 zeigt die Figur Dante's in der Scene seiner göttlichen Komödie, Par. XXIV—XXVI, wie er im himmlischen Paradiese, in der achten Sphäre, der des Fixsternhimmels, geleitet von Beatrice, von den Aposteln Petrus, Jacobus und Johannes über die drei theologischen Tugenden und eben jetzt von Johannes über die Liebe geprüft wird; vergl. S. 76. Die Composition ist von Cornelius, und nicht allein in seinen Umrissen zu Dante's Paradies mit Text von Döllinger (1830), Taf. 6. vorhanden, sondern auch ausgeführt in einem großen Carton, jetzt im Besitz des G. R. Brüggemann in Berlin, und in Kupfer gestochen von Scheffer. Hiernach ist diese Zeichnung angefertigt.

Die Zeichnung von Nr. 2. und 3. hat Prof. Schubert in Berlin, den Holzschnitt die xylographische Anstalt von Gern daselbst ausgeführt.

4. Auf der Rückseite des Umschlags ist der Phönix auf dem Scheiterhaufen abgebildet nach einem Gemälde auf Tapeten des 15. Jahrhunderts im Museum Clüny zu Paris. Das Nähere zur Beschreibung dieses Gemäldes und zur Erläuterung jenes Sinnbildes enthält der Jahrgang 1851, S. 41 f.


DIVINITY SCHOOL
LIBRARY
HARVARD UNIVERSITY

Dante.

Vermischte Aufsätze.

Dante
und seine Theologie.

Das nahe Seculargedächtniß des Tages, an welchem vor 600 Jahren Dante geboren ist (im Mai 1265), regt zu freudiger Erhebung in seinem Vaterlande an, wo er der Zeit wie dem Range nach der erste nationale Dichter ist: wie von Alters her die Geister um ihn sich geschaart haben, so ist man auch heute bereit ihn zu feiern, da nach längerer Gleichgültigkeit[1]) daselbst in den letzten Decennien ein neuer Cultus seines Genius erwacht ist nicht ohne Zusammenhang mit der Idee nationaler Einheit, für deren Träger er gilt[2]). Wie wird es in Deutschland gehalten werden, wo eben jetzt von dem Werk Dante's eine neue Uebersetzung hervortritt mit dem Anspruch, dem deutschen Volk (es ist von der Menge derjenigen die Rede, die eigenes und fremdes Geistesleben verstehen und genießen) den großen Schatz

1) Im J. 1791 schrieb A. W. Schlegel, S. W. Bd. III. S. 200 (s. sogleich S. 19): In unserm Zeitalter ist Dante selbst seinen Landsleuten, außer den gründlicheren Kennern ihrer Sprache und Literatur, wenig bekannt. Seine Dunkelheit wird ihnen immer undurchdringlicher, seine Sprache fremder, der männliche Klang seiner Verse rauher und barbarischer. Es thut mir leid für die Italiener, daß sie den ehrwürdigen Vater ihrer Sprache und Dichtkunst mehr rühmen, als lesen.

2) Die Frage, ob in Dante der Keim der heutigen Bewegung zu suchen sei, welche ein freies und einiges Italien, das Ende aller Fremdherrschaft und das der weltlichen Gewalt des Papstes erstrebt, hat K. Witte zum Gegenstand eines Vortrags gemacht: Dante und die italienischen Fragen. Halle 1861. Das Resultat ist (S. 43): daß „Dante der erste gewesen, der die Bewohner der Halbinsel das ganze Italien als ihr Vaterland erkennen lehrte und der Liebe zu diesem Vaterland begeisterte, noch heute in Aller Herzen nachklingende Worte lieh." Doch mit dem Hinzufügen, „daß diese Einheit Italiens, die er verkündet, von derjenigen weit verschieden sei, welche in unsren Tagen verwirklicht werden soll" u. s. w.

zu heben und ihm zur Theilnahme an jener Feier Verständniß und Stimmung zu geben [1]).

Der fremde Ursprung und die Sprache würden das nicht grade hindern, wie denn die Deutschen vor andern Nationen die Gabe und selbst die Neigung haben, Fremdes zu würdigen und sich anzueignen. Auch ist bei uns seit länger als zwei Menschenaltern so viel Liebe und Arbeit ihm und seinem Werke gewidmet, dasselbe ist durch Uebersetzung und Erklärung so zugänglich gemacht, daß ein Wetteifer mit den einheimischen Dichtern wohl möglich wäre. Jener Anspruch jedoch enthält selbst das Eingeständniß, daß Dante eine volksthümliche Geltung in Deutschland nicht hat; es ist aber auch einzusehn, daß er eine solche niemals erlangen kann. Unter unsern eigenen Dichtern ist nur einer, Schiller, den an dem Seculartage seiner Geburt (10. Nov. 1859) eine wirklich nationale Feier ausgezeichnet hat, die in alle Schichten des Volks eingedrungen ist: das geschah mit einer solchen Kraft und Einmüthigkeit, daß die Deutschen selbst davon überrascht wurden, wobei freilich besondere Umstände und Stimmungen *mitgewirkt* haben. Unter den Dichtern fremder Zunge ist einer, der sich bei uns eingebürgert hat, zumal ihm das Vorrecht zur Seite steht, durch die Bühne zum Publikum zu sprechen, Shakspeare: von welcher Art und wie verbreitet seine Verehrung ist, hat eben auch der Secularlag seiner Geburt (23. April 1864) offenbar gemacht, der in Deutschland mit mehr Theilnahme und wahrem Verständniß gefeiert worden, als selbst in dessen Heimathlande. Doch kann man diese Feier nicht volksthümlich nennen, wie denn nur ein Theil der Gebildeten unter seiner Einwirkung steht. Noch viel enger ist der Kreis für Dante. Es wirkt dahin schon die Form seines Werks als eines Lehrgedichts; und für den Inhalt ist es ein gewaltiger Unterschied, daß der britische Dichter um volle drei Jahrhunderte unserer Zeit näher und zwar auf protestantischem Boden steht. Bei jenem ist es eine andere Welt in nationaler, staatlicher und kirchlicher Hinsicht, auf welche die Voraussetzungen seines Gedichts führen: und da er in allen diesen Dingen auf seine Zeitgenossen wirken will, so breitet sich der zeitgeschichtliche Stoff weit aus bis in die Einzelheiten der Städte, Geschlechter und Personen,

1) J. Braun, Dante's göttliche Komödie, für das deutsche Volk bearbeitet. Bd. I. Berlin 1863. S. 4. 6. 13. — Durch den hier und später (S. 21. 57) folgenden Einspruch soll jedoch der Anerkennung des für sein Unternehmen begeisterten Verfassers nichts entzogen sein.

die heute nur sehr mittelbar ein Interesse erregen können: wie in seiner Klage über die Bewohner des Arnothales und über den Verfall vieler edlen Geschlechter in der Romagna [1]). Und seine Auffassung der Zeitgeschichte wirkt zurück in der Kritik der Weltgeschichte: wie nur aus seiner Ansicht des römisch-deutschen Kaiserthums sich erklärt, daß er die letzten Römer Brutus und Cassius, als die Mörder Cäsars, neben dem Verräther Judas in die unterste Hölle setzt [2]). Aber auch seine ideale Welt ist von dem heutigen Ideenkreise weit entfernt: dahin gehört einmal die reichliche Verwendung heidnischer Mythen und zwar in gleicher Linie und gemischt mit geschichtlichen Personen und Ereignissen; sodann in dem Lehrstoff die durchgehende Einführung von Begriffen und Sätzen der scholastischen Theologie so wie in der poetischen Anlage die allegorisch-mystische Richtung, wodurch übersinnliche Gegenstände, sowohl des diesseitigen als des jenseitigen Lebens in sinnlicher Form ausgeprägt werden. Alles dies liegt nicht im Bereich der allgemeinen Bildung, wie sie in unsern Tagen verbreitet ist, und fordert vielmehr ein besonderes Eingehn auf das Zeitalter und den Standpunkt des Dichters. Dann aber bietet er in dem neuen Zauber der Sprache und der Poesie einen Reichthum von Erkenntniß in göttlichen und menschlichen Dingen mit einem sittlichen Ernst und einer Kraft der Läuterung, daß er jedes Zeitalter heimathlich anspricht und den Besten darin genug thut.

Davon haben wir in Deutschland den Beweis seit der Blüthe unsrer eigenen Nationalliteratur, da er drei Männern ersten Ranges volle Verehrung abgewonnen hat, die auf verschiedenen Gebieten, der Dichtung, Philosophie und Geschichtschreibung eine Herrschaft behaupten: Goethe, Schelling, Schlosser. Zuvor jedoch ist an A. W. Schlegel zu erinnern, der nach seiner Kenntniß fremder Literaturen und nach seiner Begabung, ihre Schätze den Deutschen anzueignen, auch zu Dante gekommen ist und sich die Aufgabe gestellt hat, ihn als seinen Lieblingsdichter „bekannter unter uns zu machen, ein schwaches Bild seines Geistes zu entwerfen, wie er es mit seinem Gefühl auffassen vermöge." Das hat er ausgeführt durch eine Einleitung in sein Leben und seine Werke, so wie durch Auszüge und Uebersetzungen besonders von der Hölle, die er seit 1791 bis 1797 in verschiedenen Zeitschriften, namentlich in Schillers Horen von 1795 bekannt gemacht hat [3]). Wie

1) Purg. XIV, 30 ff. 92 ff. 2) Inf. XXXIV, 62. 65. 67.
3) A. W. v. Schlegel S. Werke v. Böcking Bd. III. S. 199—388.

es aber damals um die Würdigung Dante's stand, zeigt sich an der Vorkehrung, die er macht, um zu seiner Aufgabe zu gelangen. Um ungestört recht viel Gutes von ihm sagen zu können, erklärt er gleich zu Anfang, daß Dante's Seltsamkeit ihm eben so stark auffalle, als irgend Jemanden; nachdem er zuvor bemerkt: daß ihretwegen und weil Dichtersinn und Dichterwerth unter einer mönchischen Verkleidung, eben so wenig als Tugend im Kittel, von gemeinen Blicken erkannt wird, die Meisten ihn wieder verlassen, ehe sie ihn noch gefunden haben. Darum sei er auch dem Spott sehr ausgesetzt: manchem witzigen Kopf sei es weit leichter, ihn lächerlich zu machen, als nur Einen Zug seiner Größe in sich überzutragen. Also erklärt er ihn für „einen der eigensten Sonderlinge, die je unter Gottes Himmel herumgewandelt sind, und einen der großherzigsten, tiefsinnigsten, einfältigsten, ächtesten Menschen“[1]). Während er aber auf das erstere öfter zurückkommt[2]), zeigt er auch das andere auf in seinem Leben und in seiner Dichtung: an jenem hebt er hervor, wie es das Siegel menschlicher Vortrefflichkeit ist unabhängig zu sein vom Schicksal; weder Druck, noch Leiden, noch Unruhe und Ungewißheit des äußern Zustands machten seine Seele irre in ihrem Thun[3]). Und von seinem Gedicht sagt er: er habe die Unternehmung zu Ende geführt mit einer Ueberlegenheit, daß alle Werke seiner Zeitgenossen, nicht nur in Italien, sondern in ganz Europa, wie Mißgeburten oder Zwerggestalten daneben stehen ..... „Und wenn man nun liest, wie er von Mächtigen und Geringen, von Lebenden und Todten, so frei, so niederwerfend stark die Wahrheit sagt, und dann bedenkt, der, welcher so redet, war seiner bürgerlichen Existenz beraubt, ohne die im damaligen Italien eben so wenig, als im alten Griechenlande, Wohlstand des Lebens stattfand; war unstät, abhängig und beinah zum Betteln verdammt: wer muß sich nicht mit Ehrfurcht neigen vor seinem Bilde, nicht weil es eines Denkers oder Dichters, sondern weil es eines Mannes Bild ist?“[4])

Von Goethe haben wir allerdings nur einzelne Aeußerungen über Dante, aber sie ziehen sich durch 50 Jahre seines Lebens hin: und nichts ist ungegründeter, als daß er „vor diesem großen

1) Ebendas. S. 199.

2) Ebendas. S. 207: schon Dante's Schrift Vita nuova ist mit dem Stempel der Seltsamkeit, der seine spätern Schriften so ganz einzig charakterisirt. S. 226: die göttliche Komödie ist höchst sonderbar im Größten und Kleinsten u. s. w.

3) S. 221. 4) S. 222.

Menschen und ganzen Manne schen in der Ferne geblieben sei, mit einigen leichtfertigen Aeußerungen ihm Genüge zu thun gemeint und nicht viel mehr von ihm gewußt habe, als die Gebildeten unsrer Zeit," wie neuerdings der Vorwurf erhoben ist [1]). Während seines römischen Aufenthalts im J. 1787 war es, daß er im Gespräch mit Italienern über ihre nationale Dichtung auch auf Dante einging und, wie er selbst erzählt, in Beziehung auf den außerordentlichen Mann seinen Beifall und Billigung aussprach; nur als man ihm entgegenhielt, daß jeder Ausländer auf das Verständniß eines solchen Geistes Verzicht thun müsse und darüber hin und her geredet worden, äußerte er seinen Verdruß durch scheinbare Zustimmung und sagte den Gegner verhöhnend: „er habe nie begreifen können, wie man sich mit diesen Gedichten beschäftigen möge; ihm komme die Hölle ganz abscheulich vor, das Fegfeuer zweideutig und das Paradies langweilig," womit dieser zufrieden war [2]). Im J. 1801 gab ihm Böhlendorfs eben erschienenes Trauerspiel Ugolino, wozu der Stoff aus Dante genommen ist, Veranlassung, über diesen und seine Behandlung des Gegenstandes sich bestimmter zu erklären: „Wenn das außerordentliche Genie etwas hervorbringt, das Mit- und Nachwelt in Erstaunen setzt, so verehren die Menschen eine solche Erscheinung durch Anschauen, Genuß und Betrachtung, jeder nach seiner Fähigkeit; allein da sie nicht ganz unthätig bleiben können, so nehmen sie öfters das Gebildete wieder als Stoff an, und fördern manchmal dadurch die Kunst. Die wenigen Terzinen, in welche Dante den Hungertod Ugolino's und seiner Kinder einschließt, gehören mit zu dem Höchsten, was die Dichtkunst hervorgebracht hat: denn eben diese Enge, dieser Lakonismus, dieses Verstummen bringt uns den Thurm, den Hunger und die starre Verzweiflung vor die Seele. Hiermit war alles gethan, und hätte dabei wohl bewenden können" [3]). Dieses Zeugniß im Munde Goethe's würde ausreichen die Geltung Dante's bei ihm zu bekunden, wenn nicht einzelne Aeußerungen zu widersprechen schienen, die von dessen Freunden ihm entgegen gehalten werden. So empfiehlt Goethe in den zahmen Xenien dem Künstler, Scenen aus dem heitern Leben

1) Braun am a. O. S. 13. 340 f. Dagegen hat Stahr Goethe's Rechtfertigung geführt, Ueber Dante, in der Köln. Zeitung vom 20. u. 21. Mai 1863.

2) Goethe Italien. Reise. W. Ausg. von 1851. Bd. XIX. S. 367.

3) Rec. in der Jen. Lit. Zeit., W. Bd. XXVI. S. 118.

sich anzueignen, nicht „Modergrün aus Dante's Hölle“ [1]). Aber nicht zu gedenken, daß man einen scharfen oder etwas übermüthigen Ausdruck auch in diesen Xenien nicht grade wörtlich nehmen darf, liegt darin kein Tadel: Goethe könnte in gleicher Weise von der Nachahmung einer Scene aus der Hexenküche oder der Walpurgisnacht, die er im Faust vorführt, abmahnen, ohne seiner eigenen Dichtung etwas zu vergeben. Eben so ist es mit seinem Urtheil vom J. 1821 über Ildegonda von Grossi, von dessen Ausführung er rühmt, daß sie höchst gebildet sei nach dem Charakter großer Vorgänger: „Tasso's Anmuth, Arioſts Gewandtheit, Dante's widerwärtige oft abscheuliche Großheit, eins nach dem andern wickelt sich ab“ [2]). Schon die Zusammenstellung zeigt, daß das nicht eine Herabsetzung Dante's sein soll, und der Sinn geht deutlich hervor aus der folgenden Bemerkung über jenes Werk eines Nachfolgers, das Goethe nicht wieder lesen mochte wegen der „gespensterhaften Ungeheuer, die ihn bei der ersten Lesung verschüchterten,“ und die er bemüht war „nach und nach aus der Einbildungskraft zu vertilgen.“ Der Ausdruck bezeichnet also die Schrecken des Infernum und würde namentlich ohne Zweifel die von ihm selbst gepriesene Schilderung von dem Hungertode Ugolino's treffen, besonders das damit zusammenhängende grause Schauspiel, wie dieser in der Hölle seinen Haß an dem Mörder sättigt. Mithin geht der Dichter frei aus, wenn auch in seinem Gedicht sich Scenen finden, die der Natur der Sache nach, wie sie abschrecken sollen, auch abstoßend wirken, zumal bei Goethe, der aus einem gewissen Gleichmaaß in der Stimmung sich nicht herauswerfen lassen mochte. Wenn er später, im J. 1826 wirklich eine Einwendung macht, wie ihm die Anlage der Hölle im Ganzen, in Form eines Amphitheaters nicht gefällt, das, ungeheuer wie es sein möchte, uns immer als etwas künstlerisch Beschränktes vor die Einbildungskraft sich hinstellt [3]); so hebt er doch

1) Goethe Zahme Xenien III. W. Bd. III. S. 71:
Entweicht, wo düstre Dummheit gerne schweift,
Inbrünstig aufnimmt was sie nicht begreift,
Wo Schreckens-Mährchen schleichen, stutzend fliehn,
Und unermeßlich Maaße lang sich ziehn.
Modergrün aus Dante's Hölle
Bannet fern von eurem Kreis,
Ladet zu der klaren Quelle
Glücklich Naturell und Fleiß.

2) Tag und Jahreshefte von 1821. W. Bd. XXI. S. 285.

3) Ueber Dante (aus Anlaß der Ueberſetzung von Streckfuß) W.

den Tadel sofort wieder auf: man werde durch den seltsamsten Reichthum der einzelnen Localitäten überrascht, in Staunen gesetzt, verwirrt und zur Verehrung genöthigt. Ohnehin ist in dieser Anzeige die Anerkennung der großen Geistes- und Gemüthseigenschaften Dante's vorangestellt. Endlich im folgenden Jahr, 1827, indem er dem Satz Fr. H. Jacobi's, die Natur verberge ihm seinen Gott, mit der Behauptung entgegentritt, daß er in der Außenwelt Gottes Handschrift am allerdeutlichsten sehe[1]), beruft er sich auf Dante und bildet die Stelle aus dem elften Gesange der Hölle nach, wo dieser von Gott die Natur, und von der Natur die Kunst als Gottes Enkelin ableitet: „da lobe ich mir unsern Dante, der uns doch erlaubt, um Gottes Enkelin zu werben," — und dafür erklärt er in dieser Nachbildung die Naturphilosophie.

Hier tritt nun, nicht ohne Anknüpfung an Goethe, der Urheber der Naturphilosophie selbst ein, Schelling, von dem wir einen eigenen Aufsatz haben vom J. 1803 über Dante in philosophischer Beziehung[2]), der, von geringem Umfang, gewiß zu dem bedeutendsten und geistvollsten gehört, was unter uns über Dante gesagt ist. Schelling erkennt in dessen Gedicht die Durchdringung der Begebenheiten seiner Zeit mit den Ideen der Religion, der Wissenschaft und der Poesie in dem überlegensten Geist jenes Jahrhunderts[3]) und vergleicht es mit Goethe's Faust, als dem einzigen deutschen Gedicht von universeller Anlage, welches die äußersten Enden in dem Streben der Zeit, durch die Gestalt des Faust, auf ähnliche Weise zusammenknüpft: nehmlich jenes Gedicht soll in seiner Allgemeingültigkeit und Urbildlichkeit für die ganze moderne Poesie gefaßt werden[4]). Also verkündet er: „Im Allerheiligsten, wo Religion und Poesie verbündet, steht Dante als Hoheprieſter und weiht die ganze moderne Kunst für ihre Bestimmung ein. Nicht ein einzelnes Gedicht, sondern .... eine Gattung für sich, steht die göttliche Komödie so ganz abgeschlossen, daß .... sie als eine eigene Welt auch ihre eigene Theorie fordert"[5]). Worauf er den Namen Komödie, nach Dante's

---

Bd. XXVI. S. 467. Vergl. dagegen S. 469: man frage nun seine Einbildungskraft, ob dieser ungeheure Berg- und Felsensturz im Geiste nicht vollkommen gegenwärtig geworden sei.

1) In der Anzeige von Jacobi's Briefwechsel, Ebendas. S. 240.

2) Schelling im Krit. Journal der Philos. Bd. II. St. 3. Tübingen 1803. S. 34—50; daraus in s. Sämmtl. Werken Abth. I. B. V. S. 152—163.

3) S. 153. 4) S. 156. 153 f. 5) S. 152 f.

eigener Erklärung, und die gemischte Art seines Vortrags erläutert. Von hier aus läßt sich auch der Mißklang lösen, den jene Aeußerung in Goethes Xenien zurücklassen könnte, wie Schelling weiterhin bemerkt: „Dante's Geist entsetzt sich vor dem Schrecklichen nicht, ja er geht bis an die äußerste Grenze desselben. Aber es ließe sich für jeden einzelnen Fall zeigen, daß er niemals aufhört erhaben und demnach wahrhaft schön zu sein; denn was Menschen, die das Ganze nicht zu fassen im Stande sind, zum Theil als niedrig ausgezeichnet haben, ist es nicht in ihrem Sinne, sondern nothwendiges Element der Gemischtheit des Gedichts, wegen welcher es Dante selbst Komödie nannte“ [1]). Die Durchführung jener Behauptung aber leitet zu dem Ergebniß, daß in der Durchdringung aller Elemente der Poesie und Kunst die bewundernswürdige Größe des Gedichts hervorleuchtet. „Dieses göttliche Werk, heißt es, ist nicht plastisch, nicht pittoresk, nicht musikalisch, sondern dieß alles zugleich und in zusammenstimmender Harmonie: es ist nicht dramatisch, nicht episch, nicht lyrisch, sondern auch von diesem eine ganz eigne, einzige, beispiellose Mischung“ [2]). Und er macht schließlich die Anwendung von seiner urbildlichen Bedeutung für die ganze moderne Poesie: „die die Poesie der spätern Zeit nicht nach oberflächlichen Begriffen, sondern in ihrem Quell kennen lernen wollen, mögen an diesem großen und strengen Geist sich üben, um zu wissen, durch welche Mittel die Ganzheit der neueren Zeit umfaßt werde, und daß kein so leicht geknüpftes Band sie vereinige. Die hiezu nicht berufen sind, mögen gleich die Worte am Anfang des ersten Theils auf sich selbst beziehen: Laßt alle Hoffnung fahren, die ihr eingeht.“ — Wie dem großen Philosophen das Werk des italienischen Dichters im Einzelnen gegenwärtig war, läßt eine spätere Hauptschrift ersehen, sein Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen des Herrn Jacobi, vom J. 1812, worin er gegen dessen Forderung, daß die Wissenschaft in Ansehung der höchsten Lehren neutral bleiben solle, auf ihn sich beruft [3]): „der große christliche Dichter Dante sieht an einem Ort, der weder Himmel noch Hölle ist, die beider Unwerthen, die Elenden, die Gott mißfielen und seinen Feinden, die nie recht lebendig waren, vermischt

1) S. 160. 2) S. 163.

3) Schelling Denkmal S. 164, aus Inf. III, 37. 63. Bei Schelling steht fehlerhaft: Gott und seinen Freunden. Und dies ist in der neuen Ausgabe, Sämmtl. Werke Abth. I. Bd. 8. S. 110 stehen geblieben.

mit dem nichtswürd'gen Haufen
Der Engel, die nicht offen sich empört,
Noch ihrem Gotte treu, für sich geblieben."

Der dritte in dieser Reihe, F. Chr. Schlosser hatte, wie er im J. 1855 erklärt, seit 50 Jahren mit dem Studium des Dante sich beschäftigt und seit 1824 mehrere Aufsätze veröffentlicht, die unter dem Namen Dante, Studien, im genannten Jahre gesammelt von ihm herausgegeben sind. Er erkennt in dessen Werk die beiden Richtungen und darin die Größe des Dichters, daß derselbe „beide Welten, die äußere und die innere erfaßt hat und auf der einen Seite eben so praktisch und historisch-kritisch ist, als auf der andern Seite in ein Ideal göttlicher und menschlicher Weisheit und Liebe und Gnade und Wahrheit ganz verloren"[1]). Auch sonst erkennt er das erstere an[2]); aber nicht jenes, das historisch-kritische Element ist es, das er selbst bei Dante sucht, im Gegentheil er will sich durch ihn für platonische Liebe und stilles inneres Leben begeistern[3]): er sucht bei ihm ein Gegengewicht gegen die Erfahrungen, die er in den Fundgruben der Geschichte geschöpft oder in der Gegenwart selbst erlebt hat. Von diesem Standpunkt schildert er ihn schon in dem ersten Aufsatz von 1824: „Dante lernte, wie wir alle, im widrigen Schicksal Gott suchen, und ihn im eigenen Busen finden. Die schönste Flamme reiner Liebe hatte seine Seele gereinigt, von ihr erleuchtet drang er zu der heiligen Quelle, aus welcher die göttliche Gnade mit dem Wonnetrank unaussprechlicher Freuden, und mit reiner Seligkeit Fülle, jede einsame in der sengenden Hitze eines gemeinen und niedrigen Lebens nach Labung lechzende Seele erquickt, die um das Edle und Hohe kräftig gekämpft, nach Wahrheit redlich gerungen, und im Verkehr der Welt nur Schein und Lüge, nur Trug und Falschheit gefunden. Jetzt öffnete sich ihm das Geheimniß christlicher Lehre, der Schleier, den der Pfaffen Trug und der Mönche Arglist gewoben, zerriß; er ... allein mitten im mönchischen Dunkel erkannte, was es heißt, daß der

1) Schlosser Dante S. 39. Vergl. S. 35.

2) Ebendas. S. 97: der Bericht der Reise über diese Vorhölle enthält eine Menge Geschichten, Charaktere, Zeichnungen von Thaten und Sitten, ein lebendiges und historisch wahres Gemälde von Italien und seiner ganzen inneren Lage, eine Schilderung des ersten Habsburgers und der Könige seiner Zeit. Diese Seite hatte schon Schlegel hervorgehoben am a. O. S. 202, wie Dante in historischer Hinsicht studirt zu werden verdient, da in seinem Gedicht das Bild des Zeitalters hell und treu sich spiegelt.

3) Wie er in der Einleitung sagt S. 11.

Geist Gottes durch Christum über die Völker gegossen ward" [1]). Und wie hoch er dessen Werk stellt, zeigt sich in der folgenden Entwickelung seines Planes, wo er, nachdem er durch Hölle und Purgatorium ihn begleitet, mit den Worten anhält: „Hier müssen wir aufhören, den Sinn des Dichters anzudeuten, denn welches Sterblichen Geist, den nicht Gott seiner besondern Gnade gewürdigt, vermöchte dem erleuchteten Seher von Himmel zu Himmel im dritten Theile seines Gedichts andeutend zu folgen?" [2]) Jenen Standpunkt aber behauptet er noch 30 Jahre später, nur daß er noch persönlicher sich ausdrückt: „Wer wie Dante, neben dem der Verfasser sich kaum zu nennen wagt, des Lebens Last und Hitze schwer getragen hat, und aus innerem Bedürfniß in gelehrten Studien der Philosophie oder der Theologie keine Befriedigung gefunden und das Joch des blinden Glaubens, das man jetzt wieder der Menschheit aufzwingen will, zu tragen nicht Lust hat, wird im Dante Trost suchen." Also habe er, „der das irdische Leben ganz und durchaus im irdischen Lichte zu betrachten pflege, Dante und dessen Ausleger, Landino und Vellutello in seiner Einsamkeit benutzt, um ein himmlisches Licht in sein inneres Leben zu bringen" [3]). „Wir wollen indessen, sagt er weiterhin [4]), diese Ausleger andern nicht dringend empfehlen, weil wir im Dante besonders die Wolke, nicht gerade das Licht suchten und in dieser Wolke eine Zuflucht vor der dürren Wirklichkeit der Gegenwart und dem trostlosen kritischen Lichte der Forschung aller Geschichte, aller Zeiten fanden, welche wir trieben."

Hierin ist denn auch die Erkenntniß göttlicher Dinge, zu welcher Dante sich erhoben, mit wahrer Pietät gewürdigt: jedoch nur von einer Seite, der mystischen [5]), wie sie das unmittelbare Bewußtsein oder das Gefühl anspricht: hingegen was er dem Verstande anbietet, tritt zurück, wie denn Schlosser die „Schulweisheit," die Dante anderswo seinen poetischen Stücken angehängt, für unbrauchbar erklärt [6]). Aber auch Schelling mißt diesem Gehalt selbst der göttlichen Komödie, nicht allein den naturwissenschaftlichen, sondern auch den philosophischen Ausführungen. für sich genommen (abgesehn von der Verschmelzung mit der Poesie), geringen Werth bei: ihre Darstellung könne nur ein sehr

1) S. 67 f. 2) S. 106.
3) In dem Aufsatz Dante's Erklärer (1854), ebendas. S. 38.
4) S. 41 f.
5) Das hebt Schlosser öfter hervor S. 38. 41. 74.
6) S. 40. Vergl. jedoch S. 115.

untergeordnetes Interesse haben[1]). Und ein neuerer sonst anerkannter Kunstrichter, Vischer spricht sogar von ermüdenden Massen doctrinellen Inhalts, welche diese Dichtung in breiten scholastischen, mönchisch aristotelischen Untersuchungen und Unterscheidungen ablagert[2]); nachdem doch Blanc so viel glimpflicher erklärt hatte, daß in einigen wenigen Stellen der beiden letzten Theile sich das Scholastisch-didaktische vielleicht etwas zu stark hervordränge, doch jedesmal durch den Plan des Ganzen vollkommen gerechtfertigt[3]). Dagegen müssen wir behaupten (indem wir den naturwissenschaftlichen Inhalt bei Seite lassen, der aber mindestens für die Geschichte der Wissenschaften nicht geringfügig ist), daß in solchen Untersuchungen, gleichwie in einzelnen Sprüchen der ganze dogmatische Tiefsinn des Mittelalters und in der Behandlung der schwierigsten Probleme die ganze Meisterschaft des Dialektikers und Dichters sich zeigt; so daß nach Form und Inhalt die Theologie Dante's ein hohes Interesse in Anspruch nimmt: nicht bloß für die Geschichte des Dogma, sondern in lebendiger Nachwirkung für die Bildung des Dogma selbst. Dies Interesse ist auch in neuerer Zeit unter uns nicht versäumt, nachdem in Italien die Erklärer Dante's längst darauf eingegangen, auch besondere Vorlesungen über seine Theologie von dem Augustiner Pater Gianlorenzo Berti in Florenz (dem Verfasser einer historisch-dogmatisch-scholastischen Theologie in 4 Folianten 1750) vom J. 1756 erschienen sind[4]); während in Frankreich die Philosophie Dante's und seiner Zeit eine eingehende Behandlung erhalten hat durch Ozanam[5]). In Deutschland aber ist die Theologie Dante's zur Erörterung gekommen einestheils bei Uebersetzung und Auslegung: namentlich ist Philalethes auf die Quellen seiner Theologie eingegangen, besonders den Thomas von Aquino, und hat die Aufschlüsse in den Commentar verflochten, „um die Gedanken des Dichters nach und nach vor dem Leser sich aufrollen zu lassen“[6]); und Kopisch hat eine Uebersicht über Dante's Vor-

1) Schelling Ueber Dante in philosoph. Beziehung. S. 156.
2) Vischer Aesthetik Bd. III. S. 1301.
3) Blanc Art. Dante in Ersch u. Grubers Encyclop. I, 23. S. 62.
4) Berti Della dottrina teologica contenuta nella divina comedia dissert. 3, in d. Ausg. der W. Dante's bei Zatta in Venedig T. III. P. 2. 1757. 4o. p. 59 ff. Vergl. Pelli Memorie di Dante ed. 2. p. 167.
5) Ozanam Dante et la philosophie catholique au XIIIe siècle. Par. 1839. nouv. éd. 1845.
6) Philalethes Dante's göttliche Comödie Th. II. S. IV f. vergl. Th. III. S. VI.

stellungen von Gott und Welt zusammengefügt (1842)[1]). Anderntheils ist die Theologie Dante's zum Gegenstand einer besondern Abhandlung gemacht von Baumgarten-Crusius (1836)[2]); worauf Göschel eine Reihe einzelner Lehrpunkte an verschiedenen Orten behandelt hat (seit 1841)[3]). Endlich ist das Lehrsystem im Ganzen und Einzelnen durch Fischer (1857) zur Darstellung gekommen[4]). — Hier tritt unsere Aufgabe ein, welche dahin geht, die Grundgedanken der Theologie Dante's zu entwickeln, auch sein Verhältniß zur Kirche, zu Papstthum und Reformation, festzustellen, so weit der Raum es hier gestattet[5]).

Die Theologie der göttlichen Komödie leitet jedoch zurück auf die Anlage und den Zweck des Gedichts, und diese hängen zusammen mit der Persönlichkeit des Dichters: so daß wir diese beiden Punkte vorgängig in's Auge fassen.

I. Die Person Dante's.

Von seinem großen Gedicht sagt Dante, daß Himmel und

---

1) Kopisch Die göttl. Komödie Dante's S. 482 ff. Für eine Uebersicht der sonstigen theologischen und philosophischen Fragen ist ihm kein Raum mehr übrig geblieben, nach S. 498. Uebrigens erklärt er Dante für einen Theologen ersten Ranges, S. 443. — Auch Graul bei seiner Uebersetzung, Th. I. (1843) bezweckt eine vornehmlich theologische Erläuterung; doch ist die „vollständige theologische Abhandlung" die am Ende des Werkes folgen sollte (S. XI), wie dieses selbst, nicht erschienen.

2) Baumgarten-Crusius De Dantis doctrina theologica, in s. Opusc. theol. p. 327—349.

3) Göschel Bruchstücke aus Dante's Glaubenslehre, drei Art. in der Evang. Kirchenzeitung 1841. Desgleichen Dante's Katholicismus, ebendas. 1842. Dante's Unterweisung über Weltschöpfung und Weltordnung diesseits und jenseits. Berlin 1842. Vergl. dessen Art. über Dante, in Herzogs Theol. Real-Encyclopädie Bd. III. 1855. S. 286—295.

4) Anton Fischer Die Theologie der Divina Commedia aus ihr selbst systematisch zusammengestellt und beleuchtet. München 1857. — Noch möge hier eine Abhandlung erwähnt werden, die zwar nicht die Theologie Dante's besonders behandelt, aber durch eine anziehende theologische Parallele in sein Verständniß einführt: Gustav Baur Das Buch Hiob und Dante's Göttliche Komödie, in den Theol. Studien und Kritiken, Jahrg. 1856. S. 583—652.

5) Zwei verwandte Themata werden anderweit von mir ausgeführt: über das Verhältniß Dante's zum klassischen Alterthum habe ich in einem Vortrag gehandelt in der Philologenversammlung zu Jena im J. 1846, s. deren Verhandl. S. 79—89, darnach in meiner Mythologie der christlichen Kunst Th. I. S. 255—274; von der Symbolik Dante's wird in der Geschichte der christlichen Symbolik die Rede sein, in dem demnächst erscheinenden ersten Theil meiner Symbolik der christlichen Kunst.

Erde und er selbst bis zur Erschöpfung daran gearbeitet haben[1]). Und dies dürfen wir zuerst auf seine Person anwenden in dem Sinn, daß durch wunderbare Begabung, vielseitige aufopfernde Thätigkeit und ein schweres Geschick er zu dem geworden, was er ist. — Seinen inneren Gehalt hat er selbst deutlich ausgeprägt in jenem Werk; auch über seinen äußern Lebensgang enthält dasselbe nebst seinen andern Schriften und Briefen vielfache Zeugnisse. Dazu kommt eine Reihe von Biographien und Commentaren, unter jenen vornehmlich die von Boccaccio und Leonardo Bruni[2]). Doch bleiben in dieser Hinsicht große Lücken. Wir wollen hier nur die Umrisse zeichnen, um seine innere Lebensführung daraus hervortreten zu lassen.

Dante Alighieri ist geboren zu Florenz[3]) aus angesehener Familie, sein Vater war Rechtsgelehrter, im J. 1265: er selbst hebt hervor, daß die Sonne damals in den Zwillingen stand[4]). Das ist nicht ohne Bedeutung, da er seine Anlagen von da ableitet, nach dem Einfluß, den er den Gestirnen überhaupt auf den Lauf der Dinge beimißt. Diesem Eintritt in das irdische Leben entspricht es, daß er in seinem Gedicht den Eintritt in die Fixsternsphäre durch dasselbe Sternbild nimmt. Auch sonst bezeichnet er die Monate durch das Zeichen, in dem die Sonne steht: und so folgt nach damaliger Kalenderrechnung (da der Mai anderweit feststeht), daß seine Geburt trifft vom 18—31. dieses Monats. Er wurde getauft in dem dortigen Baptisterium[5]) und erhielt den Namen Durante, woraus Dante zusammengezogen ist[6]). Als ein Knabe von neun Jahren empfing er jenen überwältigenden und nie erloschenen Eindruck durch ein Mädchen gleichen Alters, Beatrice Portinari, die er nur einigemal gesehn und von der er neun Jahre später einen Gruß empfangen hat: fortan war ein Gruß von ihren Lippen, wie er sagt, das Ziel seiner Wünsche, so lange er ihn empfangen konnte[7]); gleichwohl vermochte er ihre Gegenwart nicht zu ertragen[8]).

1) Dante Par. XXV, 1. f. unten S. 38.

2) S. beſ. Paur Ueber die Quellen zur Lebensgeſchichte Dante's. Görlitz 1862 u. daſ. S. 2 f. 30.

3) Inf. XXIII, 94: Geboren und erzogen bin ich Am ſchönen Arno in der großen Stadt. Conv. I, 3. f. unten S. 34.

4) Par. XXII, 112—117. 5) Par. XXV, 8.

6) Er nennt ſich auch in ſeinem Gedicht zweimal Purg. XXX, 55. vergl. 62. Par. XXVI, 104. Ueber die Zuſammenziehung des Namens vergl. Paur am a. O. S. 41. Anm. 78.

7) Vita nuova c. 19. p. 37. ed. Torri. Vergl. c. 11. p. 17.

8) Ebendaſ. c. 11. 14. 16. 18. p. 17. 26. 31. 33. Vergl. unten S. 53. 59 f.

Aber ein „neues Leben" war ihm aufgegangen, wie er seine Schilderung dieser Jugendliebe benannt hat: diese weckte seine ersten Lieder, und auch sein theologisches Gedicht ist daraus hervorgewachsen, worin er die früh Gestorbene verherrlicht als

> Die hohe Macht, die schon ihn einst verwundet,
> Bevor er aus der Kindheit noch getreten [1]).

Da nächst ihr am meisten Virgil gefeiert ist als der Führer durch die Todtenreiche, dem er vertraut und volle Pietät beweiset, — er nennt ihn gewöhnlich süßer Vater [2]), ja der mehr als Vater ihm sei [3]); so giebt sich darin wohl eine frühe Bekanntschaft mit dessen Dichtung und begeisterte Hingabe an die Person des Dichters zu erkennen. Was sonst noch von seinem Studium des Horatius, Ovidius, Statius gemeldet wird [4]), scheint auch nur aus seinen Werken abgeleitet. Eben daraus geht aber auch hervor, daß er die Griechen nicht im Original gelesen, daher er gegen Homer nur gemessene Verehrung zeigt, — wie denn die Bruchstücke, die er von ihm anführt, im Lateinischen durch Horatius und den übersetzten Aristoteles ihm zugekommen sind [5]). Unter den ältern Zeitgenossen zeichnet er als seinen Lehrer den Brunetto Latini aus, einen Philosophen und Meister in der Beredtsamkeit († 1294), obwohl er ihn wegen eines Lasters in die Hölle versetzt, wo er also zu ihm spricht [6]):

> Denn eingeprägt ist und geht mir zu Herzen
> Das theure, gute, väterliche Bild
> Von euch dort oben, wie zu jeder Stunde
> Ihr mich gelehrt, wie sich der Mensch verewigt.
> Und wie dafür ich dankbar bin, das soll,
> So lang ich lebe meine Rede zeigen.

Er tritt zunächst in eine wechselnde Laufbahn ein, da nach einander eine kriegerische, wissenschaftliche und politische Thätigkeit ihn in Anspruch nahmen. Durch seine Abkunft an die guelfische Parthei gewiesen, diente er im Heer der Guelfen von Toscana und focht mit in der Schlacht bei Campaldino, 11. Juni 1289,

---

1) Purg. XXX, 41. nach der Uebersetzung von Blanc (1864), der ich in den hier aufgenommenen Versen folge, wenn nicht ein anderes bemerkt ist; s. S. 38. A. 4. 61. A. 3. 64. A. 1. 71. A. 1. 76. A. 2.

2) Inf. VIII, 140. Purg. XV, 25. XVII, 82. XXX, 50.

3) Purg. XXIII, 4.

4) Von Boccaccio Vita di Dante ed. Gamba p. 14.

5) Witte zu Dante's lyr. Gedichten herausgeg. von Kannegießer S. 486 ff. Paur am a. O. S. 55. A. 198.

6) Inf. XV, 82.

in der die Ghibellinen von Arezzo geschlagen wurden. Auch war er, wie es scheint[1]), im August desselben Jahres bei der Eroberung von Caprona, einer Burg der Pisaner.

Einen andern Weg ging er nach dem Tode der Beatrice († 9. Juni 1290), deren Andenken vorerst ihn ganz erfüllte. Am Jahrestage desselben saß er in Gedanken an sie und zeichnete einen Engel, woran sich die Entstehung eines Sonetts knüpft, gleichsam zur Jahresfeier ihres Gedächtnisses[2]). Daß er vortrefflich gezeichnet, bemerkt sein Biograph Leonardo Bruni, der zugleich erwähnt, daß er an Musik Freude gehabt[3]): und die Construction der drei Reiche wie das Anschauliche seiner Schilderung läßt erkennen, daß Formensinn und plastische Gestaltung tief in seinem Wesen angelegt waren. Auch weiset dahin sein Umgang mit den ersten Malern jener Zeit: dem Miniaturmaler Oderisi († 1300) und dem Giotto, der ihn überlebte, welchen beiden er in seinem Gedicht ein Denkmal gesetzt hat[4]): jenen lernte er in Bologna kennen, diesen traf er später einmal in Padua, wo er ehrenvolle Aufnahme bei ihm fand, als derselbe die Kapelle dell'Arena malte[5]) um das Jahr 1317). Beide Orte aber deuten auf das Studium, das sich zunächst hier anschließt.

Denn zwei Jahre nach dem Tode Beatrice's (oder wie er sagt, nach zwei Umlaufszeiten der Venus) wurde er getröstet durch einen Geist, der auf ein anderes Weib ihn merken ließ, in deren Augen er lesen sollte: das sind, wie er erklärt, die Aufschlüsse, welche die Philosophie ihren Liebhabern ertheilt, denen, die nicht scheuen die Arbeit des Studiums und den Kampf der Zweifel, welche vom Anfang der Blicke dieses Weibes vielfach aufsteigen, dann aber, wenn sie zu leuchten fortfährt, fallen, wie Morgennebel vor dem Angesicht der Sonne[6]). Er las nehmlich[7]), um von seiner Traurigkeit zu genesen, das Buch des Boëthius, womit dieser sich in seinem Kerker und das Buch des Cicero, wo-

1) Nach Inf. XXI, 94.

2) Vita nuova c. 35. ed. Torri p. 75.

3) Bruni Vita di Dante in dessen Werken, venet. Ausg. von Zatta. T. I. p. VII.

4) Purg. XI, 79. 95.

5) Wie aus Benvenuto Rambaldi erhellt, Commento zu Purg. XI, 94.

6) Canzone XIV. St. 2. Opp. minori ed. Fraticelli Vol. I. 1856. p. 188. Convito II, 16. Ibid. Vol. III. p. 178. Vergl. Witte am a. O. S. 402. 369 ff.

7) Wie er zuvor berichtet Convito II, 13. p. 161 f.

mit derselbe den Lälius über den Tod des Scipio getröstet hatte, und fand mehr als er gesucht, den Weg zur Philosophie: so ging er in die Schulen der Theologen und die Disputationen der Philosophen (das ist eben nach Bologna und Padua)[1]), und fing an in kurzer Zeit, von etwa 30 Monaten, so sehr ihre Süßigkeit zu schmecken, daß die Liebe zu ihr jeden andern Gedanken vertrieb und zerstörte. Und das fordert er von dem Philosophen, die reine und ungetheilte Liebe zur Weisheit: nicht dürfe diesen Namen führen wer des Nutzens wegen ein Freund der Weisheit ist, wie die Juristen, Mediziner und fast alle Theologen es seien, die der Wissenschaft obliegen nicht um ihrer selbst willen, sondern um Geld oder Würden zu erlangen[2]). Dagegen bekennt er ihren Dienst zu üben mit solchem Eifer:

Daß wär es Noth ich sie gleich fliehen möchte,
Obwohl mir das den Tod gewißlich brächte[3]).

Und wenn er auch noch zu kämpfen hat, so hegt er doch die Hoffnung, daß die Wissenschaft ihm noch volle Genüge geben werde[4]):

Und wenn die Jugend mir den Lohn entzieht,
Harr' ich der Zeiten, wo ich würd'ger werde,
Wenn ich nicht früher lassen muß die Erde.

Aus diesem Ziel, wie aus jenen Quellen, aus denen er Trost geschöpft, der heidnischen Consolatio eines Redners und eines Philosophen (obwohl er den letztern nach der Meinung jener Zeit zum Märtyrer macht, aber Boëthius ist nicht Christ gewesen), geht hervor, daß Dante damals dem lebendigen Christenthum noch fern stand.

Indessen wurde er durch eine andere Leidensschule geführt, als eine andere Thätigkeit im bürgerlichen und Staatsleben ihm zugefallen war. Nachdem er einige Zeit nach dem Tode der Beatrice, etwa im J. 1292 mit Gemma Donati sich verheirathet, führte er (wie Leonardo Bruni meldet) „ein bürgerliches, ehrsames und fleißiges Leben, wurde viel zu Staatsgeschäften gebraucht — namentlich im J. 1299 als Gesandter nach S. Geminiano geschickt — endlich als er das erforderliche Alter erreicht, zu einem der Priori von Florenz erwählt," ein Amt in der Dauer von zwei

1) S. den (S. 31. A. 5) angef. Comm. Introd. p. 1036. ed. Murat. T. I. p. 14. ed. Tamburini. Jenen Aufenthalt zu Bologna erwähnt er auch zu Inf. XVIII, 62. XXXI, 136.

2) Convit. III, 11. p. 236. 235.

3) Canzone XIII. St. 2. Opp. minori I. p. 184. bei Kannegießer Canzone V. S. 132 f.

4) Ebendas. St. 3. Vergl. Witte zu der St. S. 415.

Monaten, welches er von Juni bis August 1300 bekleidete. Aber es wurde die Quelle langen Elends. Florenz war von Partheien zerrissen, in denen ein dreifacher Conflict zusammentraf. Es war erstens ein Gegensatz einheimischer Geschlechter, der Cerchi und Donati; sodann ein Familienzwist der Weißen und der Schwarzen aus Pistoja, zwischen denen zu schlichten Florenz berufen war, wobei es durch gegenseitigen Anschluß der fremden und der einheimischen Partheien selbst in den Zwiespalt hineingezogen wurde, so daß jene diesen sogar den Namen gaben. Endlich der allgemeine Gegensatz von Guelfen und Ghibellinen, in welchem zwar Florenz seit 1267 auf Seiten der erstern stand, sogar als Oberhaupt der Parthei in Toscana; aber die heimlichen Ghibellinen schlossen sich an die Cerchi oder Weißen an. Und als die Schwarzen durch den Papst zur Herrschaft strebten, wurden jene zu den Kaiserlichen hingedrängt. Der Zwiespalt kam im J. 1301 zum Ausbruch: zwar traf die beiderseitigen Partheihäupter Verbannung, aber zu Gunsten der Weißen wurde sie zurückgenommen. Dante stand jetzt auf deren Seite und wurde von dieser Parthei nach Rom geschickt, Ende des J. 1301[1]), als es galt, die Sendung des Karl von Valois, den die Schwarzen sich vom Papst Bonifacius VIII. als Friedensstifter erbeten hatten, abzuwehren oder vielmehr gegen die unter seiner Obhut verübte Gewaltthätigkeit der Schwarzen Schutz zu erlangen. Das Ende aber war, daß Dante, unter der falschen Anklage wegen Erpressung und Betrugs in seinem Amt, am 27. Jan. 1302 zu einer Geldstrafe verurtheilt, und da er nicht erschien und zahlte, am 10. März verbannt wurde, bei Strafe des Feuertodes, wenn er in die Gewalt der Stadt käme. Eine Rückkehr war ihm nicht beschieden. Zweimal eröffnete sich dazu die Aussicht durch einen Heereszug gegen Florenz, wobei er mit gerathen, doch die Waffen gegen seine Vaterstadt nicht getragen hat; aber beide schlugen fehl. Das einemal im J. 1304, als das Heer der Weißen in Florenz eindrang, das andremal im J. 1312, als Kaiser Heinrich VII. die Stadt belagerte, nachdem er zu lange in der Lombardei zurückgehalten war. Da hatte Dante ihm feurig zugeredet (in einem Briefe vom 18. Apr. 1311), nicht zu meinen, durch Abhauen der Köpfe die verderbliche Hydra zu vernichten, nicht bei dem Ab-

1) Nach dem Commentar eines Ungenannten in einer Pariser Handschrift zu Inf. XVIII, 28 hätte er sich auch im J. 1300 zur Zeit des Jubileums in Rom befunden. S. Paur am a. O. S. 37.

schneiden der Zweige sich aufzuhalten, sondern die Wurzel auszurotten, — nehmlich Florenz, die Anstifterin des Aufruhrs, wie einen andern Goliath durch Kraft und Klugheit niederzuwerfen[1]). Die Folge dieses Auftretens war, daß seine Verbannung erneuert wurde im J. 1311: und das wiederholte sich im J. 1315. Jene Vorgänge in Florenz werden in dem Gedicht Dante's in Form der Weissagung mehrfach berührt: namentlich der blutige Zwiespalt und die Vertreibung der Schwarzen im J. 1301, sowie drei Jahre später die Vertreibung der Weißen[2]), und der thörichte Heereszug, von dem er sich lossagt[3]). — Von sich selbst aber verkündet er insbesondere die erste Zuflucht (im J. 1302), die er zu Verona bei dem großen Lombarden (dem Bartolomeo della Scala)[4]), so wie die Aufnahme, die er im J. 1306 bei dem edlen Hause der Malaspina (dem Marchese Marcello Malaspina in Lunigiana) finden werde[5]). Noch manche Städte, auch Klöster werden genannt oder rühmen sich, daß sie dem Verbannten zum Aufenthalt gedient haben. Eine Rückkehr unter schimpflichen Bedingungen, die im J. 1316 sich ihm darbot (daß er eine gewisse Summe zahle und öffentliche Buße thue), wies er ab. „Wenn kein ehrenvoller Weg nach Florenz führt", schrieb er einem dortigen Freunde[6]), „werde ich niemals in Florenz einziehn. Und warum nicht? Werde ich nicht das Licht der Sonne und Gestirne überall erblicken? Werde ich nicht den süßesten Wahrheiten nachsinnen können überall unter dem Himmel, ohne zuvor ruhmlos, ja schmählich dem florentinischen Volk mich auszuliefern. Auch Brot wird mir nicht fehlen."

Gleichwohl war es nicht allein das Leiden der Verbannung, sondern auch der Armuth, was ihn drückte: worüber er die rührende Klage in seinem Gastmahl hören läßt[7]): „Seit es den Bürgern der schönsten und berühmtesten Tochter Roms, Florenz, gefallen hat, mich zu verstoßen aus ihrem süßesten Schooß (in welchem ich geboren und aufgewachsen bin bis zum Gipfel meines Lebens und in welchem ich, mit ihr in gutem Frieden[8]) von gan-

1) Dante Epist. VII. ad Henricum imp. c. 6. 7. in s. Opp. minori ed. Fraticelli T. III. 1857. p. 494. 496.
2) Par. VI, 64—69. 3) Par. XVII, 61—66.
4) Par. XVII, 70 ff. 5) Purg. V, 133 ff.
6) Epist. X. p. 526.
7) Convito I, 3. p. 71 f.
8) con buona pace di quella kann nicht heißen zum Heil derselben (wie Kannegießer übersetzt), sondern bedeutet den Frieden der Stadt, in

zem Herzen verlange die müde Seele auszuruhen und die Zeit zu beschließen, die mir gegeben ist), habe ich fast alle Gegenden, zu welchen diese Sprache sich erstreckt, als ein Fremdling, gleichsam bettelnd durchwandert und habe gegen meinen Willen die Wunde des Schicksals gezeigt, welche ungerechterweise dem Geschlagenen oftmals zugerechnet zu werden pflegt. In Wahrheit, ich bin ein Schiff gewesen ohne Segel und ohne Steuer, verschlagen zu verschiedenen Häfen und Buchten und Ufern durch den trockenen Wind, welchen die schmerzliche Armuth haucht." Die gleiche Lage in einem besondern Fall zeigt noch eindringlicher, wenn auch ohne allen Affekt, ein kurzes Wort aus seiner spätern Zeit, in jenem Briefe an Can Grande in Verona, den er seinen Freund nennt und dessen Wohlthat er durch die Widmung seines Paradieses erwidert; aber die Beigabe, eine Erklärung des Eingangs zu diesem Buch, unterbricht er, „weil ihn", wie er sagt, „die Sorge für sein Hauswesen bedrängt, daß er dieses und anderes dem Gemeinwesen Nützliche unterlassen muß. Doch hofft er zu dem hohen Herrn, daß er einandermal im Stande sein werde, zu der nützlichen Erklärung überzugehn"[1]). Das war, bei solchen Gönnern, die Lage dieses großen Mannes, daß die Noth ihn zwang die Feder niederzulegen. — Seine letzte Zuflucht aber fand er in Ravenna, unter dem Schutz des Guido da Polenta; wohin er auch seine Kinder kommen ließ, die mit der Mutter bei seiner Verbannung in Florenz zurückgeblieben waren.

Aus dieser Zeit der Wanderschaft sind zwei Oerter angezeigt, bedeutsam durch das Zeugniß erneuter oder fortgehender wissenschaftlicher Thätigkeit. Das ist Paris, wohin er sich begab (nicht vor dem J. 1300, sondern) nach seiner Verbannung, etwa zwischen 1308 und 1310, da erst der Zug Heinrichs VII. nach Italien ihn zurückrief. Dort widmete er sich vornehmlich dem Studium der Philosophie und Theologie[2]). Auch gab er eine Probe seines Wissens und seiner Redekunst in einer theologischen Disputation (de quolibet), worin er 14 Fragen von verschiedenen

welchen er einzugehn verlangt, im Gegensatz gegen das Verbannungsdecret; wie in kirchlichem Sinne pacem dare so viel ist als die Excommunication aufheben.

1) Epist. XI. c. 32. p. 560.

2) Eine Reminiscenz aus Paris ist die Kunde von Siger (von Brabant), den er unter den seligen Theologen im Paradiese aufführt, — nach der Angabe der Localität zu schließen, daß er in der Halmengasse gelesen, Par. X, 137; doch hat er selbst ihn nicht gehört, da derselbe schon vor dem J. 1300 gestorben ist.

ansehnlichen Personen und über verschiedene Gegenstände mit ihren Gründen für und wider auf der Stelle und ohne Unterbrechung scharfsinnig löste, zur Bewunderung aller Umstehenden[1]). Eine zweite, naturphilosophische Disputation hielt er zu Verona über eine Frage, die bei seiner Anwesenheit in Mantua aufgeworfen, viel verhandelt, aber ungelöst geblieben war: ob das die Erde umgebende Wasser in irgend einem Theile höher sei als deren Oberfläche, die aus demselben hervorragt; welches er verneinte die vorgebrachten Gründe widerlegend. Er hat den Vortrag auch schriftlich abgefaßt; das ist das letzte vorhandene Schriftstück aus seinem Leben[2]).

Uebrigens muß dasselbe erfüllt gewesen sein, durch die Ausführung seines poetischen Hauptwerks, wozu er den Gedanken frühzeitig noch in Florenz, im J. 1300, wie es scheint, erfaßt hat (s. unten S. 60), und welches zum Abschluß zu bringen erst in der Ruhe zu Ravenna nicht lange vor seinem Tode möglich werden konnte: viele Jahre, sagt er darin, habe es ihn hager gemacht[3]). Noch einmal gedenkt er der Arbeit des Dichtens, da er im Begriff, die wunderbaren Gesichte des irdischen Paradieses zu schildern, die Musen anruft, durch ihren Beistand ihn zu belehren, wenn er je Hunger, Frost oder Wachen um ihretwillen erduldet[4]). Aber noch öfter kommt er daselbst auf die Frucht dieser Arbeit und seinen Dichterberuf zu reden, mit eben so viel Bescheidenheit als Zuversicht. Da er auf der Wanderung im Purgatorium nach seinem Namen gefragt wird, nennt er nur den Fluß, von dem er kommt: zu sagen, wer er sei, wäre vergebens, da sein Name noch nicht viel erschollen[5]). Dagegen hatte er schon in der Hölle von seinem Lehrer Brunetto sich weissagen lassen: „wenn du deinem Sterne folgst, kannst du glorreichen Hafen nicht verfehlen[6])." Beides aber drückt sich im Eingang des Paradieses aus, wo er im Anruf des Apollo, daß er zum Gefäß seiner Kraft ihn mache, die Hoffnung auf den Lorbeerkranz ausspricht, dessen der Stoff und der Gott ihn würdig machen werden. Zugleich verweiset er auf einen größern Dichter, der nach ihm kommen möge: „auf kleinen Funken

1) Diese beiden Nachrichten über seinen Pariser Aufenthalt hat Boccaccio Vita di Dante p. 36. 58.

2) Quaestio aurea ac perutilis de natura duorum elementorum aquae et terrae lat. et ital. in Prose e poesie liriche di Dante ed. Torri Vol. V. 1842. p. 168—193.

3) Par. XXV, 3. s. S. 38.
4) Purg. XXIX, 37.
5) Purg. XIV, 20.
6) Inf. XV, 55.

folge große Flamme; vielleicht werde nach ihm mit besserer Stimme Gebet ertönen und Erhörung finden“[1]).

Im Allgemeinen aber für seine Stimmung und innere Entwickelung entnehmen wir hieraus zwei Momente, welche scheinbar widersprechend den Grundton seines Lebens abgeben. Das eine ist Klage über Florenz, welches er nennt ein Nest der Bosheit und eine Pflanze des Teufels[2]), und dessen Bürger in ihrem ungerechten Thun er kennzeichnet durch eine Verkündigung, die sein Lehrer Brunetto an ihn richtet[3]):

Doch jenes undankbar boshafte Volk

. . . . . .

Wird feindlich dir, ob deines Rechtthuns werden;
Und zwar mit Recht, denn unter herben Eschen
Ziemt's nicht der süßen Feige zu gedeihn.

Hier zeigt sich auch die Bitterkeit der Stimmung an der Ironie, die er überhaupt nur selten anwendet (s. unten S. 52), vornehmlich aber wenn von Florenz die Rede ist[4]). Dazu gesellt sich die Klage über sein Exil, wenn auch nicht ohne Hoffnung der Rückkehr, die oft getäuscht ihn kaum verlassen hat. Der fehlgeschlagene Zug der Verbannten gegen Florenz vom J. 1304 entlockt ihm den Ausruf: wie schwer die Rückkehr sei[5]). Und der Zug Heinrichs gegen dasselbe, wenn er den Aufruhr besiegen werde, eröffnet ihm die Aussicht (womit er jenes Ermahnungsschreiben an ihn schließt): „dann wird unser Erbe, dessen Raub wir ohne Unterlaß beweinen, uns vollständig wiedergegeben werden. Und wie wir an das heilige Jerusalem denkend, in der Verbannung zu Babylon seufzen (nach Ps. 137, 1), so werden wir dann als Bürger und aufathmend in Frieden, an das Elend der Verwirrung mit Frohlocken uns erinnern“[6]). Wie er aber das fortdauernde Elend empfunden, drückt eine berühmte Stelle seines Gedichts als Weissagung aus, die sein Aeltervater im Paradiese ihm ertheilt[7]):

Du wirst erfahren, wie nach Salze schmeckt
Das fremde Brot und wie so hart der Gang
Die fremden Treppen auf und ab zu steigen.

---

1) Par. I, 26. 34. 2) Inf. XV, 78. Par. IX, 127.
3) Inf. XV, 61 ff.
4) Er nennt die Stadt einmal die wohlregierte Purg. XII, 102. Und die ganze Apostrophe an Florenz Purg. VI, 127 ff. ist voller Ironie.
5) Inf. X, 81. 6) Epist. VII. c. 8. p. 498.
7) Par. XVII, 58.

Ein andermal rügt er die Grausamkeit, die von der Heimath ihn ausschließt; doch grade um noch Hoffnung auszudrücken, die auf sein Gedicht sich gründet. Zwar hat er zuvor die Besorgniß geäußert, es könne der geübte Freimuth ihm auch den Ort der Zuflucht noch rauben, — worüber er sich jedoch hinwegsetzt[1]). Hier aber giebt er dem Gedanken Raum, durch sein Werk die Heimath wiederzugewinnen, ja als Dichter dort gekrönt zu werden[2]):

Geschieht es jemals, daß die heil'ge Dichtung,
An welche Hand gelegt Himmel und Erde,
Und die viel Jahre hager mich gemacht,
Die Grausamkeit besieget, die mich ausschließt
Vom süßen Stall, wo ich als Lamm geschlafen,
Den Wölfen feindlich, die ihn noch bekämpfen;
Werd ich mit andrer Stimm' und andrem Haare
Als Dichter wiederkehren und am Borne,
Wo ich getauft, den Lorbeerkranz empfangen.

Aber nicht die schwache Aussicht war es, die ihm das Exil erleichterte und ihm Kraft gab, ein Riesenwerk des Geistes zu vollenden: er hatte ein anderes Gut gefunden als Frucht des frühen Suchens und des langen Schmerzes, das ist der Friede, der nicht von dieser Welt ist. Es wird erzählt, daß er, als er nach Frankreich gehen wollte, vor einem einsamen Kloster, Santa Croce de Corvo in Lunigiana angekommen, auf die wiederholte Frage des Priors, was er suche, zuletzt geantwortet habe: den Frieden. Wenn nun auch die Quelle dieser Erzählung, der Brief des Priors[3]), bestritten ist; so zeigt sie jedenfalls einen Grundgedanken, der sein ganzes Gedicht und ihn selbst beseelt. Der Friede ist ihm das höchste Gut sowohl diesseits als jenseits, wie aus dem doppelten Schwur erhellt, da Virgil die Seelen am Fuß des Reinigungsberges um Auskunft beschwört „bei jenem Frieden, den, wie ich glaube, ihr alle erwartet"[4]), und Dante selbst einen Schwur ablegt „bei jenem Frieden, den ich den Schritten eines solchen Führers folgend, von Welt zu Welt aufsuchen soll"[5]), wodurch er ihn als das Ziel der Wanderung durch die drei Reiche hinstellt. Und damit stimmt was von einem einzelnen Gesicht gesagt wird[6]):

1) Par. XVII, 128. 2) Par. XXV, 1 ff.
3) Ilario, Epist. ad dn. Uguccione in Fraticelli Vita di Dante 1861. p. 358. Vergl. Paur Ueber die Quellen zur Lebensgesch. Dante's S. 15. 49. A. 117. 122.
4) Purg. III, 74. Blanc übersetzt: ich bitt' um jenen Frieden.
5) Purg. V, 61. 6) Purg. XV, 130.

Was du gesehn, geschah, damit du nicht
Dein Herz verschließest vor den Friedens-Strömen,
Die von dem ew'gen Quell aus sich ergießen.

Er erklärt auch, worin der Friede besteht, da er in dem irdischen Paradiese in dem Gesicht von Christus und der Kirche die 24 Greise sich wenden läßt zu dem Wagen (dem Symbol der Kirche), als zu ihrem Frieden[1]); und im himmlischen Paradiese von der Creatur sagt, daß sie nur im Anschauen Gottes ihren Frieden findet[2]). Endlich von dem h. Bernhard, seinem Meister in der Theologie, heißt es, daß er schon in dieser Welt betrachtend von jenem Frieden gekostet hat[3]). Es ist gewiß kein Zufall, daß grade dies Wort dem Dante so häufig auf die Lippen tritt (wie wir noch weiter sehen werden S. 71). Gegenüber der Unruhe seines äußern Daseins wie den vergeblichen Versuchen, in der Weltweisheit sein Verlangen zu stillen, drückt es in der That das Thema seines Gedichts und die Errungenschaft seines Lebens aus, welche im Umgang der Seele mit Gott auf dem Grunde des Wortes Gottes ihm zu Theil geworden.

Zu Ravenna fand er das Ende seiner Pilgerschaft. Als er von einer Gesandtschaft nach Venedig krank zurückgekehrt war, ereilte ihn der Tod am 14. Sept. 1321. Hier steht sein Grab bis auf diesen Tag, das in der gegenwärtigen Gestalt vom Jahre 1780 herrührt[4]). Zwar hat Florenz mehrmals seine Gebeine begehrt, im J. 1429 so wie von Papst Leo X. im J. 1519; und auch jetzt aus Anlaß des nahen Jubileums ist das Verlangen kund gegeben: Aber nachdem die Stadt ein Denkmal in S. Croce ihm errichtet, ist zur Sühne seines Andenkens geschehn, was noch geschehen konnte; die Geschichte jedoch läßt sich nicht rückgängig machen. Und der Ort, der zuletzt ihn aufgenommen, hat mehr Recht auf seine Gebeine, als die Vaterstadt, die ihn verstieß. So wird hoffentlich die heilige Ruhe dieser Reste nicht gestört werden und Ravenna der Obhut über sie nicht entsagen[5]). Denn es weiß, was es daran besitzt, — selbst die schlichten Bürger der Stadt sind stolz auf ein solches Grab, wie ich aus eigener Erfahrung (vom Sept. 1862) bezeugen kann. Auch hat sie selbst Zeugniß gegeben von ihrer Pietät, da sie der Prinzessin Pia von Italien zu ihrer

1) Purg. XXX, 9. 2) Par. XXX, 102. 3) Par. XXXI, 111.
4) Geschildert von Reumont, Dichtergräber. Berlin 1846. S. 20 ff.
5) Wie es verlautet, nachdem dies schon in Druck gegeben war, hat der Stadtrath von Ravenna es abgelehnt, die Gebeine an Florenz auszuliefern; s. Augsb. Allg. Zeit. vom 8. Aug. 1864. S. 3586.

Vermählung mit dem Könige von Portugal (27. Sept. 1862) als edelste Gabe eine Nachbildung jenes Grabmals widmete.

Dante war von mittlerer Größe, hatte ein längliches Gesicht mit melancholischen Zügen, eine Adlernase, starke Backenknochen und eine vorstehende Unterlippe, — wie Boccaccio ihn schildert und die Bildnisse sein Gesicht zeigen. Allen diesen aus früherer Zeit liegt, wie es scheint, zum Grunde eine Büste aus gefärbtem Gyps, im Besitz der gräflichen Familie Torrigiani in Florenz, die nach einer Todtenmaske geformt sein soll [1]). Ein anderes Originalbild und zwar des jugendlichen Dante, von der Hand Giotto's, ward im Jahre 1840 im Palast des Podesta zu Florenz entdeckt, welches ihn vorstellt mit einem Buch in der Linken, in der Rechten hält er einen Zweig mit Blättern, Blüthe und Frucht (von der Magnolia). Ein Facsimile davon ist im K. Kupferstichkabinet zu Berlin. Nach einer zu Florenz erschienenen verkleinerten Photographie ist das hier voranstehende Bild gezeichnet.

II. Dante als Dichter.

Wenn Dante als Dichter gewürdigt werden soll, so ist voran zu erinnern, daß er mehr als das gewesen und grade in der charaktervollen Verknüpfung verschiedenartiger, scheinbar entgegengesetzter Geistesgaben und Thätigkeiten seine Größe besteht.

Er ist nicht bloß Dichter, sondern auch Philosoph. Ihm ist eigen neben dem Vermögen der Anschauung und plastischen Gestaltung, im hohen Grade der Trieb der Forschung, die Kraft dialectischer Unterscheidung, die Kunst der Gesprächführung: er ist Meister der damaligen scholastischen Methode. So hat er sich ernstlich bemüht um ihre Autoritäten, vor allen den Aristoteles, den er den Meister derer, die wissen [2]), ja den Meister und Führer der menschlichen Vernunft nennt [3]); hat aber auch im eigenen Namen geworben um die Wissenschaft und gearbeitet auf ihrem weiten Felde. Er ist eingedrungen in die Gründe der Natur und

1) Alle diese zeigen ein ältliches Haupt mit den melancholischen Zügen ohne Bart, während Dante im Leben einen Bart getragen, nach Purg. XXXI, 67. (s. unten S. 51), der aber zur Herstellung der Todtenmaske entfernt sein mochte. Vergl. Paur Einiges über Dante-Bilder und Bildnisse, in Prutz Deutschem Museum 1859. Nr. 7. S. 247.

2) Inf. IV, 131.

3) Convito IV, 2. 6. p. 270. 284. in s. Opp. minori ed. Fraticelli T. III.

des geschichtlichen Daseins und vorgedrungen bis zu den letzten Fragen über Welt und Gott. Und als er der Schranken inne geworden, ist er zur Theologie übergegangen in ihrem damaligen Sinne als Summa Theologiä oder Glaubens- und Sittenlehre. Auch hier hat er sowohl im Anschluß an die großen Autoritäten des Mittelalters, zumal den Thomas von Aquino, als in mannichfacher Polemik sich selbst den Weg gebahnt zu den schwierigsten Problemen, die er in der Tiefe zu erfassen und lichtvoll auseinanderzulegen weiß. Er ist auch nicht bloß Philosoph und Theolog, der es mit Erforschung und Betrachtung der göttlichen Dinge und der Urgründe des Daseins zu thun hat, abgezogen von der Wirklichkeit; sondern mit gleicher Hingebung, wie die ideale, umfaßt er die reale Welt: die Geschichte der Menschheit, seines großen Vaterlandes, seiner engern Heimath. Und entgegengesetzt dem alten Ausspruch, den ein neuerer Politiker sich angeeignet: man müsse die menschlichen Dinge nicht beweinen, nicht belachen, sondern sie zu verstehen trachten [1]), versteht er sie und urtheilt, indem er überall den vollen Antheil eines für die großen Aufgaben der Menschheit erregten Herzens und dessen Affekte, Freude und Trauer, Liebe, Zorn und Haß herzubringt. — Vornehmlich überträgt er diesen Antheil und die ganze Energie des sittlichen Urtheils auf die Zustände und handelnden Personen seiner Zeit, der er einen Spiegel vorhält zur Selbsterkenntniß und zur Läuterung, nachdem er selbst diesen Weg gegangen war. Und so erhebt er sich von dem Geschäft des Historikers, der an der Rückschau sich genügen läßt, zu dem Beruf eines Reformators, — ein Name [2]), der, sofern der Erfolg ihn bedingt, zwar damals nicht erworben ist: er kommt aber jetzt zur Geltung in der nationalen Frage (denn das Wort des Dichters hat in seinem Volk gezündet), und hat in der kirchlichen Frage wohl noch eine Zukunft.

Diese Gaben lassen sich deutlich genug unterscheiden, da sie neben einander sich bethätigen. Und zwar was das philosophische Element betrifft, nicht blos durch die erwähnte naturphilosophische Disputation nach der Methode seiner Zeit, sondern höchst eigen-

1) Dahlmann Politik Bd. I. S. III.

2) Er selbst braucht ihn von den Mächtigen, die er als Organe einer Reform aufführt. Nehmlich von Kaiser Heinrich erwartete er, wie er an ihn schreibt: daß er nos in nostra justitia reformaret, Epist. VII. c. 1. Und in dem Briefe an die Cardinäle im Conclave sagt er, nachdem er die Gebrechen in der Kirche streng gerügt: es werde besser werden, emendabitur, wenn sie einmüthig dafür einständen, Epist. IX. c. 11.

thümlich dadurch, daß er eine ganze Reihe seiner Gedichte selbst zergliedert und logisch erklärt, wie die Sonette und Canzonen in der Vita nuova und den Anfang des Paradieses in dem Brief an Can Grande, ja zu einigen Canzonen außerdem, nach ihrer allegorischen Bedeutung, einen scholastisch gelehrten Commentar giebt[1]) in seinem Convito. Von seiner politischen Thätigkeit ist ein Hauptstück jener Brief an K. Heinrich VII. vom J. 1311, worin er ihn ermahnt, seine kaiserliche Autorität herzustellen durch Vordringen gegen den Heerd des Aufruhrs. Und wie ernst er es mit der Reformation der kirchlichen Zustände meinte, beweiset sein Schreiben an die im Conclave versammelten Cardinäle vom J. 1314, worin er „für die Braut Christi und für den Sitz der Braut, welcher Rom ist, für unser Italien, und um es vollständiger zu sagen, für die ganze Gemeinde derer, die auf Erden pilgern," das Wort nimmt. — Doch wird alles dies auch zusammengefaßt und geht ganz in seinem Dichterberuf auf. Daher wir diesen verfolgend alle übrigen Thätigkeiten antreffen, wie sie darin eingeschlossen sind und daraus hervorgehn.

1. Dante ist ein Dichter, der nicht allein in seinem Lande einzig dasteht, sondern dem von fremden Dichtern sehr wenige auch nur verglichen werden mögen. Wenn von einem der unsrigen, Novalis, gesagt ist, daß „ihm alles Kunst ward, was sein Geist berührte, seine ganze Weltbetrachtung unmittelbar zu einem großen Gedicht"[2]); so gilt dies in anderm Grade von Dante, mit dem Unterschied, daß von dem unklaren Mysticismus des erstern[3]), der freilich vor der Zeit gestorben ist, in seinem reifen Werk nichts sich findet. Auch in Prosa verleugnet er den Dichter nicht, wenn wir als dessen Kennzeichen zuerst die Bildersprache nach seinem eigenen Zeugniß[4]) annehmen. So berichtet er in der Vita nuova von einem Gespräch edler Frauen: wie man zuweilen das Wasser fallen sieht gemischt mit schönem Schnee, so glaubte er ihre Worte zu hören gemischt mit Seufzern[5]). In seinem Briefe an den Kaiser Heinrich redet er ihn an: als er die Apenninen überstiegen, da hätten viele fröhlich besungen mit Virgil (aus dessen 4. Ecloge) sowohl die saturnischen Reiche als die wiederkehrende

1) Wie er selbst das Buch benennt quasi comento, Convito I, 3. p. 71. Vergl. c. 6. 8.
2) Schleiermacher Reden über Religion. 4. Aufl. S. 48.
3) Wie er in seinem Hauptwerk Heinrich von Ofterdingen erscheint.
4) Epist. XI. c. 9. p. 540: modus tractandi fictivus.
5) Vita nuova c. 18. p. 33.

Jungfrau; auch beweiset er ihm die rechtmäßige Ausdehnung des römischen Reichs aus dem Gebot des Augustus über die Schatzung, wovon „unser evangelischer Ochse (Lucas) entzündet von der Flamme des ewigen Feuers gebrüllt habe“ [1]). In seinem Gastmahl (worin er 14 Canzonen erklären wollte) leitet er diesen Namen aus der Betrachtung ab, daß unzählige nach der Speise der Erkenntniß ihr Leben lang hungern, die wenigen aber glücklich zu preisen sind, welche an dem Tisch sitzen, wo man das Engelbrot genießt: er selbst lese zu deren Füßen auf von dem, was ihnen entfällt [2]). Und dieses Bild von dem Hunger und der Speise des Geistes kehrt häufig in der göttlichen Komödie wieder [3]). Dieser aber liegt zum Grunde die Vorstellung von einer Wanderung, da er in einer Waldschlucht sich verirrt hat und nun durch die Erde hindurch den Weg zum Reinigungsberge und von da zu den Himmelssphären nimmt: das Bild wird in der Durchführung vielfach variirt, auch ersetzt durch Bewegung zu Wasser und in der Luft. Denn am Fuß des Reinigungsberges findet er, daß man hier nicht steige, sondern fliegen müsse mit schnellen Flügeln und mit Schwingen der großen Sehnsucht seinem Führer folgend; weiterhin heißt es, im Anfang sei das Steigen schwer, am Ende aber werde es ihm so leicht werden, wie stromabwärts im Schiff zu fahren [4]). Und wie er von der Höhe dieses Berges zum Himmel sich erhoben hat, ohne es zu wissen, schneller als der Blitz [5]), erhält er die Erklärung dieses Uebermenschlichwerdens aus dem Gesetz der Creaturen, die alle dem höchsten Gut zustreben, in dem schönen Ausspruch [6]):

Darum bewegen durch das große Meer
Des Seins sie nach verschiednen Häfen sich,
Kraft des Instinkts, der jeglichem verliehen.
Er ist es, der das Feuer hebt zum Monde,

1) Epist. VII. c. 1. 3. p. 488. 492. Der Ausdruck entzündet u. s. w. ist zu verstehn nach Par. V, 116. Wegen des Ochsen s. unten S. 51.

2) Convito I, 1. p. 62 f. nach der Verbesserung von Fraticelli.

3) Purg. XXVII, 115. XXXI, 128. Par. V, 37. XIX, 26. Das Kosten von dem, was vom Tische fällt, steht bildlich Par. XXIV, 5. Er redet auch die wenigen an, die bei Zeiten zu dem Engelbrot sich gewandt, Par. II, 10. s. unten S. 56.

4) Purg. IV, 25. 88. 5) Par. I, 91. 92.

6) 112 ff. 136 ff. Zu diesem Gleichniß kommt noch der metaphorische Ausdruck imbarcare, Purg. XXVI, 75, wo Dante glücklich gepriesen wird, daß er in den jenseitigen Räumen Erkenntniß einschifft. Das Bild der Schiffahrt nicht für das Aufsteigen selbst, sondern für die Dichtung s. unten S. 55. A. b. und S. 56.

Er ist Beweger aller Menschenherzen.

. . . . . .

Nun darfst du, mein' ich, nicht erstaunen mehr
Ueber dein Steigen, als daß sich ein Strom
Von einem hohen Berge abwärts senket.
Ein Wunder wär's an dir, wenn du befreit
Von Hinderniſſen unten wärſt geblieben,
Wie wenn lebend'ges Feuer blieb' am Boden.

So werden hier auch die Stellen mit gehäuften Bildern nicht läſtig, weil ſie dem Dichter durchaus natürlich ſind: wenn er z. B. drei Gleichniſſe an einander reiht über die Eitelkeit des Ruhms[1]) und vier Metaphern über das kaiſerloſe Italien, welches ein Schiff ohne Schiffer in großem Sturm, ein Pferd ohne Reiter, ein wüſter Garten, nebſt Rom, welches eine einſame Wittwe heißt[2]), — ja er hat einmal drei Gleichniſſe nicht neben einander, ſondern in einander[3]). Und man folgt ihm gern in Regionen, wo nur das Bild übrig bleibt, weil niemals der Gedanke ausgeht, ſondern im höchſten Fluge der Phantaſie die Beſonnenheit ihn begleitet.

In dieſer Hinſicht darf man dem Dante wohl aus dem klaſſiſchen Alterthum den Aeſchylos zur Seite ſtellen, dem auch aus unerſchöpftem Born die Bilder hervorquellen. Ueberdies bietet derſelbe in der Sache, und er allein von den griechiſchen Dichtern, eine dreifache Vergleichung: ſowohl durch den religiöſen Charakter ſeiner Dramen und den theologiſchen Gehalt, der ſich darin entfaltet, als durch den ethiſchen Zweck der Beſſerung der Sitten, wie (abgeſehn von der Wirkung der Tragödie überhaupt) er in den Eumeniden gradezu die Athener darauf anredet; endlich erfüllt ſich in demſelben Stück nach ſeiner ganzen Anlage eine politiſche Abſicht, die Weihe des Gerichtshofs des Areopags durch Einſetzung der Götter, gleichwie Dante das Anſehn des römiſchen Kaiſers von Gott unmittelbar ableitet.

2. Neben dem Spiel der Gedanken, das in jenen Bildern liegt, zeigt ſich die poetiſche Kraft Dante's in der Behandlung des Stoffs, den er ebenſo zu vergeiſtigen als zu verleiblichen weiß: ſofern derſelbe aus der Gedankenwelt heraus zu perſönlicher Exiſtenz verdichtet und umgekehrt aus der Wirklichkeit ſtammend,

1) Purg. XI, 92. 100. 115. 2) Purg. VI, 76 ff.
3) Par. XII, 10 ff: für zwei ſich entſprechende Kreiſe von Heiligen zwei parallele Regenbogen, für die Entſtehung des einen Regenbogens aus dem andern die Sprache der Echo, für deren Geſchick die Verzehrung der Dünſte durch die Sonne.

in die ideale Sphäre erhoben wird. Auch das ist ihm so natürlich, daß es in gewöhnlicher Schreibart hervortritt: besonders aber sind zwei herrschende Mächte seines Lebens und seiner Dichtung davon berührt.

Erstens das römisch-deutsche Kaiserthum, dem er einen zwar geschichtlich gemeinten, aber hochpoetischen Ursprung giebt. Nehmlich nach seiner ganzen Auffassung ist der heidnische Mythus wirkliche Geschichte: da dieser aber für uns nicht aufhört, Dichtung zu sein, so sind durch jene Verwendung desselben seine Schriften mit poetischen Stoffen durchzogen, die ihm als solche weniger zuzurechnen sind. Also die Wurzel des Kaiserthums führt er in die Heroenzeit zurück, auf die Stiftung des latinischen Königthums durch Aeneas, von wo durch das römische Volk, durch Julius Cäsar und Augustus die Herrschaft auf Karl den Großen sich fortleitete. Wie dieser Mythus ihm zur Wirklichkeit geworden, beweiset die wissenschaftliche Anwendung in seinem Werk von der Monarchie: das römische Volk habe rechtmäßig die Herrschaft und das Kaiserthum übernommen, als Nachkommenschaft des glorreichen Königs Aeneas, wie Virgil bezeuge[1]). Und die praktische Anwendung in dem Briefe an K. Heinrich VII., den er aus Virgil an seine Aufgabe erinnert, kraft der Weissagung von der Geburt und Weltherrschaft des trojanischen Cäsar, so wie der Ermahnung an Aeneas, wenn der eigene Ruhm ihn nicht bewege, doch den jungen Ascanius zu bedenken, dem das Reich Italiens gebühre: worauf er den jungen Sohn des Kaisers, Johannes König von Böhmen, einen zweiten Ascanius nennt; endlich wird Florenz, das der kaiserlichen Herrschaft sich widersetzt, der Amata verglichen, welche den vom Geschick bestimmten Schwiegersohn (Aeneas) verworfen, wüthend zum Kriege gereizt und nach dem Fehlschlagen sich aufgehängt habe[2]). So kann es nicht befremden, daß er in seinen Gedichten die Heroen für historische Personen nimmt, z. B. in der göttlichen Komödie den Kapaneus vor Theben als Gotteslästerer und den Sinon vor Troja als Lügner in die Hölle versetzt[3]), und in einer Canzone dieselben nebst Pharao, Simon Magus, Mahmud u. A. als Repräsentanten der Laster hinstellt, von denen Florenz heimgesucht sei[4]).

---

1) De monarch. lib. II. c. 3. p. 42. 44. ed. Torri. Vergl. c. 7. p. 56.
2) Epist. VII. c. 3—5. 7.
3) Inf. XIV, 63. XXX, 98.
4) Canzone XX. St. 5. Opp. min. ed. Fratic. I. p. 220.

Ihm eigen aber ist andrerseits abstracte Begriffe mit Persönlichkeit zu bekleiden. Nicht blos in seinen ersten Sonetten, auch in der Erläuterung derselben, der Vita nuova, redet er beständig von der Liebe (Amor) als einer Person[1]), mit der er auch Unterredungen hat; er beruft sich aber auf die alten Dichter, daß sie von unbelebten Gegenständen gesprochen haben, als wenn sie Sinn und Verstand hätten, und Eigenschaften haben sprechen lassen, als wenn es wirkliche Wesen und Menschen wären[2]). Dasselbe bleibt nach seiner Jugendzeit, als er zur Weisheit sich bekehrt hat: er nennt sie eine edle Frau, Tochter Gottes und Königin des Alls, die er nicht anders als mitleidsvoll sich habe denken können[3]). Und auch in der göttlichen Komödie ist von dieser Figur viel Gebrauch gemacht. Nicht allein daß öfter Land und Städte wie persönlich angeredet werden[4]) und Amor, wenn auch selten wieder vorkommt[5]); der Dichter läßt auch die vier Cardinal- und die drei theologischen Tugenden auftreten und schildert die Armuth, daß sie mit Christo ihrem ersten Gatten an das Kreuz gestiegen, dann lange verachtet gewesen, bis Franciscus mit ihr sich vermählt habe[6]). — Es findet sich aber auch das umgekehrte: und das betrifft einen andern in ihm herrschenden Gedanken, Beatrice, von der er in seinen Gedichten einen zwiefachen Uebergang macht. Einmal zu jener Schilderung der Philosophie als eines edlen Weibes, um deren Neigung er sich bewirbt und von der er, nachdem er die irdische Liebe zurückgedrängt, Erfüllung seines Sehnens erwartet, in einer Reihe von Canzonen. Sodann in der göttlichen Komödie unter dem Namen der Beatrice den Uebergang zur Schilderung der Theologie oder persönlicher der göttlichen Gnade, die seine Führerin ist im himmlischen Paradiese, aber schon seinen Weg durch die Hölle überwacht. Aber das ist nicht eine andere, sondern die Seele eben jener Beatrice, als ein menschliches Gefäß göttlicher Gnade, welche durch sie ihm zu eigen wird, nachdem in ihm jene creatürliche Liebe zu reiner Gottesliebe sich verklärt hat. Und grade dies Verhältniß, das durch die

1) Sehr erregt ist die Schilderung des Amor in dem Briefe an den Marchese Marcello Malaspina, Ep. III. p. 454.
2) Vita nuova c. 25. p. 57. ed. Torri.
3) Convito II, 13. p. 161. 163.
4) Italien Purg. VI, 76; Pistoja Inf. XXV, 10; Pisa Inf. XXXIII, 79; besonders Florenz Purg. VI, 127.
5) Par. XXVIII, 12.
6) Par. XI, 58 ff.

Handlung sich hinzieht, giebt dem Gedicht einen eigenen Charakter, worin jene Verbindung der drei Gattungen, der lyrischen, epischen und dramatischen Poesie (welche vorhin berührt ist, S. 24) hervortritt. Denn während die Anlage desselben episch ist, doch so, daß es ein dramatisches Element aufnimmt, so geht von jenem Verhältniß eine lyrische Färbung aus: wie zuvor auf dem Wege durch Hölle und Purgatorium die Pietät gegen seinen Führer Virgil die Lage beherrscht, so spricht nun ganz persönlich die erhöhte Stimmung des Dichters gegenüber der Jugendgeliebten, welche dort zum Anschaun Gottes ihn geleitet, auf dem Wege durch die Himmelssphären innig und demüthig sich aus.

3. Als einen dritten Punkt dürfen wir hervorheben die Herrschaft über die Sprache, die ihm keinen Ton versagt für den Ausdruck jeder Stimmung. Und das in der schwierigen Form der drei Reime, in der er frei sich bewegt — wie er selbst bezeugt hat[1]), daß niemals der Reim ihn dazu gebracht habe etwas anderes zu sagen, als was er habe sagen wollen. Merkwürdig ist in der göttlichen Komödie die Aufnahme lateinischer Ausdrücke, nicht blos, wie so häufig, aus Stellen der h. Schrift, sondern auch selbständig: sowohl in der Anführung einer philosophischen Frage, als in der Anrede von einem Papst und einem Ahnherrn Dante's[2]), welche dadurch, jene das Gepräge des Schulmäßigen, diese des Feierlichen erhalten; aber auch vereinzelt sind lateinische Wörter eingemischt[3]). Daß der Anfang des Hymnus Vexilla regis prodeunt um ein ihm fremdes Wort (inferni) vermehrt ist[4]), lag allerdings in der Nothwendigkeit des Verses und des Reimes. Einmal giebt er auch einige provencalische Verse, da er den Dichter Arnaldo redend einführt[5]). Ja er hat sogar eine besondere Sprache für gewisse dämonische Personen, den Plutus und den Nimrod[6]), die man nur bis jetzt nicht hat enträthseln können.

In seiner eigenen Sprache aber zeigt sich erstens der poetische Sinn in der sinnlichen und sinnbildlichen Ausprägung des Gedankens bis in die Wortbildung hinein: wenn z. B. es von ihm und seinen Gefährten heißt, daß der 91. Psalm ihren Geist entnebeln, oder die Nebel zerstreuen könne (disnebbiar)[7]), und von

1) Nach dem Verf. des Ottimo comento zu Inf. X, 87. T. I. p. 183.
2) Par. XIII, 100. Purg. XIX, 99. Par. XV, 28—30.
3) Par. XI, 62: coram patre. XX, 94: regnum coelorum; XXV, 26: coram me. XXXII, 59: sine causa.
4) Inf. XXXIV, 1. 5) Purg. XXVI. extr.
6) Inf. VII, 1. XXXI, 67. 7) Purg. XXVIII, 81.

den übermüthigen Florentinern, daß sie den Furchtsamen zu Drachen werden (indracarsi), aber sanft wie ein Lamm gegen den, der ihnen die Zähne oder den Beutel weiset[1]). Andererseits beweiset Dante nicht minder in der bildlichen als der eigentlichen Rede die dialectische Durchbildung der Sprache, eine Schärfe, Kürze und zugleich Fülle des Ausdrucks, welcher der Absicht genau entspricht und von dem Gedanken wie gesättigt ist, — wie in der Schilderung des Schöpfers[2]):

der so mit dem Zirkel
Die Welt umschrieb, und innerhalb derselben
So viel verbarg und so viel offenbarte;

so wie des göttlichen Gerichts[3]):

Das Schwert des Himmels schneidet nicht in Eile,
Noch langsam, als allein in dessen Meinung,
Der wünschend oder fürchtend es erwartet;

ferner in der Bezeichnung Davids, da er vor der Bundeslade tanzt: er war hier mehr und weniger als König[4]); und in der Charakteristik einer Rede der Beatrice: sie habe das Antlitz schöner Wahrheit durch Widerlegung und Beweis ihm enthüllt[5]). Oefter findet sich ein Wortspiel, worin derselbe Ausdruck in verschiedener Bedeutung wiederkehrt, wie es von den tragenden Figuren, die mit den Knieen an die Brust reichen, heißt: daß sie, obwohl unwahr, wahre Peinigung erwecken[6]), und die Sieneſin Sapia von sich sagt: daß sie nicht weise (savia) gewesen, obwohl sie Sapia genannt werde[7]). Ueberhaupt liebt Dante den scharfen Gegensatz: so werden die Momente, in denen zur Zeit der Nachtgleichen Sonne und Mond im Horizont stehen im Aufgang und im Niedergang, sodann die Hemisphären tauschen, als solche bezeichnet, worin der Zenith die beiden Himmelskörper im Gleichgewicht hält, und sie aus dem Gleichgewicht heraustreten; es sind die Verba inlibrare und dilibrarsi[8]), die einander gegenüberstehn. Er faßt auch die Bejahung und Verneinung zusammen, indem er den Zustand dessen schildert, der plötzlich etwas vor sich sieht, das ihn mit Erstaunen erfüllt:

1) Par. XVI, 115. 2) Par. XIX, 40. 3) Par. XXII, 16.
4) Purg. X, 66. 5) Par. III, 1. 6) Purg. X, 133.
7) Purg. XIII, 109. Ein Wortspiel findet Kopisch Par. XVIII, 137 in Polo, welches die Bedeutung Paulus und Pol haben kann; aber an die zweite ist hier nicht zu denken.
8) Par. XXIX, 1 ff. Vermöge des Gegensatzes kann das zweite Wort nicht anders verstanden werden: es ist das fortgesetzte Bild von der Wage, im zweiten Moment senkt sich die eine Schale, die andre hebt sich, das ist das Aufheben des Gleichgewichts oder das Wechseln der Hemisphären.

„der glaubt und nicht, und spricht: es ist, es ist nicht“[1]); und von dem Verwirren der Wahrheit in der Lehre von den Engeln sagt: man glaubt und glaubt nicht Wahrheit auszusprechen[2]). Er wendet den Gegensatz insbesondere so an, daß ein Subject ein widersprechendes Prädikat erhält (nach der Figur des Oxymoron): z. B. im Paradiese, in der eben erwähnten Rüge falscher Lehre: da unten (auf Erden) träume man im Wachen (non dormendo si sogna)[3]); im Purgatorium, in der Bezeichnung extatischer Gesichte: es seien Irrthümer, die nicht falsch sind (non falsi errori)[4]), und in der Schilderung des untersten Kreises der Hölle, das Weinen selbst erlaube da nicht zu weinen[5]), weil nehmlich die Thräne gleich erstarrt. Auch wird von dem Alkmäon, der auf des Vaters Verlangen die Mutter tödtete, gesagt: er sei, um nicht die Liebe zu verlieren, lieblos geworden[6]). Und es werden zumal die Geheimnisse des christlichen Glaubens in dieser Weise scharf ausgeprägt. Denn es heißt von dem festen strahlenden Punkt im höchsten Himmel, um den die Engelchöre ewig kreisen und der sie alle festhält: er scheine von dem umschlossen, was er selbst umschließt[7]). Und in einer Anrede an die Maria: sie habe die menschliche Natur so geadelt, daß ihr Schöpfer selbst es nicht verschmähte ihr Geschöpf zu werden[8]). — Scheinbar im Gegensatz mit dieser Unmittelbarkeit und Schärfe des Ausdrucks liebt es Dante statt des einfachen Begriffs oder Namens nähere oder entferntere Merkmale desselben anzugeben oder aus einer Schilderung hervorgehn zu lassen: also die Anwendung der Periphrase, welche von jenem dialektischen Charakter wieder zu dem poetischen einlenkt: es ist die Fülle der Anschauung, die sich darin ausbreitet so wie das Zusammenschauen des Aehnlichen in dem Ungleichen, wodurch diese Figur eine Verwandtschaft mit den Gleichnissen hat, die Dante ohnehin so reichlich spendet. Namentlich ist die astronomische Umschreibung ihm geläufig. Selbst in Prosa, im Eingang seiner ersten Schrift (der Vita nuova), wo er sein und Beatrice's Alter, als

1) Purg. VII, 10. 2) Par. XXIX, 83.

3) v. 82. Dasselbe Wort wird im entgegengesetzten Sinn von Lessing gebraucht, im Nathan IV. Aufz. 4. Sc. S. 310 Lachm. Tempelherr: (ich zürne) daß mir wachend so geträumt. Saladin: Heraus mit diesem wachen Traume.“

4) Purg. XV, 117. 5) Inf. XXXIII, 94.

6) Par. IV, 105. Wie es von Agenor heißt bei Ovid. Metam. III, 5: facto pius et sceleratus eodem.

7) Par. XXX, 12. 8) Par. XXXIII, 4.

er sie zuerst gesehn, auf das Ende seines und den Anfang ihres neunten Jahres angiebt, geht für beides eine andere Bezeichnung voran: für das letztere, daß in der Zeit der Fixsternhimmel sich nach Osten um $\frac{1}{12}^{0}$ bewegt habe, das sind, da Dante diese Bewegung, das Vorrücken der Nachtgleichen, auf einen Grad in 100 Jahren annahm, $8\frac{1}{3}$ Jahre. Und so auch in der göttlichen Komödie. Im Anfang des Paradieses spricht er von dem „Himmel, der mehr vom Lichte Gottes aufnimmt": das ist, wie er selbst in der Auslegung dieser Stelle bemerkt[1]), die Umschreibung des empyreischen Himmels. Und zu Anfang des 29. Gesanges setzt er ein Schweigen der Beatrice gleich der Zeit von da an, daß in den Nachtgleichen Sonne und Mond im Horizont stehen, bis dahin, daß sie die Hemisphären tauschen (s. oben S. 48), das heißt nichts weiter als einen Augenblick[2]). Besonders ist ein oft wiederkehrender Begriff, dessen Umschreibung zu mannichfaltigen Wendungen führt, der des Lebens: derselbe kommt so häufig vor, da der Dichter durch die jenseitigen Reiche wandert, obwohl er noch im Leibe ist, wodurch er deren Bewohner besonders im Purgatorium in Verwunderung setzt. Er komme ohne Tod, sagen sie, in das Reich des todten Volkes[3]) und er gehabe sich wie lebend[4]); er komme vor der Zeit[5]) und er habe noch nicht den letzten Abend gesehn[6]); er wandele mit den Gliedern, mit denen er geboren sei[7]), oder er steige mit den Fesseln empor, die nur der Tod löset, wie er selbst sagt[8]), denen zur Bestätigung, die als Geister von ihm benannt, bemerkten, er rede von ihnen, als ob er die Zeit noch theile nach dem Mondanfang[9]). Weiter heißt es von ihm, daß die, die Tag und Nacht spinnt (Lachesis), ihm den Rocken noch nicht abgesponnen, den Klotho jedem auflegt und umwickelt[10]);

---

1) Epist. XI. c. 26. Aehnliche Umschreibungen sind Inf. II, 78: der Himmel, der die kleinsten Kreise bildet, d. i. des Mondes; und Purg. XXXIII, 90: der Himmel, der am höchsten eilet, d. i. das primum mobile.

2) Kopisch zu d. St. findet in den Himmelszeichen und der ganzen Constellation besondere Bedeutung und tiefe Beziehung; aber der Zusammenhang giebt dafür keine Handhabe.

3) Inf. VIII, 84. 4) Purg. V, 6.

5) Inf. VIII, 33. 6) Purg. I, 58.

7) Purg. V, 46. Eben so die Seele sei noch in den Leib versenkt oder befestigt Purg. XIV, 11. Dem entspricht der Ausdruck für sterben, daß die Seele sich vom Körper löset, Par. XXXI, 90.

8) Purg. XVI, 37. 9) v. 27.

10) Purg. XXI, 25. Ebenso XXV, 79: wenn Lachesis nicht mehr Flachs hat.

er erscheint als einer, der noch nicht in das Netz des Todes gegangen[1]). Und im Paradiese erklärt Beatrice, daß der Tod die Zeit ihm noch nicht vorgeschrieben, ein andermal, daß sein Kriegsdienst noch nicht beendet sei[2]); nachdem sie das irdische Leben überhaupt als ein solches bezeichnet, das ein Laufen ist zum Tode[3]). Außerdem sagt Dante selbst im Gespräch mit einem Freunde, den er im Purgatorium trifft, von dessen Tod: er habe die Welt vertauscht mit besserem Leben[4]); und von seinem eigenen Verlangen ihn wiederzusehn: daß wie schnell auch die Rückkehr sei, doch der Wunsch das Ufer früher erreiche[5]), nehmlich des jenseitigen Lebens, wohin man aus dem Meer der Zeitlichkeit steuert.

Was sonst die ihm geläufigen rhetorischen Figuren betrifft, so ist auf die ausgedehnte Anwendung der Metapher schon hingewiesen. Von den andern Arten des Tropus sei hier bemerkt die Synecdoche, da ein Theil für das Ganze gesetzt wird, in jener Aufforderung der Beatrice, (nachdem er gesenkten Blicks ihre Strafrede darüber vernommen, daß er durch irdische Dinge sich habe ableiten lassen): den Bart zu heben, so werde noch mehr als das Hören ihm schmerzlich sein das Schauen, nehmlich der überirdischen Schönheit[6]). Worauf er selbst erklärt:

Und da sie mit dem Bart das Antlitz meinte,
Erkannt ich wohl das Gift in ihrer Rede,

daß er noch in gereiftem Alter habe fehlgehn können. Ferner die Metonymie und zwar eine solche, wo ein Nebenumstand statt des Subjects steht: wie der Dichter, nachdem er selbst den Musengott angerufen, einen andern nach ihm kommenden erwarten läßt, der mit besserer Stimme betend von Cirrha erhört werde[7]); da ist also die Stadt genannt statt des Apollo, dem sie heilig ist. Aehnlich, wenn auch minder elegant, steht das Zeichen statt der Sache, nehmlich das Schwein als Attribut des Antonius statt der Mönche seines Ordens[8]):

Damit nun mästet sich St. Antons Schwein,
Und viele andre, schlimmer noch als Schweine,
Mit Münzen zahlend, die ohne Gepräge;

1) Purg. XXVI, 24. 2) Par. XXIV, 6. XXV, 57.
3) Purg. XXXIII, 54.
4) Purg. XXIII, 77. Er bezeichnet sterben auch durch uscire di vita Inf. XX, 58. Purg. V, 56.
5) Purg. XXIV, 78. 6) Purg. XXXI, 68 ff.
7) Par. I, 36.
8) Par. XXIX, 124. Ebenso nennt er den Ochsen statt des Lucas, s. oben S. 43. Und den Adler Christi st. des Johannes, Par. XXVI, 53.

das ist mit Ablaßzetteln. Oder umgekehrt es wird die Sache statt des Zeichens gesetzt, nehmlich Johannes der Täufer statt der florentinischen Goldgulden, die sein Bild trugen, in einer Rüge päpstlicher Habsucht[1]):

Wohl kannst du sagen: mir steht mein Verlangen
So ganz nach dem, der einsam leben wollte,
Und der durch Tanz zum Märtyrthum geführt ward,
Daß ich den Fischer nicht noch Paulum kenne.

Es liegt darin zugleich eine scharfe Ironie, und diese Figur wendet Dante auch sonst zuweilen an, wenn er z. B. der Herrschaft des „guten" Barbarossa gedenkt, von welchem trauernd noch Mailand spreche[2]), besonders aber in Beziehung auf Florenz, wo er selbst sarcastisch wird[3]). Ein Beispiel des Sarcasmus ist auch in dem Spruch von dem todten Cyrus, den er der Tomyris in den Mund legt: mit Blut füll' ich dich, der nach Blut gedürstet[4]). — Oefter findet sich der Ausdruck des Uebergehens und Verschweigens (die praeteritio, bei Dante passare auch saltare)[5]): theils in irdischen Dingen, wo er der Zukunft nicht vorgreifen will, die er doch zu wissen vorgiebt, — wie bei einer Verkündigung über das Geschlecht des Karl Martell, Königs von Ungarn[6]), und von seinem Aeltervater über ihn selbst[7]); hauptsächlich in himmlischen Dingen, wie er gleich zu Anfang des Paradieses erklärt: er habe gesehn, was er nimmer wiedersagen könne[8]); und am Ende: sein Schauen sei größer gewesen, als unsere Sprache[9]). Namentlich erwähnt er einen göttlichen Gesang des Petrus, von dem sein Gedächtniß ihm nichts wiedersage[10]):

Drum schreib' ich's nicht, es überspringt's die Feder,
Denn unsre Einbildung, geschweige denn
Das Reden ist zu grell für solche Tiefen.

Und von dem Angesicht der Beatrice heißt es, wie bei dem

1) Par. XVIII, 133. 2) Purg. XVIII, 119.
3) S. oben S. 37.
4) Purg. XII, 56. nach Herod. I, 212.
5) Par. XXIII, 24. (s. S. 53. Anm. 3.). Und Par. XXIII, 62. XXIV, 62. Er hat auch den Ausdruck trapassare, Vita nuova c. 3. p. 4. und silentio praeterire, Ep. XI. c. 4.
6) Par. IX, 4.
7) Par. XVII, 97:
Und fest in dein Gedächtniß präge dies,
Doch sag' es keinem. Und nun sagt' er Dinge
Unglaublich dem, der gegenwärtig sein wird.
8) Par. I, 5. 9) Par. XXXIII, 55. 10) Par. XXIV, 23 ff.

ersten Wiedersehn im irdischen Paradiese, so bei ihrem Anblick im höchsten Himmel, daß seine Dichtung darauf verzichte in ihrer Schönheit ihr zu folgen [1]): er nennt zumal ihr Lächeln auf dem Wege durch die Himmelssphären, das er früher nicht ertragen hätte [2]), so wie den Ausdruck ihrer Augen unbeschreiblich [3]). Einen Maaßstab dafür giebt die Betrachtung [4]), daß wenn auch alle Zungen derer, welche von den Musen am reichsten genährt sind, ihm beiständen, er nicht das Tausendtheil der Wahrheit erreichen würde, das heilige Lächeln besingend; daher der Schluß:

So muß die Schilderung des Paradieses
Das heilige Gedicht hier überspringen.

Das könnte als ein übertriebenes Pathos erscheinen; aber der Eindruck ermäßigt sich, wenn man sowohl die Bedeutung der Augen und des Lächelns (worauf wir noch zurückkommen, S. 59), als der Person in's Auge faßt, daß nehmlich in diesem Angesicht der Abglanz der Herrlichkeit Gottes, ja die fortschreitende Offenbarung seiner Gnade selbst abgebildet werden soll. Da ist das Verstummen sehr natürlich. — Doch hat der Dichter einmal Rechenschaft gegeben von dem, was in den höchsten Regionen geschaut und erlebt wird in einer schönen Steigerung (Klimax), als er in den Himmel gelangt ist, der

Nur reines geist'ges Licht ist voller Liebe,
Liebe zu wahrem Gut, die voller Wonne,
Wonne, die jede andre überschreitet [5]).

Schließlich treten uns in der göttlichen Komödie noch zwei rhetorische Figuren entgegen, besonders bedeutsam um des Inhalts willen, da sie mit dem Charakter Dante's und dem Zweck seines Gedichts eng zusammenhängen. Das ist erstens die Digression (wie er selbst sie benennt) [6]), durch die er neben der Erörterung,

1) Purg. XXXI, 142. Par. XXX, 31.
2) Par. XXII, 11. XXIII, 48.
3) Par. XVIII, 8:
Welche Lieb' ich da erblickte
In ihren heil'gen Augen, sag' ich nicht:
und weiter, grade wie in der oben angef. Stelle von dem Gesang des Petrus. Desgleichen Par. XXIII, 23:
Und so voll Wonne waren ihre Augen,
Daß ich es ohne Worte übergehn muß.
4) Par. XXIII, 55 ff. 5) Par. XXX, 40.
6) Purg. VI, 128: di questa digression. Par. XXIX, 127: perchè sem digressi assai. Er erwähnt auch unter den Redeformen seines Gedichts den modus digressivus, an dem oben S. 42. Anm. 4. angef. O.

die sich in die Handlung selbst verflicht, zuweilen noch für größere Themata Raum schafft, theils wissenschaftlichen theils politischen Inhalts. Von der letztern Art ist der Abschnitt im 6. Gesang des Purgatorium, wo er von der rührenden Begegnung des Sordello mit Virgil, die als Mantuaner sich begrüßen, auf den Zwiespalt in Italien und die Vernachlässigung des Landes durch die Kaiser übergeht und zuletzt die Entartung von Florenz beklagt. Hingegen theologisch ist der Abschnitt im 29. Gesang des Paradieses, wo er von der Engellehre auf das eitle Philosophiren, die Verdrehung der heiligen Schrift und die thörichte Predigtweise, die damals im Schwange war, zu reden kommt. — Die andere Figur ist die Apostrophe, welche von dem ethischen Affekt des Dichters zeugt, der dadurch seinem vollen Herzen genug thut: sei es der Affekt des Schmerzes oder der Freude, der Bewunderung oder des Abscheus[1]). So beginnt die erstgenannte Digression mit dem Ausruf:

Ha! Schmerzes Herberg', knechtisches Italien,
Schiff ohne Steuermann in großem Sturme,
Nicht Fürstin von Provinzen, sondern Schandort.

Zuvor in der Hölle geht der Schilderung derer, welche wegen Simonie büßen, das Wort voran[2]):

O höchste Weisheit, welche Kunst doch zeigst du
Im Himmel, auf der Erd' und in der Hölle,
Und wie gerecht vertheilet deine Macht!

Im Paradiese aber, als er den seligen Kranz der großen Theologen gesehn und den Einklang aller Stimmen gehört, ruft er aus, in das verworrene Treiben der Menschen zurückblickend[3]):

Unsinn'ges Treiben du der Sterblichen,
Wie unzulänglich sind die Schlüsse doch,
Die deinen Flügelschlag nach unten richten.
u. s. w.

Und ist glücklich, aller dieser Dinge ledig, mit Beatrice droben im Himmel zu sein.

Alles dies betrifft schon den Inhalt der göttlichen Komödie, wozu wir nun übergehn.

---

1) Hier schließt sich öfters die Figur der Prosopopoeia an, z. B. in der Anrede an mehrere Städte, s. oben S. 46.
2) Inf. XIX, 10.
3) Par. XI, 1.

Die göttliche Komödie.

Ueber die Absicht des Dichters bei diesem Werk sind wir unterrichtet sowohl durch mannichfaltige Aeußerungen im Verlauf desselben als durch eine besondere Einleitung im Anschluß an den Brief, womit er dessen dritten Theil dem Can Grande von Verona widmete[1]).

Hieraus erhellt zuvörderst, daß Dante es bloß Comoedia genannt hat[2]), ein Titel, der für ein geistliches Gedicht uns fremd erscheint; er giebt aber auch die Erklärung. Darnach ist die Komödie eine Gattung der Poesie, welche mit der Verwickelung einer Sache beginnt, aber glücklich endet, während die Tragödie einen ruhigen Anfang hat, aber zu einem schrecklichen Ausgang führt; auch die Sprache ist verschieden, in der Tragödie erhaben, in der Komödie nachlässig und niedrig. Das wendet er auf sein Werk an, dessen Gegenstand zu Anfang als Hölle schrecklich, zuletzt als Paradies ersehnt und lieblich, — und dessen Schreibart die Volkssprache sei[3]). In dem letzten Punkt thut er sich selbst unrecht, indem er einem Vorurtheil über die Landessprache nachgiebt, die er vielmehr gehoben hat: wir können nur zugeben, daß der Vortrag gemischt, je nach dem Gegenstand erhabener oder niedriger, doch niemals vulgär ist (vergl. S. 24). — Der Zusatz göttliche Komödie ist von ihm selbst nicht gemacht, findet sich aber schon bei Boccaccio und ist dann allgemein in die Aufschrift aufgenommen[4]): er bezieht sich auf die göttlichen Dinge als Inhalt oder vielmehr als Ziel des Gedichts.

Die Wendung vorzugsweise zu diesen erfolgt mit dem Aufsteigen von der Erde zum Himmel, dem „Uebermenschlichwerden“[5]) zu Anfang des dritten Theils, den er nach dem himmlischen Paradiese benennt. Und er erhebt auch an die, welche bis dahin ihm gefolgt, einen neuen Anspruch, indem er vielmehr abwehrt, als ermuntert, ihn weiter in jene Höhen zu begleiten, wenn sie nicht Engelbrot gekostet (nach Ps. 78, 25), d. h. mit Kräften des ewigen Lebens genährt sind. Also redet er beide Theile an[6]):

1) Epist. XI. s. c. 4: ad introductionem oblati operis. Vergl. c. 6.
2) Ebendas. c. 10. 13. Derselbe Name erscheint in dem Werk selbst Inf. XVI, 128. XXI, 2.
3) Die loquutio vulgaris, die auch die Weiber reden.
4) S. Fraticelli zu Epist. XI. p. 542. not. 3.
5) trasumanare Par. I, 70.
6) Par. II, 1 ff. Dasselbe Bild der Schiffahrt schon Purg. I, 1 ff; auch in dem Sonett XL an Cino, Opp. minori T. I. p. 222. ed. Fraticelli.

O ihr, die ihr in kleinem Kahne seid
Gefolget meinem Schiffe voll Begierde
Zu hören, das da mit Gesang einherzieht,
Wendet zurück euch zu den heim'schen Ufern,
Begebt euch nicht auf's hohe Meer, denn leicht
Verliert ihr mich, bleibt ihr verirrt zurück.
Nie ward das Meer durchschifft, das ich befahre;
Minerva haucht, es führet mich Apollo,
Und alle Musen zeigen mir den Nordstern.
Ihr andern wenigen, die ihr bei Zeiten
Euch zu dem Engelbrot gewandt, von welchem
Man hier wohl lebt, doch nie gesättigt wird,
Ihr möget immerhin in's hohe Meer
Eu'r Schifflein treiben, meiner Furche folgend,
Bevor zu glattem Wasser sie geworden.

Zur Sache aber erklärt er sich in jenem Briefe an Can Grande. Demnach ist der Gegenstand der göttlichen Komödie nach buchstäblichem Sinn der Zustand nach dem Tode der Seelen schlechthin (während im dritten Theil der Zustand der seligen Seelen geschildert wird); allegorisch genommen aber der Mensch, wie er in Verdienst und Unverdienst durch Willensfreiheit der belohnenden oder strafenden Gerechtigkeit unterworfen ist[1]). Dazwischen steht aber noch ein dritter Gegenstand, die Person des Dichters, der sein inneres und äußeres Leben in die Dichtung verflochten hat. Den Schlüssel dazu giebt eine durch ein anderes Werk im ähnlichen Fall veranlaßte Erklärung, wiefern von sich zu reden verstattet ist[2]). Das ist vornehmlich, außer dem Fall der Selbstvertheidigung, wenn dadurch, daß man über sich selbst spricht, einem andern auf dem Wege der Belehrung der größte Nutzen erwächst: wie dies den Augustinus bewogen habe, in seinen Bekenntnissen von sich zu reden, damit er durch den Fortgang seines Lebens (welches vom Schlechten zum Guten und vom Guten zum Bessern und vom Bessern zum Besten war) als der wahrste Zeuge ein Beispiel und eine Lehre gebe. — Und hier schließt sich der Zweck an, den er in jenem Briefe von dem ganzen Inhalt der g. Komödie dahin angiebt: die Lebenden dem Zustand des Elends zu entziehn und zum Zustand des Glücks zu führen[3]). Diese kurzen und klaren Aussprüche wollen wir näher in's Auge fassen besonders nach ihrem Verhältniß zu einander, um einigen Grundirrthümern in der Auffassung des Ganzen zu begegnen.

1) Epist. XI. c. 8. p. 538. c. 11. p. 542.
2) Convito I, 2. p. 69. 3) Epist. XI. c. 15.

1. Daß der Zustand der Seelen nach dem Tode den Gegenstand ausmacht, ist offenkundig nach der ganzen Anlage des Gedichts, welches nach dem Schauplatz des jenseitigen Lebens abgetheilt ist in Hölle, Reinigungsort und Paradies. Das sind die drei Reiche[1]), die auch zuweilen zusammengefaßt werden nach der Lage derer, die darin weilen[2]), wie nach der örtlichen Verschiedenheit: in letzterer Hinsicht als das schmerzenreiche Thal, der Berg mit dem schönen Gipfel, dem irdischen Paradiese, und der Himmel mit seinen Sphären und Lichtern[3]), wo überall Paradies ist[4]). Gleichwohl hat man versucht diesen Sinn zu beseitigen und den Inhalt zu einem diesseitigen zu machen, indem alles, was der Dichter aus dem Jenseits mittheilt, bezogen werden soll, sei es auf die politischen Zustände seiner Zeit oder auf das religiös-sittliche Leben der Menschen auf Erden[5]). Solche Behauptungen aber sind diesem Gedichte gegenüber eine ähnliche Ketzerei wie zu der Zeit der Apostel die falsche Lehre von der Auferstehung war, als ob sie schon geschehen sei (2 Tim. 2, 18), indem man die geistige in diesem Leben anerkannte, die nach dem Tode leugnete; während der Erlöser die eine und die andere gelehrt hatte. Denn das ist auch die Folge, daß wenn man den Gedanken der g. Komödie ganz im diesseitigen Leben aufgehen läßt, dann nach Dante gar nichts für das Jenseits übrig bleibt. Aber der Dichter hat beides als den Inhalt hingestellt: den Zustand nach dem Tode und den Wandel auf Erden, diesen jedoch in Beziehung auf das göttliche Gericht. Dieser allegorische Sinn schließt aber den erstern nicht aus, sondern beruht auf demselben. Außerdem liegen in der Schilderung der

1) Sie werden im Einzelnen bezeichnet als doloroso oder dolente regno Inf. XXXIV, 28. Purg. VII, 22; — secondo regno Purg. I, 4; — regno santo oder beato Par. I, 10. 23. auch deiforme II, 20. Davon verschieden, nehmlich nicht so local gemeint, ist eterno und celeste regno Purg. XXII, 78. XXXII, 22.

2) Inf. I, 115 ff. 3) Par. XVII, 112 ff. 136 ff.

4) Par. III, 89.

5) Jenes nach Dionisi und Marchetti; dieses nach Biagioli, Rossetti u. A. Vergl. Blanc Die beiden ersten Gesänge der göttlichen Komödie S. 16 ff. Die zweite Ansicht scheint neuerdings in Deutschland das Uebergewicht erlangt zu haben. Deutlich spricht sich Abeken in diesem Sinne aus (1826) in s. Beitr. für das Studium der g. Komödie S. 129: es sei in den 3 Theilen des Gedichts Hölle, Fegefeuer und Himmel zu suchen, insofern der sündige, der büßende und heilige Mensch diese auf der Erde und in sich selbst findet. Und jüngst (1863) scheint auch Braun, obwohl er eine umfassendere Ansicht entwickelt, schließlich dabei stehn zu bleiben, in der Einleitung seiner Uebers. Th. I. S. 124. Vergl. unten S. 64. A. 2.

drei Reiche die deutlichen Beweise, daß diese ihrem Wesen nach ganz eigentlich gemeint sind: und zwar in dem dogmatischen Gehalt, der im Sinne Dante's sich nicht verflüchtigen und in bloße Allegorie auflösen läßt. Dahin gehört erstens das nach göttlichem Rathschluß und ewigem Gesetz geordnete Schicksal der drei Klassen, der Verdammten, Hoffenden und Seligen: ihr räumliches Geschiedensein in Hölle, Purgatorium und Paradies. Sodann bei den Verdammten in der Hölle die Bestimmung, daß sie keine Hoffnung haben, ihre Strafe ohne Ende ist: was sowohl durch die Ueberschrift des Hölleneingangs (s. S. 24), als auch sonst angezeigt wird[1]). Und bei den im Purgatorium Büßenden der Zustand, daß sie nicht mehr der Versuchung unterworfen sind (daher sie die letzte Bitte des Vaterunsers nicht für sich aussprechen)[2]), so wie der häufig wiederkehrende Vorgang, daß sie zur Abkürzung ihrer Strafzeit die Fürbitte derer, die noch auf Erden sind, verlangen, oder man erfährt, daß solche Abkürzung dadurch schon eingetreten ist. Endlich bei den Seligen im Paradiese am Ziel der ganzen Wanderung die Schilderung von der Vollendung der Seligkeit im Anschauen Gottes. Das sind feste Punkte des Kirchen- und Volksglaubens, die nur das Leben nach dem Tode betreffen und in eine Erklärung, welche das Ganze auf das diesseitige Leben umdeuten will, gar nicht eingehn, demnach in dieser Auffassung ohne Sinn sein würden. Daneben ist viel dichterischer Schmuck, wie in der architektonischen Anordnung der Reiche, und der landschaftlichen Schilderung besonders des Reinigungsberges; aber alles ordnet sich theils der dogmatischen Grundlage, theils dem praktischen Zweck unter. Es verhält sich damit ähnlich wie mit den Parabeln des Herrn, namentlich derjenigen, die zunächst hieher gehört, von Lazarus und dem reichen Manne: wo auch die Lehre von dem Zustand nach dem Tode umhüllt ist mit dichterischen Zügen, die so wenig für Stücke des Glaubens gelten wollen als den Vorwand hergeben dürfen, jene Lehre aufzuheben.

2. Indem der Dichter selbst es ist, der die Zustände der Seelen nach dem Tode schaut und von ihnen verkündet, ist er genöthigt, auch von sich zu reden. Aber das geschieht viel mehr: wir dürfen als den andern Gegenstand der göttl. Komödie gradezu Selbstbekenntnisse Dante's bezeichnen. Das beweisen schon Anfang und Ende derselben, die ganz persönlich, jener seine Verirrung in einem Walde, als er in der Mitte des Lebens,

1) Inf. III, 85. IV, 42. V, 44. 2) Purg. XI, 22.

im Alter von 35 Jahren stand, dieses seine Erhebung zur Anschauung der Wesenheit Gottes schildern. Wenn nun auch, soweit Absicht liegt in diesem Reden von sich selbst, nach jener von ihm angezeigten Richtschnur (S. 56) er daraus andern durch Belehrung Nutzen schaffen will; so geht doch aller Absicht voraus, daß ihn als Dichter eine innere Nöthigung getrieben hat. Und dem entsprechen zwei Hauptmotive der ganzen Handlung: die Verherrlichung der Beatrice und seine eigene Läuterung, welche dadurch zusammengehn, daß die Läuterung unter dem Schutz und der Führung jener Frau erfolgt. Dieser ganz persönliche Inhalt schließt nicht aus, daß beide Personen noch etwas anderes vorstellen kraft der allegorischen Anlage des Gedichts, wonach sie in der That eine Doppelstellung einnehmen.

Zuerst aber ist einleuchtend, daß die Beatrice der göttlichen Komödie menschliche Persönlichkeit hat: und nichts ist verfehlter, ja unpoetischer, als sie zu einer poetischen Erfindung zu machen, wie Francesco da Buti (um 1385) und Filelfo (1468) wollten [1]). Dagegen entscheidet schon die Stelle, welche ihr im Himmel im dritten Kreis der höchsten Stufe neben der Rahel zugetheilt wird [2]). Und was Dante betrifft, so geht er von ihrem irdischen Dasein aus gleich zu Anfang durch den Hinweis, daß er aus Liebe zu ihr aus dem gemeinen Haufen sich erhoben, weshalb sie den Virgil zu seiner Rettung anruft [3]); er gedenkt ihres Todes, als er zuerst im irdischen Paradiese sie wiedersieht, wodurch ein 10jähriger Durst in ihm gestillt werde [4]) (denn im J. 1290 war sie gestorben und in's J. 1300 setzt er diese Vision), so wie des ersten Tages, da er im irdischen Leben ihr Antlitz gesehn, bei ihrer letzten Erscheinung im höchsten Himmel, bis wohin sein Gesang noch habe folgen können [5]). Dazu kommt, daß Dante in andern Gedichten und Schriften von der wirklichen Beatrice und ihrer Einwirkung eine Schilderung giebt, die der Beatrice der g. Komödie genau entspricht. Selbst in einzelnen Zügen: in einem Sonett der Vita nuova preiset er ihre Augen und ihr Lächeln [6]), was er ebenso in einer Canzone des Convito an seiner zweiten Geliebten, der Weisheit, hervorhebt: mit der Auslegung, daß in den Augen und dem Lächeln wenn auch gleichsam verschleiert sich oft die Seele zeigt,

1) S. Paur Ueber die Quellen zur Lebensgesch. Dante's. S. 7. 27.
2) Inf. II, 102. Par. XXXI, 67 ff. XXXII, 7. 8.
3) Inf. II, 104. 58 ff. 4) Purg. XXXII, 2.
5) Par. XXX, 28. Vergl. S. 53.
6) Vita nuova c. 21. Sonetto IX.

das Lächeln sei ein Wetterleuchten ihrer Wonne[1]): woraus sich in der Schilderung der himmlischen Beatrice die häufige Wiederkehr grade dieses Zuges (s. oben S. 53) erklärt. Und in einer Canzone der Vita nuova, welche ihren Tod beklagt, preiset er ihre Verklärung im jenseitigen Leben[2]):

Denn seit sie uns entrückt ward, ist entglommen
Die Schönheit heller nur, die sie umfließet,
Und hat sich all' verklärt in geist'ge Schöne,
Daß durch die Himmel ströme
Das Licht der Liebe, das die Engel grüßet;
Und Staunen faßt im sinnenden Gemüthe
Die hohen Geister, schaun sie ihre Güte.

grade wie sie in der göttl. Komödie erscheint. Endlich hatte er schon während ihres Lebens auf die Frage nach dem Ziel seiner Liebe erklärt: seine Seligkeit beruhe in den Worten, die seine Herrin loben, und hatte sich vorgesetzt zum Stoff seiner Rede allezeit das Lob jener holdseligsten zu nehmen, aber er schien ihm noch zu hoch für seine Kraft[3]). Doch zehn Jahre nach ihrem Tode (1300), nachdem er ein Sonett vollendet, worin es heißt, daß der Seufzer seines Herzens jenseits der höchsten Sphäre geht und er dort eine Frau erblickt, welche Ehre empfängt, und sie in solchem Wesen sieht, daß er es nicht fassen kann[4]), hatte er ein wunderbares Gesicht. Darauf gründet sich die Erklärung: er hoffe, wenn sein Leben so lange daure, von ihr zu sagen was niemals von einer sei gesagt worden. Und er bittet Gott, daß dann seine Seele gehen könne, zu sehen die Herrlichkeit ihrer Herrin, jener gebenedeiten Beatrice, welche in der Glorie sein Angesicht schaut. Damit endet die Vita nuova: und das ist das eine Thema der göttlichen Komödie, deren Inhalt er öfter als Vision bezeichnet[5]).

Hier schließt sich aber die andere Seite an, seine eigene Läuterung: und auch darin stimmt der Inhalt dieses Gedichts mit der Erfahrung seiner Jugend von Beatrice. Denn aus dieser heraus preiset er in einer Canzone die Wirkung ihrer Erscheinung: daß die Gedanken gemeiner Herzen, wenn sie vorübergehe, erstarren und sterben, und wer ihren Anblick erträgt edel wird und so stirbt[6]);

1) Convito III. zu Anfang u. c. 8. p. 220 f.
2) Vita nuova c. 34. Canzone V. Ueberſetzt von Oehnhausen S. 97.
3) Ebendaſ. c. 18. p. 34. 4) Ebendaſ. c. 42. p. 88. 89.
5) Par. XVII, 128. Obwohl er auch in der Vision noch Visionen hat Purg. XVII, 34. Par. XXXIII, 62.
6) Vita nuova c. 19. p. 36.

er schildert auch, wie in ihm selbst ihr Gruß tugendreich wirke und ihre Tugend walte[1]). In der göttlichen Komödie aber ist sie es, die darauf zurückweiset, jedoch ihm vorhält, daß er auf dem Wege nicht beharrt sei, und dadurch ihn zur Reue leitet. Das geschieht auf der Höhe des Reinigungsberges vor dem Uebergang in's irdische Paradies. Und diese Rede giebt Aufschluß über das ganze Verhältniß, wie der Dichter es persönlich geltend macht. Sie sagt[2]):

Ich hielt ihn ein'ge Zeit durch meinen Anblick,
Indem ich ihm die jungen Augen zeigte,
Ihn mit mir führend in der rechten Richtung;
Allein sobald ich an der Schwelle war
Des zweiten Lebens, das ich nun eintauschte,
Entzog er mir sich —.
Er wandte seine Schritt' auf falsche Wege,
Den Bildern folgend eines Glücks, das täuschet
Und nie erfüllet was es uns verheißt.

Worauf mit schwerem Herzen er selbst bekennt[3]):

Die gegenwärt'gen Dinge
Mit ihrer falschen Lust verführten mich,
Sobald als euer Antlitz sich mir barg.

Sie aber zur Verstärkung jenes Eindrucks, erinnert ihn, wie in entgegengesetzter Richtung ihr begrabener Leib ihn hätte führen sollen:

Nie bot Natur und Kunst dir solche Wonne,
Als dir die schönen Glieder, worin ich
Verschlossen war, und die jetzt Staub geworden.
Und wenn die höchste Lust dir so entzogen
Durch meinen Tod, welch' sterblich Wesen konnte
Dich dann mit Sehnsucht noch zu ihm hinziehn?
Wohl hättest bei dem ersten Angriff du
Hinfäll'ger Dinge dich erheben sollen
Mir nach, die nicht zu solchen mehr gehörte.

Das Verhältniß findet seinen Schlußstein im letzten Theil, gegen Ende des ganzen Gedichts, als Beatrice ihm entrückt ist, worauf er seinen Dank zu ihr emporsendet für die Erweisung ihrer Macht und Güte, daß sie aus der Knechtschaft ihn erhoben, seinen Geist gesund gemacht habe[4]).

---

1) c. 10. 11. p. 16 f. c. 28. p. 62.
2) Purg. XXX, 121 ff. 130 ff.
3) Purg. XXXI, 34 ff. 47 ff. der letzte Vers (57) der Uebersetzung nicht nach Blanc, sondern nach Philalethes.
4) Par. XXXI, 82—90.

Jedoch auch abgesehn von diesem persönlichen Verhältniß tritt derselbe Gedanke in individuellen Zügen hervor. Jene Verirrung erklärt er selbst, da er seinem Freunde Forese unter den wegen Schwelgerei Büßenden begegnet: er nennt drückend die Erinnerung daran, wie sie es mit einander getrieben; von solchem Leben habe er an jenem Tage sich abgewendet [1]). Und zuvor bekennt er im Kreise derer, die den Neid abbüßen: auch er werde einst dafür büßen, aber nur wenig, mehr fürchte er die Pein, die zur Abbüßung des Stolzes verhängt sei [2]). Und zuletzt noch kommt sein falsches Vertrauen auf Schulweisheit zur Sprache, wogegen er erkennen soll, daß der menschliche Weg von dem göttlichen so weit absteht, als von der Erde der fernste Himmel [3]). Ganz individuell ist auch ein Ausruf, den die Herrlichkeit des Paradieses in ihm hervorlockt und den er in einem Nebengedanken einschaltet von seiner Wiederkehr zu dem heiligen Triumph, um deßwillen er oft seine Sünden beweine und seine Brust schlage [4]).

Gegenüber solchen Selbstbekenntnissen aber nimmt den größern Theil seines Gedichts die Schilderung der Sünden der Welt ein, vom ersten Abfall durch die mythischen und historischen Zeiten hindurch am meisten aus seinem eigenen Zeitalter. Und dies ist das andere Thema: seinen Zeitgenossen und seinem Vaterlande einen Spiegel zur Buße vorzuhalten und den Weg des Heils zu zeigen. Dazu empfängt er wiederholt die Anweisung. Er soll zum Heil der Welt, die übel lebt, auf ein Gesicht schauen und was er sieht nach seiner Rückkehr aufschreiben [5]). Also wird er, der lehrende, von denen hienieden, die von ihm lernen, unterschieden. Aber der Weg, den diese zurücklegen sollen, ist kein anderer, als den er selbst gemacht: und wie sehr die Vision, die sein Gedicht erfüllt, sein Eigenthum ist, so geht doch mit ihm in der ganzen Handlung nichts vor, woran nicht alle würden Theil nehmen können, wenn sie gleicher Gnade gewürdigt werden. Noch mehr, es sind bestimmte Zeichen zum Beweise, daß der Dichter nicht bloß für seine Person den Weg durch die drei Reiche macht, sondern als eine Collectivperson, im Namen der verirrten Menschheit: darauf leiten seine eigenen Angaben von dem Inhalt der Dichtung, das ist allegorisch genommen der Mensch, wie er durch den Gebrauch des freien Willens der göttlichen Gerech-

1) Purg. XXIII, 115 ff. 2) Purg. XIII, 133—138.
3) Purg. XXXIII, 85 ff. 4) Par. XXII, 106.
5) Purg. XXXII, 103. vergl. XXXIII, 52.

tigkeit unterworfen ist; und von dem Zweck des Ganzen, welcher dahin geht die Menschen dem Elend zu entreißen und zum Glück zu führen. Der läßt sich näher so bestimmen: durch Furcht und Hoffnung zur Umkehr aus dem Sündenleben und auf Grund des Glaubens zum Frieden und Besitz der ewigen Güter zu führen.

Erstens also in der Hölle werden die Verdammten gezeigt, wie sie gemäß ihren Sünden ewig Strafe leiden (s. oben S. 58). Es ist dem Dante sogar verboten Mitleid zu haben, weil das gerechte Gericht Gottes hier sich vollzieht [1]). So ist nicht daran zu denken, daß hier irdische Zustände vorgestellt sein sollen: es liegt darin auch nicht der Weg zur Reue, die giebt es in der Hölle nicht [2]); sondern was da vorgeführt wird ist ein jenseitiges, für ewig abgeschlossenes Gebiet. Es wird aber vorgeführt aus einem Zweck göttlicher Erziehung: zunächst für den Dichter, der durch diese Anschauung zur Umkehr geleitet werden soll, wie ausdrücklich erklärt wird [3]):

So tief fiel er, daß alle andern Mittel,
Um ihn zu retten, unzureichend waren,
Als nur ihm das verlorne Volk zu zeigen.

Also indem die Folge der Sünde in der ewigen Strafe gezeigt wird, soll durch Furcht Buße geweckt werden, so lange es noch Zeit ist, d. h. so lange der Mensch noch im Fleische lebt. Das ist aber, wenn auch Dante persönlich genannt wird, von allgemeiner Anwendung: und diese macht auch selbst der Dichter im Purgatorium in einem ähnlichen aber entgegengesetzten Fall, sofern die Büßungen nicht ewig sind. Eben deshalb ermahnt er den Leser durch Schilderung der Qualen, — es ist von den einst Stolzen die Rede, die von Lasten gebeugt einhergehn, — sich nicht irre machen zu lassen [4]):

Doch möcht' ich, Leser, nicht, daß du den Muth
Verlörst zu gutem Vorsatz, wenn du höreſt,
Wie Gott will, daß die Schuld bezahlet werde.
Beachte nicht das äußre Bild der Qualen!
Denk' an die Folge! denk', im schlimmsten Fall
Kann's doch nur bis zum großen Richtspruch dauern.

1) Inf. XX, 28.

2) Daher stimme ich nicht in die Auslegung ein von Blanc an dem (S. 57. A. 5.) angef. O. S. 56: der Mensch müsse erst durch Reue und Zerknirschung, Hölle; durch Buße und Genugthuung, Purgatorium, zur Reinigung und Erlösung emporsteigen.

3) Purg. XXX, 136. vergl. I, 64. 4) Purg. X, 106.

In andrer Richtung wirkt das Paradies: die Gegenwart der Heiligen, der ächten Diener Gottes, und die Seligkeit, die sie genießen. Mit ihnen trifft durch Gottes Gnade der Dichter zusammen und er schaut die Wahrheit jenes Hofes, auf daß, wie der Apostel Jacobus zu ihm sagt [1]):

Die Hoffnung, die mit rechter Liebe drunten
Erfüllt, du dort in dir und Andern stärkest.

Auch das läßt nicht in's Irdische sich übertragen, was dort geschaut wird; aber ein Pfand des zukünftigen Besitzes liegt in der Hoffnung, welche die ewigen Güter ergreift. Und diese Schilderung soll dazu dienen, die Hoffnung zu erregen.

Eine weitere Aneignung ergiebt sich, wenn man die Wanderung durch diese Reiche in's Auge faßt. Das Verhalten des Dichters auf derselben ist sehr verschieden: in der Hölle ist er nur beobachtend, der Gegenstand bleibt ihm äußerlich, an ihr selbst hat er keinen Theil [2]); in den Himmelssphären des Paradieses ist er auch beobachtend, jedoch nimmt er zugleich innerlich auf: „er reift in diesen Strahlen" [3]) und steigt bis zur höchsten Anschauung. Aber beide Gebiete sind abgeschlossen, wie jeder darin ist, bleibt er. Hingegen der Reinigungsberg, wie er nach der Schilderung des Dichters dem irdischen Schauplatz am nächsten sich anschließt, so sind seine Bewohner menschlicher Lage am nächsten: es ist das Gebiet des Leidens und Hoffens, des Strebens und Ringens. So daß von da aus jene allegorische Auslegung, wonach der Mensch in seinem Gebrauch des freien Willens der Inhalt der g. Komödie ist (s. S. 56), am unmittelbarsten zutrifft, — doch mit der Schranke, daß dort die Seelen nicht mehr versuchbar sind (s. S. 58) und nicht sowohl den freien Willen üben als die Gebundenheit desselben lösen. Dort wird auch der irdische Wanderer zu thätigerm Antheil geleitet, sofern eine Reihe symbolischer Handlungen mit ihm vorgeht [4]). Nachdem er aus der Hölle empor-

1) Par. XXV, 44: la speme, che *innamora*. Blanc übers.: die Hoffnung, die die Sterblichen entzückt; aber es kommmt auf den Ausdruck Liebe als Frucht der Hoffnung an nach Par. XXVI, 60. Die obige Ueberseţung ist von Philalethes.

2) Ganz anders faßt Braun Einl. zu s. Uebers. Th. I. S. 124. die Lage auf: in der Hölle sei Dante, wenn auch strebend zur Sittlichkeit, doch in Wahrheit der sündhafte Mensch und bringe alle Leidenschaft und allen Haß aus dem irdischen Leben mit u. s. w.

3) Wie es heißt Par. XXV, 36.

4) Sonst kommt, in der Hölle, nur die räthselhafte Ablegung des Stricks vor, Inf. XVI, 106.

gestiegen, muß er sich waschen und mit Binsen gürten. Vor dem Eingang in den eigentlichen Reinigungsort schreibt ihm der Engel mit der Spitze des Schwertes sieben P (d. i. peccata) auf die Stirn und giebt ihm auf dafür zu sorgen, wenn er drinnen sei, daß sie getilgt werden [1]): wie er dann durch die Kreise aufsteigt, in welchen die 7 Laster gebüßt werden, wird ein P nach dem andern von einem Engel ihm gelöscht (also das Mal der Sünde von ihm genommen), wodurch das Steigen sich erleichtert [2]). Endlich muß er im 7. Kreise in das Läuterungsfeuer eintreten, dessen Flamme jedoch nicht körperlich sengt [3]). Zuletzt trinkt er aus Lethe Vergessenheit der Sünden, nachdem er mit Thränen der Reue sie bekannt (denn ohne dies kann Lethe nicht gekostet werden) [4]); und nachdem er den Fluß überschreitend in's irdische Paradies eingetreten, wird er durch den Trank aus dem heiligen Wasser der Eunoe neu geboren [5]). In allem dem aber liegt nichts, was den Dichter persönlich anginge, sämmtliche Motive der Läuterung sind allgemein menschlich. Vornehmlich die 7 P, die für Dante allein jedenfalls zu viel sind, — denn in den verschiedenen Kreisen des Purgatorium büßen die Einen diese, die Andern jene Sünde, nicht daß sie durch alle Kreise hindurchgehn müßten: und wenn die Sünde gebüßt ist, in welchem Kreise es auch sei, wird die Seele frei und beschwingt zum Himmel sich erheben, (wie Statius berichtet), wobei der Berg erbebt und alle Seelen Lobgesang anstimmen [6]). Wenn also der Dichter mit dem Merkmal aller 7 Sünden gezeichnet und eins nach dem andern ihm gelöscht wird, so liegt darin in der That die Zurechnung der allgemein menschlichen Sündhaftigkeit, um so mehr, da diese Wanderung und Läuterung ihn der dereinstigen Buße nach dem Tode für seine individuelle Sünde (des Neides, wie er bekennt) nicht überhebt [7]): das ist die Erweiterung seiner selbst zu einer Collectivperson.

Wenn aber unter Dante auf seiner jenseitigen Wanderung der Mensch überhaupt auf seinem Wege zur Ewigkeit gedacht werden kann, so muß sich diesem gegenüber auch die Bedeutung der Beatrice ändern, da das persönliche Verhältniß des Dichters zu ihr dann keine Kraft hat. So bleibt nur die göttliche Sendung,

1) Purg. IX, 112. vergl. XV, 79.
2) XII, 118 ff.
3) XXVII, 10 ff.
4) XXX, 142 ff.
5) XXXIII, 127 ff. 143.
6) XX, 128. XXI, 58 ff.
7) XIII, 133 ff.

zu der sie von einer edlen Frau (der Maria) veranlaßt ist, übrig: und sie selbst als Organ der göttlichen Gnade. Aber auch dem Dichter gegenüber hat sowohl Beatrice als Virgil, die in seiner Führung sich ablösen, außer der ganz persönlichen Geltung eine allegorische Bedeutung, wie jener selbst auf die Frage Dante's erklärt [1]):

So viel Vernunft hier sieht,
Kann ich dir sagen; mehr mußt von Beatrix
Erwarten du, da dies des Glaubens Sache.

Also tritt Beatrice für die Geheimnisse des Glaubens ein, nachdem Virgil im Namen der gereiften menschlichen Vernunft, so weit diese reicht, Aufschluß gegeben hat. Den letztern zum Repräsentanten des Kaiserthums zu machen, ist durch keine einzelne Stelle veranlaßt und durch den Zusammenhang der Dichtung verwehrt: der Kaiser hat auf dem ganzen Wege durch Hölle und Fegefeuer offenbar gar nichts zu sagen, und wie käme Virgil dazu ihn zu vertreten? Dieser wird lediglich als Dichter und Verkündiger der Offenbarung von Dante gefeiert, der ihm Licht verleiht [2]), der ihn leitet, soweit seine Lehre es vermag [3]), und übrigens auf Beatrice ihn hinweiset, die ihn weiter zur Wahrheit führen werde [4]): wobei so wenig an Papstthum als Kaiserthum gedacht wird [5]). So angesehn rückt Beatrice näher zu den an-

1) XVIII, 46.
2) Purg. IV, 30. VI, 28. VIII, 112.
3) XXI, 33. 4) VI, 45. XV, 76.
5) Ich befinde mich hier in Widerspruch mit dem verdienten Biographen Dante's, Wegele in s. Leben Dante's S. 387 ff. Derselbe führt für seine Ansicht zwei Stellen an, zuerst Purg. III, 1—6: daß Dante sage: zu dem Reinigungsberge spornt uns die Vernunft, und fortfahre: ich schloß mich an das sichere Geleite, an Virgil: wodurch die Vernunft und Virgil aus einander gehalten würden. Aber Dante sagt das Gegentheil, nicht daß die Vernunft uns spornt, sondern diejenigen, die auf den Reinigungsberg gehören, — er selbst aber hat eine Ausnahmestellung und wird in dieser durch Virgil geführt. Die andere Stelle ist Purg. XXVII, 142, wo Virgil bei dem Abschied von Dante erklärt, ihm Krone und Mitra zu geben, und hierin findet Wegele das Rätsel des ganzen Systems. Aber es wird damit bildlich nichts anders ausgedrückt, als was er zuvor eigentlich gesagt, daß sein Wille rein und gesund ist und er diesem nun folgen soll, oder daß er sein eigener Herr ist. Der Gedanke schließt sich unmittelbar an den Wunsch an, den schon auf dem Wege Dante empfangen hat: möge die Leuchte, die dich emporführt (Virgil), in deinem Willen so viel Nahrung finden als nöthig ist bis zum höchsten Gipfel (dieses Berges) (Purg. VIII, 112). — So wenig als das Papstthum, scheint mir

dern heiligen Frauen, der Lucia und Mathilde, die nur geringe Persönlichkeit haben (wenn auch jene Lucia die Heilige aus Syracus ist, welcher Dante Verehrung gewidmet)[1] und zu den rein allegorischen Figuren, als welche die 7 Tugenden aufgeführt werden.

Die Summe dessen aber, was im Purgatorium erstrebt wird und im Paradiese die Seligen besitzen, ist der Friede (wie wir weiterhin bei der Theologie sehen werden S. 71). Dante selbst aber bekennt an der schon erwähnten Stelle, daß er den Schritten eines solchen Führers folgend, von Welt zu Welt den Frieden suche (s. S. 38). Oder, wie er auch sagt: da er noch im ersten Leben sei, erstrebe er wandelnd das andere, d. h. das ewige Leben[2].

3. Das kommt noch weiter zur Sprache, da er während der Wanderung durch die jenseitigen Reiche öfter an die Rückkehr in das diesseitige Leben erinnert, wie dasselbe Frucht daraus empfangen soll. Er ist geläutert und erneuet, sein Wille befestigt, sein Geist zur Klarheit geführt, auf daß er fortan auf Erden in einem neuen Leben wandele und dann selig sterbe. Denn darum wird er selig gepriesen, daß er dort in der Region der Büßenden Erfahrung einnimmt, um besser zu leben[3]. Und zum Schluß dieser Wanderung durch das Purgatorium wird ihm Reue abgefordert und der Weg gezeigt, den er hätte wandeln sollen, zu größerer Beschämung, auf daß er ein andermal, wenn er die Sirene hört, stärker sei[4]. Hingegen zu Ende des Paradieses beim Abschied von Beatrice betet er, daß ihre Herrlichkeit (oder die göttliche Huld) in ihm bleibe: daß seine Seele, welche sie gesund gemacht, ihr wohlgefällig aus dem Körper sich löse[5]. — Und von diesem Ziele aus lassen sich nun die Umstände beim Anfang der Wanderung in dem irdischen Thale sicher bestimmen. Da die Lösung durch das ganze Gedicht hindurch, so weit sie den Dichter persönlich betrifft, nur auf den inwendigen Menschen geht,

---

der Bußpriester, zu dem nach Wegele S. 389 Virgil den Dante führt, hieher zu gehören, — da die Aufforderung zur Buße durch Beatrice kein kirchlicher Akt ist und das Ganze an einem überirdischen Ort vorgeht, was sich nicht ohne weiteres übertragen läßt.

1) Inf. II, 98.

2) Purg. VIII, 59. Entgegengesetzt wie die Geister in der Hölle nach dem zweiten Tode rufen, Inf. I, 117.

3) Purg. XXVI, 75. 4) Purg. XXXI, 45.

5) Par. XXXI, 90.

so kann auch die Verwickelung nicht anders verstanden werden. Wie er nun zu Anfang in dem Thal der Verirrung von der Rettung abgeschnitten und in den Wald zurückgescheucht wird durch drei Thiere, den Panther, Löwen und die Wölfin, so geben diese zunächst nur ein Bild sittlicher Zustände, der andringenden Leidenschaft. So schildert er auch die Bewohner des Arnothales nach der Reihe als schmutzige Säue, bissige Hunde, Wölfe und arglistige Füchse [1]). Er selbst auch schildert die Wölfin und ihren bodenlosen Hunger als Bild der Habsucht und des Geizes [2]); der Panther ist von Alters her ein Bild der Wollust, und dem Löwen fällt der Stolz und die Herrschbegier zu, — wie Dante auch eine verwandte Dreiheit von Lastern, Stolz, Neid und Geiz als die Funken nennt, welche die Herzen zu Florenz entzündet haben [3]). Jene drei aber Weltlust, Hoffart und Habsucht umfassen das lasterhafte Wesen überhaupt, auf Grund des Spruches von Fleischeslust, Augenlust und hoffärtigem Wesen (1 Joh. 2, 16). Das ist also der irdische Ausgangspunkt der Wanderung, daß der Dichter darin verstrickt war, — wie er im Verlauf derselben ganz persönlich des Stolzes, des Neides, der Weltlust sich schuldig bekennt. Aber wie er allein die sieben Sünden, die im Purgatorium gebüßt werden, dort auf sich nimmt, um die menschlichen Verirrungen in sich zusammen zu fassen, so vertritt er auch das ganze sündige Geschlecht, wenn er noch auf Erden, vor Antritt der Wanderung, sich jenen drei Hauptlastern ausgesetzt zeigt. Und eben so stehen allgemein als Bedingung des Eintritts in den Himmel, worüber er im Namen aller, die dazu berufen sind, sich ausweiset, diesen drei Lastern die drei Tugenden Glaube, Hoffnung, Liebe gegenüber.

Doch ist nicht zu verkennen, daß, dieser Bedeutung untergeordnet, den drei Thieren noch eine andere zusteht, worauf die territorialen Beziehungen der Wölfin so wie des Windhundes, der sie tödten soll, leiten [4]): es ist der Gegensatz der verweltlichten, herrsch- und habsüchtig gewordenen Kirche und der gottgeordneten weltlichen Macht, der in diesem Gesicht gleich zu Anfang erscheint, wie am Schluß des Purgatorium in dem Gesicht von dem Kirchenwagen, seiner Zerstörung durch den Drachen und der Verkün-

1) Purg. XIV, 43 ff. 2) Purg. XX, 10.
3) Inf. VI, 74.
4) S. die treffliche Auseinandersetzung von Blanc Die beiden ersten Gesänge der g. Komödie mit Rücksicht auf alle früheren Erklärungsversuche erläutert. Halle 1832. S. 56 ff.

digung eines Erben des römischen Adlers derselbe Gegensatz durch eine andere Symbolik ausgeführt wird.

Und damit eröffnet sich ein neuer Gesichtskreis in der Anlage des Gedichts, indem die durchgehende Rüge der Gebrechen in Kirche und Staat so wie der Hinweis auf die wahre Gestalt und die ewige Grundlage beider in die Zukunft hineingreift. Das ist der reformatorische Charakter der göttl. Komödie, die nicht blos eine Wiedergeburt des sittlichen Lebens des Einzelnen, sondern Wiederherstellung und Erneuerung des ganzen Gemeinwesens und der waltenden Mächte im nächsten Hinblick auf Italien, des Papstthums und des Kaiserthums, erstrebt.

In der Ausführung dieser Gedanken ist nun ein ungeheurer Stoff zusammengebracht, geistig ausgeprägt und in kunstreichster Gliederung aufgebaut. Es entfaltet sich ein ganzes theologisches System und zugleich Geschichte: nicht allein in der Wanderung durch die drei Reiche die innere Geschichte des Dichters, sondern auch die außerirdische Geschichte der Creaturen, der Geister und der Menschenseelen, soweit nicht im Element der Ewigkeit das Unveränderliche waltet. Es ist nicht ein irdischer, sondern ein jenseitiger Verlauf, aber das Unter- und Ueberweltliche, sofern es aus dem Diesseits hervorgeht, leuchtet überall in dasselbe zurück.

Und damit nicht genug, sind einestheils zahlreiche philosophische und theologische Excurse, anderntheils als poetische Zugabe ein großer Reichthum von Bildern und Gleichnissen aufgenommen, die über alle Gebiete des menschlichen und Naturlebens sich erstrecken und sinnreichste Verknüpfungen überraschend darbieten. So daß in der That auf diesem Wege das damalige menschliche Wissen gesammelt, eine Art Encyclopädie zu Stande gebracht wird.

Indem ich aber darauf verzichte, hieraus den Ideenkreis der göttlichen Komödie im Allgemeinen darzulegen [1]), wende ich mich gleich zu dem besondern Gebiet, welches wir hier vorzugsweise in's Auge fassen.

III. Die Theologie Dante's.

Schon die Anlage der göttlichen Komödie, da sie die Welten jenseits des Grabes schildert, bringt es mit sich, daß ein Dogma

---

1) Es sollte auf den vorigen Abschnitt, der die Anlage oder den Plan der göttl. Komödie behandelt, die Darstellung ihres Ideenkreises hier folgen; aus Mangel an Raum jedoch bleibt dieser Abschnitt weg.

in den Vordergrund tritt: die Lehre von den letzten Dingen, jedoch mit der Einschränkung, daß nur der Zwischenzustand nach dem Tode aufgefaßt wird; Auferstehung und Gericht bleiben in der Ferne und werden nur beiläufig berührt. Zunächst ist jene Lehre in Thatsachen eingeschlossen, — aber sie wird auch ausdrücklich entfaltet, z. B. bei den ungetauft verstorbenen Kindern in der Vorhölle ihr Zustand und der Grund ihres Ausschlusses von der Seligkeit, bei der Erscheinung eines Heiden (des Statius) im Purgatorium der Grund dieser Ausnahme und damit die Bedingungen der Seligkeit überhaupt. Und so führt der Weg noch sonst an einer Reihe von Dogmen vorbei: sei es daß sie mehr in Form der Vision nur angedeutet werden, z. B. von der Person Christi, oder eine lehrhafte Behandlung finden. Dabei ist es häufig eine Frage oder ein verschwiegener Zweifel des Dichters, der die Erörterung hervorruft, oder seine Führer gehn von selbst darauf ein und stellen die rechte Lehre im Gegensatz gegen alte und neue Irrthümer fest. So ist reichlicher Stoff gegeben, um das theologische System Dante's abzuleiten. Hier beschränken wir uns darauf, zuerst die Grundlehren desselben anzuzeigen, welche seinen christlichen und theologischen Charakter bestimmen; sodann die streitigen Lehren und damit seine Stellung zum katholischen Kirchenthum so wie die Frage, ob er ein Ketzer oder ein Vorläufer der Reformation sei, in Betracht zu ziehn.

a. Die Grundlehren.

Entscheidend für das Christenthum und die Theologie Dante's ist seine Auffassung des höchsten Gutes. Wir stellen diese voran, und betrachten darauf den Weg, der dahin führt, wie er praktisch und theoretisch ihn bestimmt: nehmlich die theologischen Tugenden und die theologischen Erkenntnißquellen.

1. Das höchste Gut.

Das höchste Gut (sommo ben) ist nach Dante Gott selbst, in dem alles Gut anfängt und endet[1]), der einen solchen Vorzug hat,

> Daß jedes Gut, das außer ihm sich findet,
> Nichts andres als ein Strahl von seinem Licht ist[2]).

Das Verhältniß des Menschen dazu ist in seiner Erschaffung angelegt, da „das höchste Gut ihn gut zum Guten gemacht hat“[3]),

1) Par. VIII, 87. 2) Par. XXVI, 31.
3) Purg. XXVIII, 91. 92.

d. h. zu Gott selbst: wodurch die Bestimmung des Menschen in der Richtung auf das höchste Gut ausgesprochen ist[1]). In der Aneignung aber tritt zunächst eine Zweiheit hervor in Bezug auf das sittliche und das geistige Leben, und so wird das höchste Gut des Menschen bestimmt als Friede und als Anschauen Gottes. Der Einheitspunkt dafür wird alsbald hervortreten. — Wie nun der Dichter für sich selbst den Frieden gesucht und gefunden, hat sich in seinem Leben gezeigt (S. 38). Daß er ihn allgemein als das höchste Gut auffaßt, beweiset die göttl. Komödie aller Orten. Anfang und Ende desselben erhellt aus der Bestimmung des irdischen Paradieses, welches Gott dem ersten Menschen als Angeld (oder Unterpfand, arra) des ewigen Friedens gegeben habe[2]). Aber durch seine Schuld hat er beides verwirkt; bis der Engel der Verkündigung einen neuen Anfang bringt: denn unter den Bildwerken am Reinigungsberge ist zu sehen

Der Engel, der zur Erde mit der Urkund'
Des viele Jahr' ersehnten Friedens kam,
Die uns den lang' verschloss'nen Himmel öffnet[3]).

Die nähere Bestimmung dieses Friedens erhellt einestheils aus dem Gegensatz, da die Wölfin, welche dem Dichter auf dem Wege zum Heil sich entgegenstellt, ein Thier ohne Frieden heißt[4]): also die von der Gier Umhergetriebenen, überhaupt die Sünder haben keinen Frieden. Aber gegenüber dem innern Zwiespalt steht der Friede mit Gott: diesen Frieden suchen heißt bereuen[5]); und ihn besitzen ist die Gemeinschaft der versöhnten Seele mit Gott, wie die Seelen derer, die, gewaltsamen Todes gestorben, erst im letzten Augenblick von der Sünde sich abwendeten, bezeugen: sie seien bereuend und verzeihend geschieden, mit Gott in Frieden (pacificati)[6]). Solches geht schon auf Erden vor. Aber es setzt sich in allen drei Reichen fort. Die Hölle freilich ist nicht eine Stätte des Friedens, auch wird er dort nicht gesucht. Aber es findet sich da eine Ahnung davon: und das ist vielleicht die ergreifendste Stelle in der ganzen göttlichen Komödie, wie Francisca von Rimini zu Dante auf die Aeußerung seiner Theilnahme spricht[7]):

Wenn freundlich uns des Weltalls König wäre,
Wir wollten ihn für dich um Frieden bitten,
Weil Mitleid du mit unserm Elend fühltest.

1) Diesen Punkt: fece l'uom buono *a bene* hat Blanc in seiner Uebersetzung übergangen, er ist jedoch wesentlich.
2) Purg. XXVIII, 93. 3) Purg. X, 34. 4) Inf. I, 58.
5) Purg. XIII, 124 ff. 6) Purg. V, 56. 7) Inf. V, 91.

Auf dem Reinigungsberg geht das ganze Streben dahin. Am Fuß desselben beschwört Dante die Seelen um Auskunft bei dem Frieden, den sie sämmtlich erwarten [1]); im dritten der 7 Kreise stehen die wegen Zornes Büßenden zu dem Lamme Gottes, welches die Sünden hinwegnimmt, um Frieden und Erbarmen [2]); im sechsten Kreise weiset ein Engel den Weg: „hier geht hinauf, wer nach Frieden gehn will [3]);“ und im letzten Kreise redet Dante die Büßenden an: „o Seelen, die ihr sicher, wann es auch sei, zum Frieden zu gelangen“ [4]). — Dieser Friede ist dann heimisch, nachdem alle Sünde und Schuld getilgt ist, im himmlischen Paradiese. Und dahin war schon frühzeitig der Sinn Dante's gerichtet, noch vor dem Tode der Beatrice (vor 1290). Denn da er im Traum sie todt gesehn, dichtete er eine Canzone, worin er die erblaßte Gestalt schildert mit dem Ausdruck wahrer Demuth, daß sie zu sagen schien: „ich bin in Frieden“ [5]). Und als sie wirklich gestorben, preiset er sie, daß sie im hohen Himmel sei, in dem Reich, wo die Engel Frieden haben [6]). Das erhält seine nähere Bestimmung im 3. Theil der göttlichen Komödie, wo der Himmel, den die Engel inne haben, das Empyreum, der des göttlichen Friedens heißt, weil Gott selbst dort seinen Sitz hat [7]). Ebenso wird in andern Sphären (der Sonne und des Mars) von zwei Heiligen, die als Märtyrer unmittelbar in das himmlische Paradies eingegangen, dem Boëthius und dem Aeltervater Dante's gesagt, sie seien aus Martyrthum zu diesem Frieden gekommen [8]). Daß aber ungeachtet der Stufen des Himmelreichs, in welche die Seelen vertheilt sind, überall dort Paradies ist, hat seinen Grund darin, wie gleich zu Anfang erklärt wird: daß die Seelen kraft der Liebe Ruhe haben, daß der Wille Gottes ihr Friede ist [9]); wogegen es in der Vollendung des ganzen Gesichts, da der Dichter des Anschauens Gottes gewürdigt wird, heißt: daß nur in dem Anschauen Gottes die Creatur ihren Frieden hat [10]).

Das ist der letzte Punkt, zu dem das Gedicht Dante's und er selbst in seiner Vision im himmlischen Paradiese aufsteigt. Und dies ist die andere Bestimmung des höchsten Gutes, daß es in dem Anschauen Gottes beruht. So wird ausdrücklich von den drei obersten Engelordnungen gesagt, ihre Wonne sei so groß,

1) Purg. III, 74. 2) XVI, 17. 3) XXIV, 141. 4) XXVI, 52.
5) Vita nuova c. 23. Canz. II. St. 5. p. 50.
6) Ebendas. c. 32. Canz. IV. St. 2. p. 69.
7) Par. II, 112. 8) Par. X, 129. XV, 148.
9) Par. III, 85. 10) Par. XXX, 102.

als ihr Schauen sich in die Wahrheit versenkt, worin jede Einsicht sich stillt: und daraus allgemein gefolgert, daß die Seligkeit sich auf das Schauen gründet [1]). Dasselbe gilt von den Seelen der Heiligen, die auch in Gott schauen nicht blos die erschaffenen Dinge, sondern sein Wesen selbst: „der hohe Vater", heißt es, „sättigt auf ewig die Seelen in der Sonne, ihnen zeigend, wie er haucht und zeuget" [2]); wodurch die Erzeugung des Sohnes und das Ausgehn des heiligen Geistes bezeichnet wird. Im Menschen aber wirkt deshalb eine ungestillte Sehnsucht bis er die höchste Wahrheit erreicht hat, wie Dante bekennt in dem schönen Ausspruch [3]):

Ich sehe wohl, daß unser Geist sich nie
Ersättigt, wenn ihm nicht die Wahrheit leuchtet,
Die keine Wahrheit zuläßt über sich.
Hat er erfaßt sie, und er kann sie fassen
(Wo nicht, so wäre jeder Wunsch vergebens),
Ruht wie ein Wild im Lager er darin.

Also auch hier ein Nachbild jenes Friedens, den die himmlischen Creaturen im Anschauen Gottes haben, — wiewohl jenes noch kein Schauen ist.

Neben dem Schauen aber waltet in den Seligen die Liebe, — eine Zweiheit, die wir vorhin dadurch ausgedrückt fanden, daß sowohl der Wille Gottes als sein Anschauen der Friede der Seelen heißt. Die Einheit aber wird dadurch hergestellt, daß der Dichter entschieden die zweite der ersten unterordnet. Er erklärt: daß stets die Liebe dem Erkennen nachfolgt [4]), daß alle Seligkeit sich auf das Schauen gründet, nicht auf die Liebe, die erst später kommt [5]). Ein Satz, der abgesehn von der damaligen Theologie, ganz in dem wissenschaftlichen Charakter Dante's angelegt ist. Daß er aber die Liebe zu den göttlichen Dingen darum nicht zurückstellt, wenn er sie auch für abgeleitet erklärt, werden wir sogleich sehn, indem wir zu seiner Bestimmung der drei theologischen Tugenden übergehn.

2. Glaube, Liebe, Hoffnung.

Er schildert nehmlich wie er vor dem Uebergang von dem Sternenhimmel zum schnellsten Himmel eine Prüfung bestanden über Glaube, Liebe, Hoffnung vor den Aposteln Petrus, Jacobus dem ältern (den er für den Verfasser des Briefes hält) und Johannes. Denn diese gelten als Repräsentanten der drei Tugenden: Petrus des Glaubens, durch welchen er auf dem Meer gewandelt,

1) Par. XXVIII, 106—110. 2) Par. X, 50.
3) Par. IV, 124. 4) Par. XXIX, 139.
5) Par. XXVIII, 109.

und Johannes der Liebe, da er an der Brust des Herrn geruht[1]); so bleibt für den Jacobus die Hoffnung, wofür hervorgehoben wird, daß er an der Verklärung Christi Theil gehabt[2]). Durch diese Prüfung erhalten wir einen Inbegriff der Theologie Dante's, sowohl den Inhalt als die Begründung.

Also auf die Frage, was der Glaube ist[3]), antwortet er aus Hebr. 11, 1[4]): der Glaube ist die Wesenheit der gehofften Dinge und der Beweis der noch nicht erscheinenden, — eine Wesenheit, weil die gehofften Dinge, den Augen der Menschen verborgen, ihr Wesen allein im Glauben haben, worauf die Hoffnung sich gründet; und ein Beweis, weil wir von dem Glauben schließen müssen ohne geschaut zu haben. Und da er Glauben zu haben versichert, so wird er gefragt, woher? Die Antwort ist: der heilige Geist, ausgegossen in beiden Testamenten, sei ihm ein scharfer Beweis. Aber warum er die beiden Testamente für Wort Gottes halte? Aus den Werken, welche die Natur nicht hervorbrachte (den Wundern). Aber wer ihm die Werke beweise; da niemand anderes, als die h. Schrift, deren Glaubwürdigkeit erst bewiesen werden soll, dafür einsteht? Das führt auf den letzten Grund (V. 106):

Hat sich die Welt zum Christ bekehrt
Ohne die Wunder, so ist dieses Eine
Wohl hundertfach den andern überlegen;

da die Apostel arm und hungrig auf den Acker gegangen, die gute Pflanze zu säen. — Die zweite Frage geht auf den Inhalt des Glaubens und woher er ihn empfangen; worauf er bekennt:

Ich glaub' an einen Gott,
Der ewig, einig, unbewegt, aus Sehnsucht
Und Liebe nur bewegt den ganzen Himmel.
Und an drei ewige Personen glaub' ich,
So Eines Wesens, und so dreifach doch,
Daß sie verbunden sind und Ist ertragen.

Für das erste (den Inhalt der natürlichen Theologie) beruft er sich auf physische und metaphysische Beweise so wie auf das Zeugniß beider Testamente; das andere (das Mysterium der christlichen Offenbarung) werde durch die evangelische Lehre ihm besiegelt.

Dann fragt der Apostel Jacobus nach der Hoffnung: was sie ist, wie sein Geist sich mit ihr schmückt und woher sie ihm gekommen[5]). Auf das zweite kommt Beatrice seiner Antwort zu-

1) Par. XXIV, 39. XXV, 112. 2) XXV, 32. 3) XXIV, 53.
4) Nach der Vulg.: fides est substantia rerum sperandarum, argumentum non apparentium; s. Petr. Lombard. Sentent. Lib. III. dist. 23.
5) Par. XXV, 46.

Dante im Himmel vor dem Richterstuhl der Apostel Petrus, Jacobus, Johannes, die über Glauben, Hoffnung, Liebe ihn prüfen.

DIVINITY SCHOOL
LIBRARY
HARVARD UNIVERSITY

vor, bezeugend, daß die streitende Kirche keinen Sohn habe, der mehr erfüllt mit Hoffnung sei. Im übrigen erklärt er selbst zuvörderst die Hoffnung nach Petrus Lombardus und Thomas von Aquino als ein festes Erwarten der künftigen Herrlichkeit, welches hervorbringt die göttliche Gnade und früheres Verdienst. Sie sei ihm gekommen vor allem aus den Worten des Psalmensängers: es hoffen auf dich, die deinen Namen kennen (Ps. 9, 11), und aus dem Briefe des Jacobus (worin zweimal selig gepriesen werden die erduldet haben, — das erstemal mit dem Zusatz, daß wer bewährt ist, die Krone des Lebens empfangen wird, Jac. 1, 12. 5, 11): wodurch er also den Grund der Hoffnung im Glauben und deren Ziel andeutet. Ueber das letztere noch besonders befragt antwortet er: die Schrift beider Testamente zeige das Ziel der Seelen, die Gott sich zu Freunden gemacht: die Weissagung des Jesaias, daß sie mit zwiefachem Kleide werden bekleidet sein in ihrem Lande, nehmlich in der Auferstehung im Himmelreich (Jes. 61, 7)[1]), — und die Offenbarung des Johannes, daß sie angethan sein werden mit weißen Kleidern (Offenb. 7, 9).

Endlich fragt ihn der Apostel Johannes nach dem Ziel seines Strebens[2]); worauf er antwortet: aller Antrieb zur Liebe habe Anfang und Ende in dem Gut, das die im Himmel beselige[3]). Und auf die weitere Frage, woher der Antrieb komme, heißt es: daß durch philosophische Gründe und durch Zeugnisse von oben diese Liebe sich ihm einpräge. Einestheils durch den Schluß, daß alles Gute, als solches erkannt, Liebe entzündet, um so mehr das höchste Gut, von welchem alles andere Gut erst abgeleitet ist. Sodann durch Zeugnisse: zuerst (von Dionysius dem Areop.)[4]), daß Gott die erste Liebe der ewigen Substanzen (Engel) ist; ferner

1) Petr. Lombard. Sentent. Lib. III. dist. 26: spes est certa expectatio futurae beatitudinis, veniens ex dei gratia et ex praecedentibus meritis. Vergl. Philalethes zu d. St. Th. III. S. 336.

2) Der Sinn des zwiefachen Kleides erhellt daraus, daß es heißt (v. 127): nur zwei (Christus und Maria) wären mit beiden Kleidern aufgestiegen. Und der Grund dieser Benennung liegt wohl in dem Ueberkleidetsein, wovon der Ap. Paulus spricht 2 Cor. 5, 4.

3) Par. XXVI, 7. 16.

4) Die Schwierigkeit, die in dieser Stelle gefunden ist (vergl. Philalethes S. 344 f.), hebt sich durch die Unterscheidung, daß der philosophische Beweis in dem vorigen enthalten ist (v. 28—36), mit v. 37 aber die christlichen Autoritäten beginnen: denn diese stehen völlig parallel, fangen alle drei mit sterne an (v. 37. 40. 43); daher bei dem ersten dieser Zeugnisse nicht an einen heidnischen Schriftsteller, Plato oder Aristoteles, zu denken ist, sondern Dionysius sich darbietet.

daß er selbst zu Moses gesprochen: ich will dich schauen lassen alle Güte (2 Mos. 33, 19) und Johannes das Wort verkündigt, das am Anfang war (hindeutend auf die ewige Liebe des Vaters zum Sohne Joh. 1, 1). Das geht also auf das Wesen des Vaters; wozu auf Anregung des Apostels noch die Werke gefügt werden: Schöpfung, Erlösung und zukünftige Herrlichkeit (v. 55):

Alle Stacheln,
Die unser Herz zu Gott hinlenken können,
Vereinten sich zu Gunsten meiner Liebe.
Denn durch des Weltalls Dasein und das meine,
Und durch den Tod deß, der mich leben macht,
Durch das, was hofft die gläubige Gemeine,
Und die Erkenntniß, deren ich gedacht,
Bin ich dem Meer der falschen Lieb' entgangen,
Und an der echten Liebe Strand gebracht[1]).

Diese ganze Scene ist eine der anmuthigsten und bedeutendsten in dem Gedicht, — bedeutend durch die Personen und den Inhalt, der den Mittelpunkt der christlichen Erkenntniß angeht; anmuthig durch die Haltung des Dichters, seine Bescheidenheit und Entschiedenheit und lebendige Gesprächführung, das Eingreifen der Beatrice und die Freude des Petrus über seine gute Antwort, wofür er ihn dreimal umarmt, endlich den Abschluß, den die Chöre der Seligen jedesmal dem Bekenntniß geben.

Eine Anschauung davon hat vor nahezu 50 Jahren ein noch lebender Meister gegeben, Peter von Cornelius durch einen Karton, der mit andern Entwürfen zum Paradiese zur Ausführung in Rom bestimmt war: nach einem Kupferstich ist der beiliegende Holzschnitt ausgeführt (s. S. 16). Da erscheint im Fixsternhimmel der Dichter unter dem Schutz Beatrice's vor dem Richterstuhl der drei Apostel, von denen der letzte, Johannes, eben die Frage über die Liebe an ihn richtet: Petrus aber hat bereits die strenge Miene angenommen, womit er nach dem Schluß der Prüfung seinen Unwillen über die Gebrechen der Kirche kund thun wird.

3. Die heilige Schrift und die Vernunft.

Wenn die Erkenntniß der Wahrheit als Ziel alles menschlichen Strebens gesetzt wird, so ist eine Hauptfrage nach den Quellen dieser Erkenntniß. Darauf antwortet Dante schon durch die Anlage des Gedichts, daß Virgil bis zum Eingang in das irdische Paradies, von da durch die Himmelsräume Beatrice

1) v. 56. 57. nach der Uebers. von Philalethes; v. 58 ff. nach Streckfuß.

ihn führen, als Repräsentanten, jener der gereiften menschlichen Vernunft, diese der Offenbarung (vergl. S. 66). Demnach erschließt die letztere eine Erkenntniß, die über die Vernunft hinausreicht, z. B. die Lehre von der Dreieinigkeit, für die er nur auf das Evangelium sich beruft. So weit sie aber ein gemeinsames Gebiet haben, fügt er gern die beiderseitigen Beweise zusammen: wie in jener Rechenschaft von Glaube und Liebe die Lehre vom Wesen Gottes und der Liebe zu ihm sowohl auf philosophische als auch biblische Gründe sich stützt (S. 75 f.).

Er unterscheidet aber außerhalb der Offenbarung noch physische und metaphysische Beweise [1]). Auf die erstern bezieht sich die sinnliche Wahrnehmung, die er sogar ausschließend geltend macht: die Erfahrung (esperienza), sagt er, pflegt die Quelle zu sein für die Ströme eurer Künste [2]); der Geist kann nur aus dem Sinnlichen entnehmen, was er dann zum Gegenstand des Verstandes macht [3]). Darnach würde dessen Thätigkeit sich darauf beschränken, auf den Grund des durch Erfahrung Gegebenen Schlüsse aufzubauen. Doch ist das seine Meinung nicht. Denn an der ersten Stelle ist nur von dem Naturgebiet die Rede; in demselben Gesange aber hat er den ergreifenden Ausspruch von einer ersten Wahrheit, die an sich erkannt wird, die der Mensch glaubt ohne Beweis [4]): das ist also eine Mitgift, welche den ursprünglichen Inhalt der Vernunft ausmacht und aller sinnlichen Erfahrung zuvorkommt, — wir können auch sagen das in's Herz geschriebene Gesetz (nach Jer. 31, 33), da er jenen Inhalt und die Offenbarung sehr schön zusammenfaßt als eine Schrift, die leise oder laut zum Menschen spricht [5]). Er zieht aber die Grenze der natürlichen Erkenntniß, indem er selbst auf dem Naturgebiet das Daß und Wie (quia und come) unterscheidet und den Menschen auffordert an jenem sich genügen zu lassen [6]):

Ein Thor ist wer da hofft, daß unser Denken
Den endelosen Weg durchlaufen könne,
Den nimmt, der Eines ist in drei Personen.
Daß es so ist, genüge euch, ihr Menschen,
Denn hättet alles ihr erkennen können,
So brauchte nicht Maria zu gebären.

---

1) Par. XXIV, 133. 2) II, 95. 3) IV, 41. 4) II, 41. 5) XXVI, 18. 6) Purg. III, 34. Die erste Terzine nach der Uebers. von Kopisch, die andre von Blanc. Zu Anfang der zweiten stato contenti al *quia* übersetzt jener: sei mit dem Wie genügsam; aber nach v. 33. ist das *come* fa grade dem Menschen verborgen. Derselbe Gegensatz ist Par. XX, 89. non vedi come, worauf er v. 92 von der quiditas redet.

wobei er auf Aristoteles, Plato u. A. verweiset, deren Sehnsucht unerfüllt sei.

Da tritt also die h. Schrift ein mit unbedingter Autorität[1]: denn in beiden Testamenten ist der Geist ausgegossen[2] und durch sie träuft die Wahrheit vom Himmel[3]. Den Beweis dafür, daß die Schrift Gottes Wort sei, führt er aus den Wundern, und die Beglaubigung für diese aus dem Dasein der Kirche, zumal ihrer Entstehung: das ist der Beweis des Geistes und der Kraft (s. S 74). Und so fordert der Inhalt der Schrift Glauben, die Vernunft aber hat auch hier noch eine doppelte Thätigkeit: einmal den Glaubensinhalt zu entwickeln und durch Schlüsse (sillogizare) das System aufzubauen[4]; während die Zweifel, die am Wege stehen, durch die Schrift niedergeschlagen werden[5]. Doch auch selbstthätig bringt sie ihre Beweise, welche die heilige Schrift bestätigt[6]. Sonst sind sie dieser untergeordnet, wie in der Lehre von den Engeln, daß sie nicht vor, sondern gleichzeitig mit der andern Welt geschaffen worden[7]:

Doch jene Wahrheit ist auf vielen Seiten
Geschrieben von des heil'gen Geistes Schreibern;
Auch die Vernunft kann es zum Theil erkennen.

Hingegen erklärt er sich gegen ein eitles Philosophiren, das seine eigenen Wege geht. Noch mehr gegen die Verdrehung und Beseitigung der Schrift[8]:

Und doch erträgt mit weniger Unwillen
Man dies hier oben, als wenn gar die Schrift
Verdreht oder bei Seite wird geschoben.
Man denkt dort nicht, welch' Blut es hat gekostet
Sie zu verbreiten, und wie der beliebt ist,
Der sich in aller Demuth an sie anschließt.

Das gehört nun schon zu der reformatorischen Thätigkeit Dante's.

b. Die Streitlehren.

Sehr natürlich hat jenes reformatorische Streben durch gute und böse Gerüchte ihn geführt. Es haben nach der Trennung der Kirchen beide Partheien auf ihn Anspruch gemacht: und der Streit darüber ist noch heute im Gange. Möglich, daß beide im Irrthum sind: und wahrscheinlich, daß er für seine Person noch jetzt zur Kirche Roms sich hielte, während die Consequenz seiner Lehre auf die evangelische Seite führt.

---

1) Par. XXIV, 77. 2) Par. XXIV, 92.
3) v. 135 und XXVI, 26. 4) Par. XXIV, 77.
5) z. B. an der göttlichen Gerechtigkeit, Par. XIX, 82.
6) Par. XXVI, 46. 7) Par. XXIX, 40. 8) Par. XXIX, 88.

Wir wollen aber ihn selbst hören sowohl über die Mißbräuche als über die Unterscheidungslehren.

1. Die Reformation an Haupt und Gliedern.

Ueber die Mißbräuche kann die Meinung Dante's nicht zweifelhaft sein. Niemand hat strenger die Schäden der Kirche aufgedeckt und die Frevel ihrer Häupter gerügt. Von den Päpsten seiner Zeit versetzt er in die Hölle wegen Simonie Nicolaus den III. († 1280). Dieser erwartet die Herabkunft Bonifacius des VIII. († 1303) und verkündet nach demselben einen noch schlimmern Papst, den gleiche Verdammniß treffen werde (Clemens V, † 1314). Da bricht Dante in die Strafrede aus über den Geiz und die Habsucht dieser falschen Hirten [1]). Und oft kommt er im Paradiese auf die Verweltlichung der Kirche zurück: am schärfsten, wenn er von Bonifacius VIII. sagt, daß Christus täglich da verschachert werde [2]), und den Zorn Gottes herabruft über das Kaufen und Verkaufen im Tempel [3]). Endlich läßt Petrus selbst sich vernehmen voll Zorn über die Verworfenheit der Päpste [4]): derjenige, sagt er, der auf Erden meinen Stuhl sich anmaßt, ... hat meine Grabstätt' zur Kloak gemacht. — Und wie Dante so die Spitze trifft, so geht er die kirchlichen Stände und Aemter durch: dem Benedictus legt er die Klage in den Mund, daß die Abteien Räuberhöhlen geworden [5]); dem Thomas und Bonaventura die Klage über die Ausartung des Dominikaner- und Franciscanerordens [6]), und Beatrice rügt den Mißbrauch der Kanzel zum Possentreiben um Gelächter zu erregen [7]).

Darin zeigt sich jedenfalls ein starkes Verlangen nach einer Reformation an Haupt und Gliedern: doch so daß es noch auf dem Boden des mittelalterlichen Katholicismus steht. Denn freilich kann der Kirche als einer göttlichen Stiftung die Unwürdigkeit einzelner Oberhirten keinen Abbruch thun. Auch macht Dante wiederholt diese Unterscheidung zwischen der Person und dem Amt: und giebt auch wo er in der Hölle oder dem Purgatorium einen seiner unwürdigen Träger trifft, noch Verehrung gegen dasselbe kund [8]). So ist denn auch nicht streitig, daß Dante den Papst für den Statthalter Christi und Nachfolger Petri, den Hirten der Kirche ansieht. Aber, sagt er, wir sind ihm nicht so viel wie Christo,

1) Inf. XIX, 103—114. 2) Par. XVII, 51. 3) Par. XVIII, 122.
4) Par. XXVII, 22. 5) Purg. XXII, 77.
6) Par. XI, 124 ff. XII, 112 ff. 7) XXIX, 115.
8) Inf. XIX, 100. Purg. XIX, 130.

sondern wie Petro schuldig[1]). Auch giebt er dieselbe Stellung in weltlichen Dingen dem Kaiser: beide Gewalten von Gott geordnet, als die Sonnen, welche beide Wege, der Welt und Gottes, zeigen konnten[2]). Damit ist wenigstens die Anmaßung einer päpstlichen Universalmonarchie verworfen; wenn er auch will, daß der Cäsar dem Nachfolger des Petrus kindliche Ehrfurcht erweise[3]). Auf solchen Grund hin meint Ozanam: „wenn diese Sprache den Protestanten gefällt und sie bestimmt, den Dichter zu einem der Ihrigen zu zählen, so mögen sie dieselbe führen und bei diesem Feldgeschrei werden sich der Süden und der Norden vor einander neigen; die Lehrer Londons und Berlins werden sich an den Thoren Roms treffen und der Vatikan wird seine Pforten erweitern um die wiederversöhnten Geschlechter aufzunehmen“[4]).

Hierauf ist zu antworten, daß wir uns zu Rom an der Schwelle der Apostel schon treffen können. Was aber die Kirche, welche darüber erbaut ist, betrifft; so kommt es auf die Attribute des Papstes und des Clerus an. Diese aber sind nach Dante solche, daß sie dem mittelalterlichen wie dem heutigen Katholicismus widersprechen.

Erstens also will er das Papstthum des weltlichen Besitzes und der Herrschaft entkleidet wissen. Jene Anrede an Bonifacius schließt er mit dem Ausruf über das Unheil, welches die Schenkung Constantins hervorgebracht[5]). Und auf den Spruch von den zwei Sonnen erklärt er: die eine habe die andere ausgelöscht, und zum Hirtenstab sei das Schwert gefügt zu beider Schaden. Nun ist leicht zu sehn, welche Umwälzung mit der römischen Kirche vor sich gehen muß, wenn sie zu ihrer ersten Gestalt, zwar nicht vor der vermeintlichen Schenkung Constantins, aber vor der Schenkung Pipins zurückgeführt wird: wie die am lautesten bekennen, die an die heutigen Reste des weltlichen Besitzes und die französische Besatzung Roms sich anklammern und damit das katholische Kirchenthum der früheren Jahrhunderte verleugnen.

Die Reform im Sinne Dante's dringt aber viel weiter: sie betrifft nicht blos die äußere Lage der Kirche, sondern das Dogma selbst.

2. Verhältniß zum Papstthum und zum Evangelium.

Das erste ist, daß er auch im Dogma kein unfehlbares Papstthum annimmt. Denn er führt sogar in der Hölle (außer

1) De monarch. III, 3. p. 78.
2) Purg. XVI, 106.
3) De monarch. Lib. III. extr.
4) Ozanam l. c. p. 255.
5) Inf. XIX, 115.

den genannten Päpsten, die er wegen ihrer Laster dahin versetzt) unter den Ketzern, die in glühenden Särgen ihre Schuld büßen, einen Papst auf, Anastasius II. (496), den Photinus (ein Diaconus von Thessalonich) vom rechten Wege abgelenkt habe[1]).

Noch mehr, er kennt auch kein ausschließendes Priesterthum. Die leitenden Personen in seinem Gedicht haben keine kirchliche Stellung. Und er selbst kann seinen Beruf, die Sünden zu strafen, zur Buße zu rufen, eine Reform des Clerus und der Kirchenregierung bis zu dem Papste zu fordern, nur aus dem allgemeinen Priesterthum ableiten. Denn so redet er zu den Cardinälen, für Italien und die ganze Christenheit (s. S. 42), als eines der geringsten Schafe von der Heerde Christi und setzt hinzu: „nicht durch Reichthümer, sondern durch die Gnade Gottes bin ich was ich bin und der Eifer um sein Haus verzehrt mich."[2])

Seine Autoritäten sind Christus und die Apostel, an deren Lehre und Leben er die Zustände der Kirche mißt. Gegen die Simonie der Päpste sagt er: Christus habe von Petrus, bevor er ihm die Schlüsselgewalt gegeben, nicht Schätze, sondern seine Nachfolge verlangt[3]). Und gegen den Mißbrauch der Kanzel: Christus habe zu den ersten Jüngern nicht gesagt: gehet hin und predigt der Welt Possen, sondern wahren Grund habe er ihnen gegeben[4]). Er hält dem Papst Bonifacius vor, daß Paulus und Petrus noch leben, die gestorben für den Weinberg, den er verwüste[5]). Und stellt den ärmlichen Aufzug, in welchem Petrus gekommen, gegenüber dem Prunk der kirchlichen Würdenträger[6]).

Und die letzte Quelle seiner Erkenntniß ist die h. Schrift: wie überall in der Beweisführung erhellt (vergl. S. 77). Auch erklärt er ausdrücklich: sie gehe der Kirche voran, als Gebot in Ewigkeit. Die nach der Gründung der Kirche entstandenen Ueberlieferungen (Decretalen) seien ihr nachzusetzen. Ein Frevel sei es zu behaupten, daß die Tradition die Grundlage des Glaubens sei[7]).

Der Glaube aber ist ihm der Anfang auf den Weg des

---

1) Inf. XI, 8. Es ist dies nur eine geringfügige Episode im monophysitischen Streit. Mit weit mehr Gewicht hätte Dante den Papst Honorius I. († 638) unter die Ketzer aufnehmen können, der wegen monotheletischer Häresie von dem VI. allgemeinen Concil im J. 680 unter Zustimmung des Papstes Agathon verdammt wurde.

2) Ep. IX. c. 5. 3) Inf. XIX, 90. 4) Par. XXIX, 109.

5) Par. XVIII, 131. 6) Par. XXI, 127 ff.

7) De monarch. Lib. III. c. 3. p. 78. 80.

Heils [1]). Darum gelangt Virgil nicht zur Seligkeit, weil er nicht geglaubt [2]). Aber Ripheus der Trojaner habe geglaubt durch Gottes Gnade an das zukünftige Heil, und darum sei er in den Himmel erhoben. Diese wundervolle Ausführung wird eingeleitet durch das mächtige Wort [3]):

Das Reich der Himmel kann Gewalt erleiden,
Von heißer Liebe und lebend'ger Hoffnung,
Welche den Willen Gottes überwinden.

In allem dem steht Dante, verneinend und bejahend, in den Grundsätzen, auf welche die Reformatoren ihr Werk aufgebaut haben. Daneben erscheinen freilich andere Punkte, welche Bedenken erregen können, ihn zu den unsrigen zu zählen. Hauptsächlich aber ist es nicht ein Zuviel des Glaubens, sondern ein Mangel, der uns in den Weg tritt. Das liegt schon in jener Prüfung, wo er als Inhalt des Glaubens nur das Wesen Gottes nebst der Erschaffung und die Dreieinigkeit anzeigt (S. 74). Also der zweite Artikel ist übergangen. Und das ist wohl nicht zufällig oder bloße Abkürzung. Denn wie sehr auch Dante die Erlösung durch das Blut Christi hervorhebt [4]); so tritt doch im Fortgang der Vision der menschgewordene Sohn Gottes zurück. Der Grund davon liegt in der speculativen Richtung seiner Theologie (s. S. 73). Das sind aber Anstände, die eben so sehr von der katholischen als von der protestantischen Seite erhoben werden müssen, — wenn gleich auf der ersteren man einen Ersatz in der gesteigerten Marienverehrung finden mag.

Doch ist sein evangelischer Charakter überwiegend, sein Zeugenthum so lauter und sein Ruf so kräftig, daß er mit dankbarer Verehrung anzuerkennen ist als einer der Vorläufer der Reformation. Darum hat mit vollem Recht Matthias Flacius ihn in das Verzeichniß der Zeugen der Wahrheit aufgenommen (zuerst 1556). Und so wird es sich auch rechtfertigen, daß sein Name in dem verbesserten evangelischen Kalender, wie zu Ehren des 600jährigen Jubileums in dem vorliegenden Jahrgang zum erstenmal geschieht, seine Stelle findet.

F. Piper.

---

1) Inf. II, 28. 2) Purg. VII, 8. 3) Par. XX, 94.
4) Er hat einmal sogar einen nahezu patripassianischen Ausdruck, Purg. VI, 118.

Lebensbilder

zum

Evangelischen Kalender.

1. Die Darstellung Jesu im Tempel.

2. Februar.

Das Wort war Fleisch geworden, das wahrhaftige Licht, das jeden Menschen erleuchtet, in die Welt gekommen. Auf der Reise, in einer Herberge zu Bethlehem, der Stadt Davids, war der Sohn und Herr Davids, der Heiland der Welt, geboren, in Windeln gewickelt und in eine Krippe gelegt worden. Wer unter den Millionen des sündigen Menschengeschlechts wußte um diese Weltbegebenheit, größer, weitreichender, anbetungsvoller als keine andere seit den Tagen der Schöpfung, aber nach der Weise der Heilsoffenbarungen Gottes in das Gewand der vollendetsten Unscheinbarkeit gehüllt! Ein Engel des Herrn mußte die Kunde zur Erde bringen. Schlichte Hirten auf dem freien Felde, Leute ohne Namen hienieden, sollten unter allen die ersten sein, welchen in stiller Nacht, umleuchtet von der Herrlichkeit des Herrn, die Freudenbotschaft eröffnet wurde, sollten, nachdem sie die Jubelfeier der Himmlischen vernommen, die frühsten Zeugen und Herolde des Geschehenen für ihre nächste Umgebung werden.

Und jetzt? Nachdem durch die erfolgte Geburt des Heilandes die himmlische Geisterwelt in festliche Bewegung gesetzt und die Augen auf Erden, vorerst noch in engstem Kreise, auf das Wunderkind in der Krippe gelenkt worden waren, trat zunächst eine kleine Stille ein. Was damals im sinnenden Herzen der Maria vor sich gegangen, welchen Betrachtungen die zu ihrer Heerde zurückgekehrten Hirten sich überlassen und was sie weiter mit einander verhandelt, welche Aufnahme das Ereigniß

in Bethlehem gefunden, dieß uns vorzustellen, wird unserer eigenen Erwägung überlassen. Dann, auf den achten und vierzigsten Tag, hält die Geschichte wieder an, um zweier Vorgänge zu gedenken, die keine hervorragende Stellung einnehmen im Lebensgange des Herrn, aber gleichwohl bemerklich machen sollen, wie so ganz und gar der Eingeborne vom Vater in die zu erlösende Sünderwelt eingefügt werden mußte, und wie auch die Schwingungen, welche seine Erscheinung in den messianisch gestimmten Gemüthern hervorrief, ihren Fortgang nahmen: die Beschneidung und die Darstellung im Tempel.

Da acht Tage um waren, erzählt Lukas 1, 21, wo das Kind beschnitten werden sollte, ward sein Name gemäß dem Befehle des Engels (Luk. 1, 31. Matth. 1, 21) Jesus genannt. Denn gleich bei der Bundesstiftung mit Abraham hatte Jehova nach 1. Mos. 17, 10—14 die Weisung ertheilt, daß zum Zeichen des Bundes alles Männliche am achten Tage solle beschnitten werden, und auch die Namengebung war von Alters her mit der Beschneidung verbunden (1. Mos. 21, 3. 4. Luk. 1, 59).

Aber, hat man verwundert gefragt, wie ist es doch denkbar, daß Er, der schlechthin Reine und Heilige aus des Vaters Schooß, vom Vater dieser sinnbildlichen Anordnung, diesem verpflichtenden Symbol der sittlichen Reinigung und Ablegung des sündlichen Wesens unterworfen worden sei, oder auch, daß Er sich selber demselben unterworfen habe? Man hat sich Mühe gegeben, eine recht tiefe Erklärung zu finden, hat besonders in früherer Zeit die durch die Beschneidung verursachte Blutung mit dem versöhnenden Opfer Christi am Kreuz in Verbindung zu bringen gesucht. Sobald man indeß mit dem Neuen Testament daran festhält, daß in Jesu das Wort Fleisch geworden, oder daß der ewige Sohn Gottes in der Gestalt des sündlichen Fleisches erschienen sei und zur Erlösung der gefallenen Welt darin habe erscheinen müssen, in Allem seinen Brüdern gleich, ausgenommen die Sünde, so gestaltet sich die Sache offenbar sehr einfach. Denn nicht wer er für sich selber und im Verhältniß zu Gott sei, kommt bei seiner Beschneidung in Betracht, sondern darum handelt es sich, ob er, um sein rettendes Gottes- und Heilsleben an die Welt ab- und ihr zu eigen zu geben, zu einer bestimmten Zeit in die Reihe des Menschengeschlechts als ein wirkliches Glied derselben habe eintreten müssen, insbesondere, ob der heilige Boden, dem er nach der menschlichen Seite seiner Natur entstammen konnte, nur im Volke Israel vorhanden ge-

wesen und er somit dessen ächter Sohn habe sein müssen. So gewiß wir nun Angesichts der allgemein gültigen menschlichen Entwicklungsgesetze und der im Rathschluße Gottes begründeten Anbahnungen des Reiches Gottes unter Israel diese Frage bejahen müssen, so gewiß konnte er der Beschneidung nicht entzogen werden, es wäre denn — was ja Niemand behaupten wird — daß nicht nur seine Mutter, sondern auch seine Umgebung in weitem Kreise ihn schon damals in demjenigen Lichte geschaut hätte, welches in der Folge erst durch sein Selbstzeugniß über seine Person und Würde verbreitet worden ist. Man weiß, mit was für einer Geringschätzung man auf die Unbeschnittenen herunterſah, welch' hoher Werth dagegen, namentlich in den spätern Zeiten, auf die Beschneidung gelegt wurde. Vgl. Ap. Gesch. 15, 1. Phil. 3, 5. Jeder Unbeschnittene sollte ausgerottet werden aus dem Volke (1. Mos. 17, 14); keiner durfte das Passah genießen (2 Mos. 12, 48), keiner den Tempel betreten (Ezech. 44, 7. 9. Ap. Gesch. 21, 28); keiner wurde als ein Glied des Bundesvolkes Gottes betrachtet, keinem ein Antheil an dessen Rechten und Befugnissen zugestanden. Die Beschneidung Jesu war demnach eine unabwendbare historische Nothwendigkeit, und ihn nicht beschneiden hätte so viel geheißen, als ihm, der ohnehin in seiner ganzen äußern Erscheinung sich in Nichts von andern Menschen unterschied, von vornherein jede Möglichkeit irgend welcher Wirksamkeit unter seinem Volke abschneiden.

Für seine eigene Person hätte Jesus der Beschneidung allerdings nicht bedurft. Was sie versinnbildlichte und wozu sie verpflichtete: Reinheit des Herzens als Prinzip für die Heiligkeit des Lebens, was sie versiegelte: Zugehörigkeit zur Gemeinde Gottes, Theilhaftigkeit an seinem Reiche, besaß er im Unterschied von allen Adamskindern als das Erbgut seines Wesens. Völlig unerläßlich dagegen war sie zur Ausrichtung seines Werkes. Erst durch sie wurde er legal, in den Augen seiner Zeitgenossen, zu einem vollberechtigten Gliede der theokratischen Volksgemeinde. Durch sie wurde er in aller Form Rechtens unter das Gesetz gethan (Gal. 5, 3), innerhalb dessen Schranken sich der menschgewordene Gottessohn ungeachtet seiner wesentlichen Freiheit vom Gesetze entwickeln und bewegen mußte, sofern er anders unter denen, so unter dem Gesetze standen, durch Einversenkung in ihre Lebensgemeinschaft und durch Erhebung derselben in die seinige, eine ewige Erlösung begründen sollte. Zugleich aber ist die Beschneidung in Jesu, als in welchem ihre Idee vollkommen ver-

wirklicht erscheint, auch prinzipiell aufgehoben; sie hat sich thatsächlich erschöpft in ihm und mit Recht wird hierin der Schlüssel zur Erklärung der auffallenden Kürze erblickt, mit welcher ihrer Lukas, der Evangelist des erbarmungsvollen Menschensohns, im Gegensatze zu dem umständlichen Bericht über die Beschneidung des Johannes, des abschließlichen Repräsentanten des alten Bundes, gedenkt (Luk. 1, 59 ff.). Indem die Beschneidung Jesu in der nothwendigen Consequenz seiner Entäußerung überhaupt, seiner Erscheinung unter Israel insbesondere liegt, bildet sie endlich nicht zwar einen freien Akt, wohl aber ein bemerkenswerthes Moment seiner Erniedrigung. —

Durch die Betrachtung der Beschneidung[1]) haben wir uns nun auch bereits den Weg gebahnt zur richtigen Würdigung der Darstellung Jesu im Tempel. Lukas berichtet nämlich nach Erwähnung der Beschneidung und Namengebung 2, 22—24 sogleich weiter, als die Tage ihrer Reinigung nach dem Gesetze Moses erfüllt gewesen seien, hätten die Eltern Jesum nach Jerusalem gebracht, um ihn dem Gesetze gemäß dem Herrn darzustellen und um ein Opfer zu bringen, bestehend in einem Paar Turteltauben oder zwei jungen Tauben.

Es waren im vorliegenden Falle zwei Gesetzesvorschriften zu beobachten, deren eine die Mutter, die andere das Kind betraf.

Anlangend zunächst die Mutter, so wurde sie nach der Geburt eines Knaben auf sieben Tage lang unrein, und mußte sodann, ohne etwas Heiliges berühren zu dürfen, noch fernere drei und dreißig, im Ganzen vierzig Tage daheim bleiben. Dieß waren „die Tage der Reinigung nach dem Gesetze Moses." Das Gesetz faßte die leibliche Unreinigkeit der Wöchnerin — wohl nicht ohne Zusammenhang mit der Straffententz beim Sündenfall, die auch das Gebären mitbetraf — als ein Symbol der sittlichen Unreinheit, ähnlich wie den Tod und das Todte als einen Ausfluß der Sündhaftigkeit und der sittlichen Verschuldung überhaupt auf. Während der vierzig Tage war daher die Verbindung der Mutter mit der theokratischen Gemeinde suspendirt. Nach Ablauf derselben hatte sie für die Aufhebung ihrer temporären Absonderung und zur Feier der Wiedereinsetzung in den Genuß aller Lebensgüter ein jähriges Lamm als Brandopfer und eine Taube oder Turteltaube als Sündopfer, d. i. in der Zusammenfassung beider, ein Reinigungsopfer darzubringen.

1) Vergl. Evangel. Kalender Jahrg. 1857. S. 122 ff.

Bei unzureichendem Vermögen genügte indeß zum Brand- und Sündopfer je eine Taube oder Turteltaube — eine Vergünstigung für die Armen, von der nach der Andeutung des Evangelisten auch die Gebenedeite unter den Weibern, die Mutter Dessen Gebrauch machen mußte, der arm geworden ist, auf daß wir durch seine Armuth reich würden. Vgl. 3 Mos. 12.

An die Reinigung der Mutter sodann schloß sich nach dem Gesetze über die Erstgeburt noch eine weitere gottesdienstliche Handlung an, welche das Kind anging und deshalb auch dem Evangelisten die Hauptsache ist, wie dieß aus seinen Worten erhellt: Da die Tage ihrer Reinigung erfüllt waren, brachten sie ihn hinauf gen Jerusalem, damit sie ihn dem Herrn darstellten. Was gemeint sei, ergibt sich unzweifelhaft aus der erläuternden Hinweisung auf die Gesetzesstelle 2 Mos. 13, 2: „Alles Männliche, was die Mutter bricht, soll dem Herrn heilig sein." Denn in dankbarer Erinnerung an die unverdiente Verschonung der israelitischen Erstgeburt und die Rettung aus Aegypten sollte von da ab alle männliche Erstgeburt unter Israel als Jehovas besonderstes Eigenthum angesehen, ihm geweiht und dargebracht werden (2 Mos. 13, 2 u. 11—16). Die Erstgeburt des Viehes mußte geopfert, alle männliche Erstgeburt aber von Menschen sollte gelöst werden. Jehova hatte an die Stelle der ihm gehörigen Erstgeburt den Stamm Levi zum Dienst an seinem Heiligthum genommen (4 Mos. 3, 12 ff. 8, 16—19). In Anerkennung der ursprünglichen Verpflichtung wurde deshalb einen Monat nach der Geburt, d. h. wohl in Verbindung mit dem Reinigungsopfer der Mutter, für jeden Erstgebornen bei dessen Darbringung ein Lösegeld bis auf den Betrag von fünf Silbersekeln an das Heiligthum entrichtet (4 Mos. 18, 15 ff.). So wurde denn auch das Knäblein Jesus, Er, der allezeit blieb in dem was des Vaters ist, Gott in herkömmlicher Weise geweiht, sobald nach Verfluß der vierzig Tage Maria den Tempel betreten durfte, und zum ersten Male nach Jerusalem, des großen Königs Stadt, gebracht, um in gesetzlicher Form freigekauft zu werden vom Dienste des vorbildlichen Heiligthums. Vierzig Tage, bis er aus der armen Herberge zu Bethlehem in den Tempel zu Jerusalem kommt und ihm eine freie Stellung unter seinem Volke rechtskräftig erworben wird; vierzig Tage wieder, die er in stillster Zurückgezogenheit in der Wüste zubringt, im siegreichen Kampfe mit den Versuchungen des Teufels, bevor er zum Beginn seiner Erlöserthätigkeit auf den Schauplatz der Oeffentlichkeit hin-

austritt; vierzig Tage endlich von seinem zweiten Eintritt ins Erdenleben, d. i. von der Auferstehung, bis zu seinem Eingang in das Heiligthum, das nicht mit Händen gemacht ist!

Wie man nun die Darbringung des Reinigungsopfers durch Maria hat befremdlich finden können, ist schwer zu begreifen. Denn so wahr es ist, daß ihre Geburt in einziger Weise rein und heilig war, die Geburt Dessen, welcher gemacht hat die Reinigung unserer Sünden durch sich selbst (Hebr. 1, 3); so hat dieß doch mit der Gesetzesbestimmung hinsichtlich der Kindbetterinnen so wenig zu schaffen als das andere, daß es das sündentragende Lamm Gottes selber war, welches sie in den Tempel brachte. Es lag bei Maria das Bedürfniß der levitischen Reinigung ganz ebenso vor wie bei jeder andern Wöchnerin, so daß über die religiöse Pflicht, das gesetzliche Opfer zu leisten, nicht der geringste Zweifel walten konnte. Zudem darf wohl die Sehnsucht, sich opfernd dem Erbarmer zu nahen, der große Dinge an ihr gethan, bei der demüthigen Magd des Herrn nicht niedriger angeschlagen werden als bei irgend welcher Israelitin vor oder nach ihr. Weit eher ließe sich erwarten, daß Maria nach all' den wunderbaren Verumständungen, welche der Geburt Jesu vorangegangen waren und sie begleitet hatten, Anstand genommen hätte, „mit ihm zu thun nach der Gewohnheit des Gesetzes (Luk. 2, 27)." Denn wie konnte auf ihn, der seinem Wesensgrunde nach größer als der Tempel, die reale Einwohnung Gottes war (Matth. 12, 6), die ideale Verpflichtung zum Tempeldienste und die Nothwendigkeit der Lösung von demselben Anwendung finden? Warum sollte ein Lösegeld für ihn erlegt werden, der das wesentliche Lösegeld für Alle war? Oder umgekehrt, welchen Sinn konnte bei ihm die förmliche Befreiung von priesterlicher Obliegenheit haben, da er der geborne Priester, der wahrhaftige, sühnende und versöhnende Hohepriester des Menschengeschlechts war und dieser seiner Wesensbestimmung unter keiner Bedingung entledigt werden durfte?

Es hat damit eine ganz ähnliche Bewandtniß wie mit seiner Beschneidung. Versetzen wir uns zunächst in die maßgebende Anschauungsweise der Maria, so war ihr der Sohn als der ersehnte messianische König angekündigt und bezeugt worden. Dürfen wir nun auch mit Sicherheit annehmen, es habe ihr Messiasbild hoch über dem damals gangbaren gestanden, so ging sie doch unzweifelhaft sowohl mit ihrer Zeit als mit den Propheten soweit einig, daß sie in ihm unbeschadet der übernatürlichen Empfängniß ein ächtes, ja das eigentliche Normal-Kind ihres Volkes und Hauses,

den verheißenen Samen Davids erblickte. Dann aber konnte sie — die man sich ohnehin nicht als einen reflexionsmäßigen Dogmatiker der spätern Jahrhunderte vorstellen sollte, sondern wenn auch als die Gebenedeite unter den Weibern, so doch immerhin als ein Weib — unmöglich auf den Gedanken verfallen, daß für ihn nicht am Orte sei, was für alle übrigen, nicht levitischen Erstgebornen, auch die Königssöhne nicht ausgenommen, göttliches Gesetz war. — Stellen wir uns aber auf einen allgemeinern Standpunkt und fragen, in welchem Zusammenhang die Darstellung Jesu zum Behufe der Lösung mit seiner Sendung und Bestimmung stehe, und warum sich Gott hier nicht hindernd ins Mittel gelegt habe; so erinnern wir nicht nur an sein Wort bei der Taufe: „Es geziemt uns, alle Gerechtigkeit zu erfüllen," sondern auch an die königlich-freie Entrichtung der Tempelsteuer durch ihn, Matth. 17, 24 ff. Als der Sohn, nach dem idealen Recht seiner Würde, ist er der Leistung überhoben und es hat überhaupt die vorbildliche Gemeinde keinerlei Rechtsansprüche an ihn. Allein um denen, welche dieses Verhältniß nicht durchschauten, nicht Anstoß zu geben, ordnet er sich der Gesetzesvorschrift selbst damals noch unter, als der Bruch zwischen ihm und der verweltlichten Hierarchie des Gesetzesbundes schon offen zu Tage lag. Gleicherweise war er als der Eingeborne vom Vater und Erstgeborne aller Schöpfung (Kol. 1, 15) der Anforderung des Tempels an die bundesgenössigen Erstgebornen nicht unterstellt, wohl aber war er es in der historisch-volksthümlichen Bestimmtheit, in der er hat erscheinen müssen. Indem er vom äußerlichen Priesterthum am Heiligthum gelöst worden, aber als der Offenbarer des Vaters und hohenpriesterliche Versöhner des sündigen Menschengeschlechts allezeit geblieben ist in dem, was seines Vaters ist, hat er auch das Postulat der gesetzlich-symbolischen Darstellung wahrhaft erfüllt und es ist sein königliches Priestervolk als ein nicht lösbares in ihm nun gleichfalls derselben entledigt.

Immerhin bleibt es ergreifend, wie der, von welchem die typischen Vorschriften des alten Bundes weissagen, ihnen selbst noch unterworfen ist. Aber im Grunde spiegelt sich in dieser Unterwerfung nichts weiter, als was er im klarsten Bewußtsein um seine Aufgabe in den Worten ausspricht, er sei nicht gekommen das Gesetz und die Propheten aufzulösen, sondern zu erfüllen, zu vollenden. Innerhalb des auf ihn abzielenden vorausgegangenen Offenbarungsgebiets Gottes in Israel mußte der

Erlöser der Welt in die Menschheit hineingeboren werden, mußte somit auch in der Bedingtheit der israelitischen Nationalität und innerhalb der Schranken des israelitischen Gesetzes sich bewegen und entwickeln, um aus dem centralen Wesensgehalte der bereits vorhandenen, durch alle Stufen in sich einigen Heilsoffenbarung ihren wesentlichen Abschluß, die volle Offenbarung des Vaters in seiner Person, heraufzuführen und der Welt einzuverleiben. Nur in seiner Gebundenheit an das Gesetz konnte durch ihn auf organischem Wege die Gesetzesstufe zu ihrer Verklärung in die Geistesstufe der Freiheit, das Abbildliche des alttestamentlichen Gesetzes zum ewig Vorbildlichen für das gesammte Menschengeschlecht erhoben werden. Dieß gilt wie von seinem frühsten, so auch von seinem spätern Leben bis zu seinem Tode am Kreuz.

Wie übrigens bei der Darstellung Jesu im Tempel zwei Hochbetagten auf der Höhe des israelitischen Bewußtseins die Augen aufgingen, wie sie in dem Dargebrachten das Heil erschauten, bereitet allen Völkern, und wie dadurch nun auch in Jerusalem eine freilich nicht weiter beachtete Kundmachung des Neugebornen erfolgte, verwandt mit derjenigen, welche zu Bethlehem bei seiner Geburt durch die Hirten vermittelt worden war, das ist bereits früher[1]) Gegenstand der Besprechung gewesen.

Güder in Bern.

---

2. Katharina.

25. November.

In der Einsamkeit der Wüste Sinai liegt am Fuße des Gesetzgebungsberges ein von griechischen Mönchen bewohntes Kloster, welches vor vielen anderen Kultusstätten des christlichen Alterthums sowohl unser gemüthliches, als neuerdings auch unser wissenschaftliches Interesse in Anspruch nimmt. Seit 15 Jahrhunderten bereits vernimmt die bis in die Region der Wolken sich erhebende Gebirgswelt, die dasselbe umgiebt, mit feierlichem Schweigen die Klänge seiner Glocken, denen nur das Echo der rings umher starrenden Felsengruppen Antwort giebt, während sie an die in Wahn verstrickten Herzen der heimathslos schweifenden Söhne Ismaels wirkungslos vorübertönen. Die Kaiserin Helena,

1) Evang. Kal. Jahrg. 1853. S. 43 ff.

Konstantins des Großen fromme Mutter, war es welche, gleichsam als beabsichtige sie, dem Johannisspruch: „Das Gesetz ist durch Moses gegeben, aber Gnade und Wahrheit sind durch Christus geworden," eine monumentale Darstellung zu leihen, im Jahr 325 nach Christi Geburt die Kirche erbaute, an welche dann die Klostergebäude sich anlehnten. Der Kaiser Justinian erweiterte später die heilige Stätte, und schmückte sie mit Gemälden und geweihten Gefäßen reich und ansehnlich aus. Die hohe Gründerin derselben hatte sie dem Angedenken an die Verklärung Christi geweiht. Seit dem 8. Jahrhundert jedoch sind Kirche und Stift nur unter dem Namen des „Katharinenklosters" bekannt, und bewahren das Gedächtniß einer Christin, über welche Geschichtliches zwar nur wenig auf uns gekommen ist, die aber als Ideal fleckenloseſter und durch den göttlichen Geist zur höchsten Stufe geheiligter und verklärter Bildung emporgehobener Jungfräulichkeit in dem Chore der abendländischen wie der morgenländischen Kirchenheiligen eine hervorragende Stelle einnimmt.

Nach der Legende wurde Katharina im vorletzten Jahrzehnt des dritten Jahrhunderts unter glänzenden Verhältnissen, ja aus fürstlichem Geschlecht, und eben so reich mit Gaben des Geistes, wie mit körperlichen Vorzügen ausgestattet, zu Alexandrien in Egypten geboren und gelobte sich schon in frühster Jugend mit der ganzen Inbrunst ihrer feurigen Seele dem Heilande Christus als ihrem einigen und ewigen Bräutigam an. Mit demselben Eifer aber, mit dem sie der Heiligung nachjagte, lag sie auch der allseitigen wissenschaftlichen Ausbildung ihres Geistes ob. Ihre lautere Herzensdemuth aber umwob den blendenden Glanz ihrer hohen Begabung mildernd wie mit einem zarten Schleier, und verursachte, daß in den Kreisen, in denen sie sich bewegte, die Liebe, die sich ihr zuneigte, der Bewunderung, die sie sich erzwang, das Gleichgewicht hielt.

Freilich schien das Licht ihres gottgeweihten Lebens immer noch zu rein und zu helle in die sie umgebende heidnische Finsterniß hinein, als daß sich nicht die Kinder der letzteren auf die Dauer durch sie beengt und gerichtet gefühlt haben sollten. Die ihnen abgedrungene Bewunderung schlug in Haß wider sie um. Der Kaiser Maximin II., ein Wüstling, und schon darum ein abgeschworener Feind der Christen, begehrte bei seiner Anwesenheit in Alexandrien die Vielgenannte zu sehen. Sie wurde ihm vorgeführt; und gleich bei ihrer ersten Erscheinung entbrannte er in wilder Leidenschaft für sie und warb um ihre Hand, indem er ihr die glänzendsten

Aussichten nicht allein auf Reichthum und Glanz, sondern selbst auf Thron und Diadem eröffnete, wenn sie sich entschließen wollte, die Seine zu werden. Sie aber wies den Kaiser mit edlem Stolz und der bestimmten Erklärung ab, daß sie nicht mehr sich selbst, sondern auf ewig Dem angehöre, der sie am Kreuze mit seinem Blute sich erkauft habe. Der Kaiser, wahrnehmend, daß ihm in dieser zarten Jungfrau eine Macht entgegen trete, die Allem, was seiner Majestät an Drohworten, wie an Verheißungen und Schmeichelreden zur Verfügung stand, unerschütterlichen Trotz biete, gab der alten Wuth gegen die Christen, die für einen Augenblick hinter andere Flammen zurückgetreten war, in seiner Seele wieder freien Raum, und säumte nicht, über die Widerspenstige das Todesurtheil auszusprechen. Bevor er jedoch die Vollstreckung desselben befahl, berief er — so meldet die Sage — eine Anzahl berühmter Philosophen und Redner nach Alexandrien, daß sie für die beleidigten Götter der Väter in den Riß träten, in öffentlichen Disputationen den Glauben der Abtrünnigen zur Lüge stempelten, und so für immer den Einfluß vernichteten, den die Jungfrau bereits auf ihre Umgebung gewonnen hatte, und in höherem Maaße noch zu gewinnen drohte. Doch sah sich der Tyrann durch das Ergebniß dieser Verhandlungen auf das Bitterste getäuscht. Katharina erwies sich nach allen Seiten hin ihren Gegnern weit überlegen, schlug denselben mit ebenso edler Anmuth als bewunderungswürdiger Gewandtheit und Schärfe des Geistes ein um das andere mal die Waffen ihrer Sophistik aus der Hand, überführte sie sogar durch Aussprüche ihrer eigenen heidnischen Weisen und Dichter, wie eines Homer, Orphens, Plato, Sophokles und Anderer, ihres Irrthums und machte sie zuletzt nicht allein verstummen, sondern nöthigte ihnen selbst das Geständniß ab, daß sie, die Christin, als Siegerin den Kampfplatz verlasse, und legte in ihnen den Grund zu ihrer später erfolgenden eigenen Bekehrung.

Dieser Ausgang steigerte die Erbitterung Maximins aufs äußerste. Der Untergang der Jungfrau war jetzt nur noch eine Frage der Zeit und der für sie zu ersehenden Todesart. Ein Günstling des Kaisers empfahl zu ihrer Hinrichtung eine von ihm selbst erfundene Maschine, die aus mehreren mit spitzigen Stacheln bewaffneten Rädern bestand, und freilich der raffinirten Bosheit ihres grausamen Erfinders alle Ehre machte. Der Kaiser genehmigte dieses Folterinstrument, welches man auf bildlichen Darstellungen der Märtyrerin häufig als Emblem zu ihrer Seite ge-

stellt erblickt. Was aber ereignete sich? Als man das arme Schlachtopfer über das Marterwerkzeug ausgestreckt und mit Stricken an dasselbe festgebunden hatte, und eben die zerfleischenden Räder in Bewegung zu setzen begann, rissen — laut der Legende — urplötzlich durch ein göttliches Wunder alle Bande, und die Jungfrau stand unversehrt vor der zur freudigsten Verwunderung hingerissenen Zuschauermenge da. Maximin, der natürlich besorgen mußte, daß diese wunderbare Errettung der Jungfrau zu Gunsten ihres Glaubens nur noch viel stärker und nachhaltiger auf das Volk einwirken werde, als es schon ihr Wort und ihr heiliger Wandel gethan, befahl jetzt ihre sofortige Enthauptung. Freudig neigte Katharina — es war am 25. November des Jahres 307 — ihr jungfräuliches Haupt dem Henkerbeile, gleich als neigte sie es nur, um eine Krone der Ehre zu empfahen, und pries mit lauter Stimme Gott den Herrn, daß er sie würdig erachtet habe, ihr Blut mit demjenigen zu vermischen, welches der Saame seiner Kirche geworden sei. —

Katharinas Leichnam wurde an einem entlegenen aber ihren Glaubensgenossen nicht unbekannt gebliebenen Orte in die Erde verscharrt. Nach Verlauf von vier Jahrhunderten aber wurden ihre sterblichen Ueberreste von den egyptischen Christen, welche damals von den Anhängern des falschen Propheten schwer bedrückt wurden, wieder ausgegraben, und in die arabische Wüste nach dem Berge Sinai mit hinübergeführt. Die Legende läßt sie von Engeln Gottes dahin getragen sein. Das Kloster jenes heiligen Berges, von da an nach ihrem Namen benannt, birgt heute noch ihre Gebeine als die kostbarste seiner Reliquien, und bietet sie den Pilgern, die dasselbe besuchen, zum Kusse dar. Außerdem wird das Gedächtniß der heiligen Katharina in den Kalendarien der allgemeinen Christenheit bewahrt, und in zahlreichen bildlichen Darstellungen des Mittelalters gefeiert.

Wie die Gottesmagd seitdem dem kirchlichen Bewußtsein als Musterbild jungfräulicher Reinheit und Unschuld vorschwebt — die Griechen pflegen sie „Aekatharina" d. i. die allezeit Reine zu nennen, so wird sie auch um ihrer hervorragenden Gelehrsamkeit willen und als ein persönliches Meisterwerk des heiligen Geistes, der, wo ihm Raum gegeben wird, zu einer Stufe einheitlicher Ausbildung und Verklärung fördert, wie sie so vollkommen keine menschliche Kunst noch Wissenschaft zu erzielen vermag, nicht allein bewundert, sondern sogar als Patronin aller geistigen und wissenschaftlichen Virtuosität verehrt. Die philosophische Facultät zu

Paris erkor sich die heilige Katharina zu ihrer Schutzheiligen, und begeht jährlich in feierlichster Weise ihr Gedächtnißfest. Und als hätte eine höhere Hand sie in dieser Würde bestätigen wollen, geschah es, daß in dem ihrem Angedenken geweihten Kloster am Sinai der wichtigste wissenschaftliche Fund unseres Jahrhunderts gethan ward; denn hier entdeckte ein deutscher Gelehrter den Codex sinaiticus, eine Bibelhandschrift, welche sich als die älteste unter denen, die wir besitzen, erweisen dürfte.

Fr. W. Krummacher in Potsdam.

---

3. Paphnutius.

19. Juni.

Paphnutius war ein ägyptischer Bischof, der seine Treue im christlichen Bekenntniß während der diocletianischen Verfolgung bewährt hatte und im Jahre 325 auf der ersten allgemeinen Kirchenversammlung des römischen Reichs zu Nicäa mit berufen war, die kirchlichen Angelegenheiten zu ordnen. Von Jugend auf unter Mönchen auferzogen, hatte er die Lust der Welt nie gekostet, auch später nicht in der Ehe gelebt und stand in hohem Rufe wegen seiner Enthaltsamkeit und Sittenreinheit. Dieß ist aber nicht der Grund, weshalb sein Name hier ausgezeichnet wird: denn dieses Lob theilte er in seiner Zeit mit vielen Christen, auch mit solchen, die nicht Bischöfe waren und überhaupt nicht im Kirchendienste standen. Schon seit der Mitte des dritten Jahrhunderts war ja die Ertödtung des Fleisches und das Trachten nach voller Gewalt über die Triebe der Natur, das dem Christen ziemt, zu einem geehrten öffentlichen Geschäft geworden, das Einsiedler und Mönche schon damals oft übertrieben oder gar im Dienste einer eiteln Ruhmsucht übten. Paphnutius aber muß zu den reinen Seelen gehört haben, die wirklich nichts suchten als Gott zu gefallen, und in Demuth Leib und Seele unbefleckt zu erhalten. Denn daraus erklärt sich jene anspruchslose einfältige Weisheit, die ihn bewahrte, daß er sein Leben und sein Gewissen nicht zum Maaßstabe für alle Andern machen wollte, und daß er eifrig darüber wachte, daß nicht durch harte Gesetze das, was Gott erlaubt und dem Urtheil jedes Einzelnen frei gestellt hat, verboten würde. In einer entscheidenden Stunde ist er dadurch ein kräftiger Mann für die ganze ehr-

würdige Versammlung der nicenischen Bischöfe geworden. Er sprach ein gutes Wort zu rechter Zeit und hat dadurch wenigstens die morgenländische Kirche vor dem Fortschreiten auf dem Wege einer grausamen Gesetzlichkeit behütet, welche später, ja bald nach ihm, im Abendland nicht nur bittere Streitigkeiten, sondern auch unselige Kämpfe und Niederlagen der Gewissen im Schooße des Clerus, der die Gewissen Anderer berathen sollte, hervor gerufen hat.

Es handelt sich um die Priesterehe. Wir müssen diesen bekannten Ausdruck gebrauchen, obgleich es unevangelisch ist, die Geistlichen als Priester, als Mittler zwischen Gott und den übrigen Christen anzusehn, als ob diese nicht auch ein priesterlich Geschlecht, ein heiliges Volk zu sein berufen wären, das keines andern Mittlers bedarf, als des Einen Mittlers zwischen Gott und den Menschen, Jesu Christi. Aber der Begriff des Priesterthums war damals schon seit wenigstens einem Jahrhundert an den Stand der Pfleger des Gottesdienstes gebunden. Die Presbytern oder Aeltesten, welche die Zucht aufrecht erhalten sollten, wurden als Priester, die Bischöfe oder Leiter der Gemeinden als Oberpriester, die Diakonen, welche die Kirchengüter für den Gottesdienst, für die Armen und Kranken zu sammeln, zu verwalten und zu vertheilen hatten, als Unterpriester angesehn. So fand es Paphnutius und daran konnte und wollte er nichts ändern.

Nun hätte man aber gern die Priester, die Bischöfe, Presbytern und Diakonen, zu einer ganz andern Art von Geschöpfen gemacht, als die übrigen Christen sind, zu einer Art von Engeln, die keiner irdischen Speise bedürfen, die auch nicht freien noch sich freien lassen. Die Mönche hatten viel dazu beigetragen, daß man nicht nur die böse Lust des Fleisches, sondern auch alles leibliche Bedürfniß und Verlangen für unrein hielt und darnach trachtete, daß die Heiligen leben sollten, als ob sie leiblos wären. Dieser Heiligkeit der Mönche, die als solche nur Laien waren, sollten die Priester nicht nachstehen. Das Essen und Trinken konnten sie nun allerdings nicht aufgeben, wenn sie nicht Hungers sterben wollten: doch galt es für wohlanständig, wenn sie nicht nur mäßig lebten, wie es von jedem Christen zu fordern ist, sondern im Fasten sich auch das Nöthige abbrachen: Blässe und Magerkeit, als Zeichen übertriebenen Fastens, erweckte schon ein gutes Vorurtheil für die Heiligkeit eines Priesters. Aber ehelich leben und Kinder zeugen galt bei denen, die im Sinne jener Zeit nach Heiligung trachteten, für eine Entheiligung des Priesterstandes, obwohl die Christen der apostolischen Zeit darin nichts Anstößiges

gefunden hatten, wenn ein Bischof zugleich Gatte und Familienvater war. Die nicenische Kirchenversammlung fiel in die Uebergangszeit, wo die Reste der alten einfältigen Sitten mit den neuen verschrobenen Ansichten von Heiligkeit kämpften und im Begriff waren zu unterliegen. Es ist freilich nicht zu leugnen, daß die rechte Mitte des Gesunden, des Schicklichen und Christlichen in den Sachen der Ehe, wie für das Gewissen des Einzelnen, so für die Gesetzgebung nicht leicht zu finden ist, und daß namentlich ein Diener des Worts vorsichtiglich wandeln muß, um beim Freien wie im Ehestande weder sein eigenes und seiner erwählten Gattin Gewissen zu verletzen noch auch Andern Aergerniß zu geben, und wir mögen keineswegs einer frechen Licenz das Wort reden, als wäre diese nichts anders als Wiedereinsetzung des Fleisches in unveräußerliche Rechte. Und wenn sich dieser Sinn auch mit den Feigenblättern der Kunst, der Begeisterung für das Schöne, der Liebe und Poesie schmückt, so taugt er doch nichts und täuscht nur die Leichtverführbaren. Keuschheit ist etwas Großes in und außer der Ehe, und christlicher Seelenfriede ohne Keuschheit ist unmöglich. Aber die ächte Keuschheit läßt sich nicht befehlen und unter der Maske gesetzlich gebotener Keuschheit hat sich bei dem ehelosen Priesterstande die ärgste Verwüstung der Unkeuschheit eingenistet. Gute Sitte wirkt mehr als überstrenge Gesetze: aber sie kann auch nicht das wirken, was durch Gnade und Gebet allein erneuert werden kann, — ein reines Herz.

Als die Bischöfe in Nicäa über die Priesterehe beriethen, hielt die kirchliche Gesetzgebung eben noch ein ziemlich richtiges Maaß: aber man stand auf dem Punkte, dasselbe zu überschreiten. Es gab viele verheirathete Bischöfe, Presbytern und Diakonen, die jedoch sämmtlich schon vor dem Eintritt in den geistlichen Stand verehelicht waren: sie hatten auch Kinder: aber man setzte gern voraus, daß sie nach Uebernahme des Priesterstandes dem ehelichen Umgang entsagten, und es galt ihnen für eine Unehre, wenn sie als Priester noch Kinder zeugten. Und schon im J. 305 hatte eine Lokalsynode zu Elvira in Spanien dem öffentlichen Vorurtheil so weit nachgegeben, daß sie mit Androhung der Absetzung allen Priestern jedes Standes geboten hatte, ihre Frauen nicht mehr zu berühren. Schon war die Stimmung der Bischöfe in Nicäa dafür gewonnen diesen Kanon zum allgemeinen Kirchengesetz zu erheben, da trat Paphnutius in ihrer Mitte auf und rief mit lauter Stimme, man solle doch ja nicht den Priestern ein schweres Joch auflegen, auch die Ehe sei ein ehrbarer Stand und das

Ehebett solle unbefleckt erhalten werden (Hebr. 13, 4): man solle sich doch hüten, durch zu große Strenge der Kirche einen neuen Schaden zuzufügen, denn nicht alle wären im Stande den Naturtrieb zu überwinden und vielleicht würde auch nicht bei einem Jeden die Keuschheit der Gattin gewahrt werden können, denn Keuschheit nannte er auch den ehelichen Umgang mit der rechtmäßigen Gattin: und es genüge schon, wenn nur der, welcher bereits in den Clerus aufgenommen wäre, nicht nachher noch zur Ehe schritte, gemäß der alten Ueberlieferung der Kirche; aber eben so wenig solle der, welcher einmal schon vorher als Laie sich verehelicht hätte, von seiner Gattin sich scheiden. Die ganze Kirchenversammlung gab den Worten des Paphnutius Beifall und deswegen hat man diese ganze Verhandlung mit Stillschweigen übergangen, um es dem freien Willen eines Jeden zu überlassen, ob er sich entschließen könnte, sich des ehelichen Umgangs zu enthalten.

Die griechische Kirche im Morgenland hat sich diese Freiheit nicht nehmen lassen, obgleich die Volksmeinung hier und da den verehelichten Geistlichen ungünstig war und nicht lange nach der nicenischen Synode eine Kirchenversammlung in Gangra in Paphlagonien sich veranlaßt sah, ein Anathema gegen diejenigen auszusprechen, die sich weigerten an dem heiligen Abendmahle theilzunehmen, wenn es von einem verheiratheten Priester verwaltet wurde. In späteren Zeiten konnte bei den Bischöfen wenigstens dieser Fall nicht mehr eintreten, weil es Sitte wurde den höheren Clerus nur aus den Mönchen zu nehmen, denen ihr Gelübde den Eintritt in die Ehe wehrte. In der abendländischen Kirche aber wurde es bald Kirchensatzung, daß die Priester unverehelicht sein sollten, wiewohl es Jahrhunderte lang dauerte, ehe das Gesetz ganz durchdringen konnte. Der Papst Siricius wagte zuerst im J. 385 die Schriftmäßigkeit des Eheverbots für die Priester in einem Schreiben an den spanischen Bischof Himerius zu behaupten. Daß ehelose Geistliche keine Frauen bei sich haben durften, außer älteren Personen ihrer Verwandtschaft, war eine weise Vorsicht, welche schon früh auch den Einsiedlern auferlegt wurde, aber dennoch dem Concubinat mit allen seinen bösen Folgen nicht wehren konnte, wie denn Luther in seinem Schreiben an die Geistlichkeit zu Augsburg während des Reichstags vom Jahre 1530, wo die evangelischen Fürsten ihr siegreiches Bekenntniß überreichten, mit Donnerstimme die Gewissen wegen dieses gräulichen Mißbrauchs zu wecken suchte. Denn es ist freilich ein schneidender

Widerspruch gegen Gott, die Ehe, welche Er verordnet hat, den Geistlichen zu verbieten, das Concubinat aber, das Gott verbietet, ungehindert beim Clerus im Schwange gehn zu lassen. Wenn im Allgemeinen die römische Kirche jetzt etwas wachsamer ist, so verdankt sie dieß der Scheu vor dem Wächteramte, das an ihrer Seite die evangelische Kirche ausübt. Aber die Qualen und Unruhen des Gewissens, welche das allgemeine Verbot der Priesterehe in Unzähligen hervorruft, die nicht die richtige Macht über den Naturtrieb gewinnen können, sind gewiß noch heute ein heimlicher Krebsschaden der römischen Kirche.

Selig sind die zu preisen, mögen sie nun ehelos oder ehelich leben, die wie Paphnutius von Jugend auf durch Gottes Gnade Leib und Seele rein und unbefleckt bewahrt haben. Diese Geistesstarken aber wissen auch gerade am Besten, (was der dumpfe Lüstling, der dem Naturtrieb und der blinden Naturkraft als seinem Götzen sein Gewissen geopfert hat, sich verbirgt), daß in unserm Fleische das Gute nicht wohnet und daß durch kein Gesetz und keine Macht des Eigenwillens sich ihm das abtrotzen läßt, was es nicht leisten kann, sondern daß nur durch die Macht des reinen Sohnes Gottes, der sein Blut für unsere Sünden vergossen hat, unter viel Ringen, Arbeit und Gebet der Geist in uns wieder Herr seines Fleisches wird, und daß dieser köstliche Sieg nicht dem eigenen Verdienst zuzuschreiben, sondern als Gabe und Gnade dem Herrn zu danken ist, daß aber die Ehe, die von Gott zu heiligen Zwecken geordnet ist, in der Regel für Mann und Weib zugleich eine heilsame Hülfe und Arznei ist, welche die brausende Natur sänftigt und läutert, daß sie gezähmt sich williger dem Joche des Geistes unterwirft.

Ueberhaupt aber weist uns Paphnutius darauf hin, daß man bei jeglicher Art von Leitung und Erziehung die Freiheit, die Gott dem Menschen verliehen hat, schonen und ehren soll. Was Gott verboten hat, ist Sünde: aber der Mensch soll sich hüten, ohne Noth die Verbote durch Satzungen zu vermehren und auch das zur Sünde zu machen, was vor Gott nicht Sünde ist. Was nicht verboten ist, das ist erlaubt. Damit ist nicht gesagt, daß es immer recht sei, das Erlaubte zu thun, sondern Jeder muß in jedem einzelnen Falle selbst entscheiden, ob sein Gewissen und seine Vernunft ihn nicht dennoch bindet, wo das Gesetz ihn ungebunden läßt. Je mehr dem Menschen erlaubt ist, desto mehr wird seinem eigenen Urtheil, seiner Einsicht und seinem guten Willen vertraut, daß er wisse, in wie weit er sich selbst beschränken

müsse. Die Sphäre des Erlaubten erweitert die Sphäre der freien Selbstbestimmung, setzt aber eben darum die Mündigkeit des Geistes und die Reinheit und Wachsamkeit des Herzens voraus. Die Erweiterung dieser Sphäre dient dazu, den Menschen zur wahren Freiheit zu erziehen. Kindern, Thoren und Verbrechern muß man die Gränze des Erlaubten enger stecken: aber je mehr der Mensch Gott lieben, seine Gebote ihrem Geiste nach verstehen und sich selbst beherrschen lernt, desto mehr darf ihm erlaubt werden. Andrerseits verlangt auch die menschliche Schwäche eine zarte Schonung, daß man ihr durch Gebote und Verbote nicht zumuthe, was sie nicht vermag, und sie zur Verzweiflung treibe oder zur Heuchelei verführe. Den Schwachen soll man sich hüten durch unerträgliche Satzungen „einen Strick an den Hals zu werfen" (1 Corinth. 7, 35). Die Starken soll man ermahnen, indem man ihnen freie Entscheidung gestattet: „Sehet aber zu, daß diese eure Freiheit nicht gerathe zu einem Anstoß der Schwachen" (1 Corinth. 8, 9). Und es wird gut sein, wenn Jeder beim Verbieten und Erlauben, so wie bei der Benutzung oder Nichtbenutzung des Erlaubten sich des weisen Bischofs Paphnutius erinnert, um ihm nachzufolgen.

H. E. Schmieder in Wittenberg.

---

4. Eugenius.

13. Juli.

Acht und dreißig Jahr, nachdem Geiserich die Küste Afrika's zuerst betreten und von den Syrten bis hinaus über die westliche Meerenge unterworfen hatte, war er im Jahre 477 gestorben. Ueber das ganze mittelländische Meer hatte er die Schrecken des vandalischen Namens verbreitet, die Inseln Spaniens und Italiens erobert, die Welthauptstadt Rom geplündert, und Constantinopel hatte vor seinen Raubflotten gezittert. Von seiner Herrschaft im eigenen Reiche sagten die katholischen Römer, man wisse nicht, ob er mehr mit den Menschen oder mit Gott Krieg geführt habe. Dennoch, als er endlich mit dem Kaiser Frieden geschlossen und das Alter seinen wilden Sinn gemäßigt hatte, war er auch gegen jene milder geworden, die Kirchen wurden wieder eröffnet, und die Gemeinden hofften, wenn auch nur mit Zagen, in Ruhe leben zu können.

Als ihm sein Sohn Hunerich in der Herrschaft folgte, meinten

alle leichter aufathmen zu können, weil eine schwere Last von ihren Herzen genommen sei; dennoch war es eine eitle Hoffnung, erst jetzt sollte die volle Schale des Zornes über diese Gemeinden ausgegossen werden. Bald zeigte sich, weder an Kraft noch Klugheit war er seinem Vater vergleichbar, doch an wilder Grausamkeit übertraf er ihn. Da das Reich nach Außen die fernsten Grenzen gewonnen hatte, und er zu ahnen begann, es sei nur ein Koloß auf thönernen Füßen, so trieben ihn Argwohn und Furcht vor Verrath und Abfall zu Thaten entsetzensvoller Wuth, die weder Vandalen noch Römer schonte. Das kriegerische Volk selbst hatte in seiner langen Siegestrunkenheit unter dem glühenden afrikanischen Himmel von den natürlichen Tugenden der Väter viel eingebüßt. Durch die Bekanntschaft mit dem Wohlleben der Provinzialen hatten sie an Kraft verloren und statt der römischen Bildung römische Lüste erworben, so daß sie es den alten Einwohnern an Sittenlosigkeit fast zuvorthaten. Denn, wie in dem stärksten Körper die gefährliche Krankheit oft am ärgsten hervorbricht, so wurde ihre rohe Natur von dem tödtlichen Gifte einer in Lastern verwesenden Ueberkultur ergriffen.

Zuerst begann Hunerich gegen sein eigenes Fleisch und Blut zu wüthen. Geiserich hatte ein Gesetz errichtet, nach dem nicht dem ältesten Sohne des jedesmaligen Königs, sondern dem Aeltesten des gesammten Geschlechts die Erbfolge im Reiche zustehen sollte. Weil jener nun dessen ungeachtet seinem jungen Sohne Hilderich die Herrschaft sichern wollte, verfolgte er seine Brüder und deren Söhne, um sie aus dem Wege zu räumen. Einen verbannte er, dessen Frau und ältesten Sohn ließ er hinrichten, einen anderen Bruder und Neffen beschimpfte er in aller Weise, vornehme Vandalen verloren das Leben, weil sie es mit ihnen gehalten, und einer ihrer Bischöfe wurde verbrannt. Wenn das den Arianern geschehen konnte, was hatten die Römer zu hoffen? Dennoch bändigte er sich Anfangs, so lange die Arianer in Constantinopel glimpflich behandelt wurden; ja als der Kaiser Zeno ihn um die Wiederbesetzung des bischöflichen Stuhles von Karthago ersuchte, der seit vier und zwanzig Jahren ohne Vertreter geblieben war, weil der alte König die Macht desselben stets am meisten gefürchtet hatte, bewilligte er die Bitte. Doch eine Bedingung stellte er, daß den Arianern im Kaiserreiche die Verkündigung ihrer Lehre in jeglicher Sprache frei stehen sollte, geschehe das nicht, würde er die Bischöfe in die Wüste hinaustreiben. Obgleich das nur eine billige Forderung gegenseitiger Duldung war, hielten die

Führer der katholischen Gemeinde sie doch für gefährlich, denn in ihrem Hasse gönnten sie den ketzerischen Arianern den Frieden nicht, den sie für sich wünschten, und wollten in ihrer Verblendung lieber selbst Verfolgung erdulden, als jene frei sehen. Darum lehnten sie ab, einen Bischof zu wählen doch die Gemeinde, die ihres obersten Hirten so lange beraubt gewesen, forderte es mit lauter Stimme.

Darauf wurde im Jahre 481 Eugenius gewählt, ein Mann aus angesehenem und reichem Geschlechte, voll des Glaubens und der Erkenntniß und durchdrungen vom Geiste göttlicher Gnade und Kraft, dessen es hier vor Allem bedurfte; denn auf eine steile und schlüpfrige Höhe ward er gestellt, wo ein Fehltritt ihn und seine Gemeinde zu Falle bringen konnte. Bald machten ihn Milde und Wohlthätigkeit und seine stets gewährte Hülfe berühmt, und weil die einst reiche Kirche arm geworden, behielt er von dem eigenen Vermögen nur das Nothdürftigste und opferte der Gemeinde Alles. Da nun die Römer um seiner Worte und Thaten willen von allen Seiten herbeiströmten, und Karthago's Ansehen wiederum wuchs, wurden die arianischen Priester neiderfüllt, und fingen an den Abfall der Vandalen zu fürchten. Da es längst verboten war katholischen Gottesdienst auf vandalischen Grundstücken zu halten, verklagten sie ihn beim Könige, daß er in unerlaubter Weise predige und das arianische Volk in seine Kirche locke. Darauf befahl ihm Hunerich, er solle nicht den Vandalen die katholische Lehre predigen. „Das Haus des Herrn, antwortete Eugenius, steht allen offen; wer es betreten will, kann nicht fern gehalten werden!“ Der König aber stellte Wächter mit dem eisenbeschlagenen Kolben, der Lieblingswaffe des Volkes, an den Kirchthüren auf, die schlugen jeden in vandalischer Kleidung, der hereintreten wollte, ohne Erbarmen zu Boden. Dann wurde verboten, mancher Könige und Fürsten des alten Testaments, die Volksbedrücker gewesen waren, in der Predigt zu erwähnen, wie Pharaos, Nabuchodonosors und Holofernes, weil es geschah, daß Hunerich und sein Regiment mit solchen Namen bezeichnet wurde.

Als das keinen Erfolg hatte, und er zugleich mißtrauischer gegen den Kaiser ward, schwoll der Strom seines wilden Zornes immer höher, bis er Damm und Ufer durchbrach und zum Meere ward, dessen brandende Wogen Alles zu verschlingen drohten. Im Jahre 483 befahl er, wiederum sollten nur Arianer im Palaste und Staate ein Amt haben, und da viele Römer um des Glaubens willen verzichteten, wurden sie nach den mittelländischen In-

fein verbannt. Endlich beschloß er sich aller auf einmal zu entledigen; Arianer sollten sie werden, oder Gut und Blut verlieren. Wie er einst gedroht hatte, ließ er ihrer 4976, Priester und Laien, Männer und Weiber, Greise und Kinder, Gesunde und Kranke zu den wilden mauriſchen Stämmen an einem Tage in die Wüſte hinausſtoßen. Durch Sonnengluth und heißen Wüſtenſand, durch Geröll und Felsgeſtein wurden ſie ſchonungsloſer als eine Viehheerde getrieben, an Stricken fortgezogen und Nachts in enge Höhlen zuſammengedrängt, wo ſie im ſcheußlichen Qualm des eigenen Schmutzes lagen. Wer weder auf dem Wege zerſchmettert noch im Nachtlager erſtickt war, wurde als Knecht den Mauren zur härteſten Arbeit und Mißhandlung übergeben. Dann erging ein Edikt, welches am Himmelfahrtstage von allen Kanzeln, und auch von Eugenius, verleſen werden mußte, die volksverführeriſchen Biſchöfe der Homouſianer — ſo wurden die Bekenner der Weſenseinheit hier genannt, — welche allein die wahre Lehre des Heils zu haben behaupteten, ſollten um dem Aergerniß ein Ende zu machen, am 1. Februar des folgenden Jahres in einem Religionsgeſpräch mit den arianiſchen Biſchöfen ſich zu Karthago ihres Glaubens verantworten.

Weil es nun allen klar ward, nicht Verſöhnung ſuche der König, ſondern Veranlaſſung gegen die römiſchen Gemeinden den tödtlichen Streich zu führen, ſo überreichte ihm Eugenius, nachdem er ſich mit den Seinen berathen, eine Schrift, worin er ein ſolches Geſpräch nicht als die Sache der Afrikaner allein, ſondern aller Bekenner der allgemeinen Kirche darſtellte, darum ſollten dazu auch die Biſchöfe aus dem Reiche und jenſeits des Meeres eingeladen werden. Er hoffte, dieſe würden freier und nachdrücklicher reden, als die heimiſchen. „Mache mir den geſammten Erdkreis unterthänig, erwiederte Hunerich ſpottend, und ich thue, was du verlangſt!“ Denn er fürchtete auch ohne die jenſeitigen Biſchöfe die Ueberzahl der Katholiſchen. So rüſteten ſich dieſe zum ungleichen Kampfe. Eugenius aber ſchied voll ſchwerer Ahnungen von ſeiner Gemeinde, und hinterließ ihr ein Troſtſchreiben, worin er ſie ermahnte, nicht die zu fürchten, welche den Körper tödten können, ſondern den, welcher Macht hat, Leib und Seele zu verderben. Alſo kamen zum 1. Februar 484 die Biſchöfe aller Provinzen, im Ganzen 475 in Karthago zuſammen.

Um ſie ſogleich in Schrecken zu ſetzen, ließ der König den Biſchof von Nepta, der ihm vor anderen zuwider war, gefangen nehmen und verbrennen. Als die Verhandlung begann,

wählten sie, um weitere Gewaltthaten und den Vorwurf abzuschneiden, die Gegner durch ihre Mehrzahl erdrückt zu haben, zehn Sprecher, die ihre Sache ordnungsmäßig führen sollten, darunter Eugenius. Den Vorsitz hatte der arianische Patriarch Cyrola, der von Leibwächtern umgeben auf einem Throne saß; doch dagegen erhoben jene Einspruch, weil er in eigener Sache nicht Richter sein könne, auch gebühre ihm der Titel eines Patriarchen nicht. Mit lautem Beifall fielen die anwesenden katholischen Laien ein, und da die Beamten des Königs sie mit schwerer Leibesstrafe bedrohten, rief Eugenius aus: „Gott siehe die Gewalt, welche wir dulden, und sei eingedenk der Trübsal und Verfolgung die wir erleiden!“ Er hatte eine Bekenntnißschrift abgefaßt, worin er die Wesenseinheit des Vaters und des Sohnes darlegte, diese ward nun verlesen, und schloß mit der Betheuerung darauf allein ihren Glauben und zu setzen Hoffnung bis ans Ende. Doch hatte es keinen Erfolg, vielmehr berichteten die Arianer dem Könige, die Römer hätten das Gespräch durch böswilligen Lärm vereitelt.

Das war das Zeichen der allgemeinen Verfolgung. Am 25. Februar erließ Hunerich ein neues Strafedikt; zur Züchtigung der Katholischen sollten alle Kirchen so lange geschlossen werden, bis sie zur Verhandlung bereit sein würden. Zugleich aber zeigte sich, wie sehr die Kaiser den eigenen Glaubensgenossen Schaden gethan hatten, als sie die Arianer verfolgten. Denn Hunerich schrieb in seinem Erlaß: „Es ist die Aufgabe königlicher Gerechtigkeit, böse Anschläge auf die Häupter der Urheber zurück zu wenden;“ und befahl die Katholiken genau nach den Bestimmungen der kaiserlichen Gesetze gegen die Arianer zu behandeln. Keine Versammlung irgend einer Art sollten sie halten, ihre Kirchen und deren Vermögen wird eingezogen, ihre Priester dürfen nicht taufen noch irgend eine Amtshandlung vornehmen, sie werden ausgeschlossen von den Städten, verlieren alle Aemter, sollen nicht schenken noch erben, nach ihrem Stande werden sie mit schweren Geldbußen belegt, wer sie herbergt, unterliegt denselben ebenfalls, Rückfällige werden mit Leibesstrafe und Verbannung bedroht. Das alles hatten die Kaiser den Arianern gethan; um ihrer Sünden willen wurden nun in furchtbarer Vergeltung die Schuldlosen heimgesucht.

An einem Tage wurden alle Kirchen im ganzen Reiche geschlossen, die zu Karthago versammelten Bischöfe vor die Thore der Stadt getrieben, und wer sie aufnähme, sollte des Todes sein.

Der König selbst kam mit kriegerischem Gefolge, um zu sehen, wie die Befehle vollzogen würden. Laut jammernd riefen die Bischöfe sein Mitleid an, doch er gebot seinen Begleitern sie nieder zu reiten, und viele Alte und Schwache erlagen unter den Hufen der wilden Pferde. Darauf ließ er den anderen Gnade ankündigen, wenn sie seinen Sohn Hilderich gegen Geiserichs Gesetz durch einen Eid als König im Voraus anerkennen und keinen Brief über's Meer in das römische Reich senden würden. Das that er nur um sie desto sicherer zu verderben. Einige schwuren, um sich und ihre Gemeinden zu retten, die andern weigerten den Eid, weil geschrieben stehe: „Du sollst nicht schwören!" Darauf wurden jene, weil sie das biblische Gebot übertreten zur Ackerbestellung in ferne Gegenden geschickt, diese aber als Feinde des Königs härter bestraft und nach Corsika geführt, um als Knechte für die Schiffe Bauholz zu fällen und zu flößen. So wurden alle Bischöfe, die noch am Leben waren, weit über Land und Meer verstreut. Eugenius wurde dem heftigsten Feinde der Katholiken, dem Bischof Antonius, der fern am Rande der Wüste in der Provinz Tripolis hauste, zur Bewachung übergeben. Da lag der Greis unter Hohn und Mißhandlung seines Drängers Tage und Nächte auf dem Boden, und netzte ihn mit heißen Thränen, bis er schwer erkrankte. Jener, in der Hoffnung, ihn sterben zu sehen, entzog ihm jegliche Hülfe; aber des Feindes Bosheit ward zu Schanden, Eugenius genas dennoch.

Viel schlimmer erging es den meisten anderen. Die Schergen und Henkersknechte verbreiteten sich über das Land, die Priester an der Spitze, um die Katholischen mit Gewalt zu bekehren. Mitten in der Nacht brachen sie ein, und da sie in den Wahn verfallen waren, die erste Taufe sei ungültig, eine neue arianische müsse vollzogen werden, so begannen sie die Menschen zwangsweise zu taufen, in Fesseln und Banden, im Schlafe, und trieben dadurch die Seelen vieler zur Verzweifelung. Dieser blinden Wuth war es gleichgültig, ob Jemand sich dem Edikte gefügt hatte oder nicht, es gab kein Erbarmen, alle Foltern und Qualen, die der Mensch dem Menschen anthun kann, mit Feuer und Wasser, mit Strick und Eisen, wurden mit teuflischer Erfindungskraft ausgeführt, und Dinge geschahen, die aller göttlichen Ordnung und dem menschlichen Gefühl Hohn sprachen, welche die Erzählung zu wiederholen schaudert. Da erscholl lauter Wehruf durch das Land, Gottes Gnade schien von ihm genommen, und das ganze Geschlecht dem Tode verfallen.

Endlich durchbrach ein Gnadenstrahl den schwarzen Zornes-himmel; im December 484 starb der Tyrann, der in seiner acht-jährigen Regierung gezeigt, wie Wahn und Leidenschaft den Men-schen, der nach Gottes Ebenbild geschaffen ist, zum blutgierigen Raubthier machen können. Von allem was Hunerich gewollt, hatte er nichts erreicht, weder die katholischen Römer bekehrt, noch folgte ihm sein Sohn, sondern sein ebenfalls unterdrückter Neffe Gunthamund. Schon darum war dieser milder gegen die Römer, er erkannte, wie thöricht es sei durch Verzweifelung ihren Ab-fall und dann den Angriff des Kaisers herbeizuführen. Den Eugenius rief er aus der Verbannung zurück, und allmählig gab er der Gemeinde von Karthago wieder, was ihr genommen wor-den. Da er auf den Rath des Eugenius hörte und überhaupt billigern Sinnes war, erleichterte er das Loos der Römer, und endlich im Jahre 494 durften ihre Bischöfe heimkehren und alle Kirchen wurden dem Gottesdienste geöffnet.

Allein schon 496 starb der mildere Herrscher und mit seinem Bruder Thrasamund begannen Prüfungen anderer Art. Da auch er einsah, es sei unmöglich, den Glauben des Menschen durch Verfolgung und Zwang zu vernichten, dachte er es mit Schmeiche-lei und Hoffnung zu versuchen. Wer sich als Arianer bekannte, wurde mit Aemtern, Ehren und reichem Einkommen belohnt, Verbrechern unter dieser Bedingung die Strafe erlassen, der König selbst, weil er klug und belesen war, ließ sich mit den Bischöfen in gelehrten Streit ein, und suchte sie zu verwirren und zu beschämen. Vor allen war ihm Eugenius ein Dorn im Auge, und da dieser den Versuchungen widerstand, und ihm als Schützer seines Volkes überall entgegen trat, beschloß er ihn zum blu-tigen Warnungszeichen zu machen, und verurtheilte ihn zum Tode. Da nun jener zum Märtyrerthum bereit war, und auf der Richtstätte der Henker bereits das Schwert über seinem Haupte gezückt hatte, besann sich Thrasamund eines anderen und ließ ihn befragen, ob er fest entschlossen sei, für seinen Glauben zu sterben. Eugenius antwortete: „Für die Gerechtigkeit zu sterben, ist ewiges Leben!“ Da befahl der König: „Er soll nicht sterben, damit die Seinen ihn nicht als Märtyrer verehren!“ So wollte er auch ihn zu Schanden machen, und schickte ihn 497 in die Verbannung nach Albi im südlichen Gallien, das unter den arianischen West-gothen stand, weil er hoffte, dort werde er in neuem Ungemach untergehen. Aber Gott machte gut, was er übel ersonnen hatte; denn hier war die gothische Herrschaft milder, und Eugenius

in der Mitte seiner Glaubensgenossen. Nach harten Kämpfen und Prüfungen bis auf's Blut lebte er darauf in heiliger Ruhe noch acht Jahr, und nach allen Stürmen war ihm ein friedliches Ende beschieden. Wohl durfte auch er sagen: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft und Glauben gehalten." Oft besuchte er die Grabstätte eines alten Märtyrers Amarandus, und als er sich einst dort nach seiner Gewohnheit niedergelassen und die Hände erhoben hatte, hauchte er seine Seele im stillen Gebete aus. Das geschah am 13. Juli 505.

Im Reiche der Vandalen aber tobte der wilde Kampf fort, bis nach fast dreißig Jahren der Kaiser Justinian seinen Feldherrn Belisar sandte, der die Städte einnahm, das Volk zerstreute und den letzten König gefangen nach Constantinopel führte. Wieder anderthalb Jahrhundert später eroberten die Anhänger Mohammeds die Nordküste Afrikas und schlugen alle Christen, und das Land, wo einst so viele und große Kirchen gewesen waren, ging um ihres Streites und ihrer Unduldsamkeit willen der Lehre des Heils verloren, bis auf den heutigen Tag.

R. Köpke in Berlin.

---

5. Wilfrid, Bischof von York.

24. April.

Die „Weiber," von welchen der Evangelist berichtet, daß sie dem Herrn „waren nachgefolgt aus Galiläa und hatten ihm gedient," sind vielen erlauchten Frauen des frühen Mittelalters in ihrer Thätigkeit für die Verbreitung des Christenthums Muster und Vorbilder geworden.

Unter den Angelsachsen insbesondere verschmähten es selbst Königinnen nicht, der Einführung der neuen Lehre die aufopferndste Unterstützung zuzuwenden. So hatte, noch ehe Gregors des Großen Glaubensboten Britannien betraten, die fränkische Königstochter Bertha ihren heidnischen Gemahl, den König Aethelberht von Kent, ihrem Glauben geneigt gemacht. Aethelburh, ihre Tochter, setzte die Bekehrung *ihres* heidnischen Gatten, des Königs Edwin von Deira in Nordhumberland, durch, nachdem es ihr gelungen war, seine Einwilligung zur Taufe ihres ersten im J. 626 gebornen Töchterleins Eanfled zu erhalten. Diese mußte, in früher Jugend, mit ihrer verwittweten Mutter an den Hof von Kent

zurückfliehen, wo sie in strengster römischer Rechtgläubigkeit erzogen ward. Im Jahre 643 reichte sie, als siebenzehnjährige Jungfrau, dem mächtigsten Könige in Nordhumberland, Oswiu von Bernicia, ihre Hand. Oswiu war durch schottische Glaubensboten zur Erkenntniß des Heils in Jesu Christo gekommen: es trafen also jetzt zwei verschiedene Glaubensrichtungen, die des römischen Südens und die des schottischen Nordens, in seinem Hause zusammen. Eanfled war ernstlich darauf bedacht, ihren Kindern das überkommene Gut römischer Gesinnung zu erhalten; an sie schloß sich Alles an, was in der großen Verwandtschaft des nordhumbrischen Königshauses und im ganzen Lande der katholisch-apostolischen Kirche angehörte oder sich ihr zuneigte.

Im Jahre 648 wurde Wilfrid, ein nordhumbrischer Knabe edler Abkunft, der schon früher die Aufmerksamkeit der Königin Eanfled auf sich gezogen hatte, in ihre Umgebung eingeführt. Wilfrid war 634 geboren. Von vortrefflichen Geistesanlagen, ungewöhnlicher Schönheit und einnehmendem Wesen, übertraf er seine Altersgenossen eben so sehr in den Spielen der ritterlichen Jugend, wie in der Aneignung von feiner Zucht und Sitte. Die Härte einer Stiefmutter machte den muntern Knaben ernster; kaum vierzehn Jahre alt, zog er, mit Einwilligung seines Vaters, der ihn und seine Diener mit Waffen, Rossen und Kleidern versah, an den Königshof. Eanfled nahm ihn liebreich auf, begünstigte sein Vorhaben, sich dem Mönchsleben zu widmen, und übergab ihn einem ihrer Kämmerer, Cudda mit Namen, der im Begriff war, sich in das Kloster Lindisfarné zurückzuziehen. Wilfrid ward Cuddas Diener und bald der Liebling seines Lehrers Aedan und der übrigen Mönche. In kurzem wußte er die Psalmen der Reihe nach aufzusagen und konnte die üblichen Liturgieen auswendig.

Im Jahre 651, als Finan, auch einer der schottischen Brüder von der Insel Hi, Aedan in der Leitung des Klosters folgte, erwachte in dem achtzehnjährigen Wilfrid das Bedürfniß nach höherer Ausbildung in den kirchlichen Disciplinen. Dem Herkommen zuwider, begab er sich zu diesem Zwecke nicht nach Irland, sondern wollte Rom sehen und die Kirche des heiligen Petrus näher kennen lernen. Eanfled billigte diesen auffallenden Entschluß und war zu seiner Ausführung behilflich: sie sandte Wilfrid im J. 652 zu ihrem Vetter Earconberht, dem Könige von Kent, der ihm zur Fortsetzung der Reise passende Gelegenheit verschaffen sollte, und empfahl ihn ihrem Freunde, dem Erzbischofe Honorius, unter dessen Leitung er einen bezeichnenden Schritt auf

der Bahn zum römischen Ritus vorwärts that: er prägte sich nämlich die Psalmen, die er, wie unter den Schotten gewöhnlich war, nach der Uebersetzung des h. Hieronymus auswendig gelernt hatte, jetzt nach der in der römischen Kirche geltenden Uebertragung aus der Septuaginta ein.

Nach einigen Monaten traf ein zweiter, für Rom begeisterter Nordhumbrier bei Earconberht ein, Biscop Baduking, ein junger Ritter, der den Hofstaat Oswius verlassen hatte, um „dem wahren Könige" zu dienen; in der Kirchengeschichte ist Baduking, unter dem Namen Benedict Biscop, hoch berühmt. Seiner Führung wurde Wilfrid übergeben.

Von der Munificenz des Königs reich ausgestattet, bestiegen die Reisegefährten ein Schiff und kamen, in kurzer Frist, nach Lyon zu dem fränkischen Erzbischofe Dalfin Annemund, einem mächtigen und reichen Herrn. Wilfrids glänzende Erscheinung, sein heitres Antlitz, „das auf einen hellen Geist schließen ließ," seine Lebhaftigkeit und Gewandtheit im Umgange fesselte den Kirchenfürsten so sehr, daß er dem angelsächsischen Jünglinge die Hand seiner Nichte und das Regiment über einen guten Theil Galliens versprach, falls er bei ihm bleiben wolle. Wilfrid widerstand dieser Versuchung und riß sich endlich von seinem väterlichen Freunde los, um dem in Unmuth voraus gereisten Genossen nachzueilen. Er mußte Dalfin versprechen, auf der Rückreise wieder bei ihm einzukehren.

Noch im Jahre 654 langte Wilfrid in Rom an. Mit offner Seele gab er sich den neuen Eindrücken hin. Der reiche Schmuck der Kirchen, der ergreifende Gesang bei den Gottesdiensten, die Kleiderpracht der hohen Geistlichen und ihres Gefolges, vor Allem die Gleichförmigkeit inmitten der Verschiedenheit, die feste Regel, die auf eine höhere Einheit der Gläubigen zurückwies: Alles ergriff seinen lebendigen Geist mit unwiderstehlicher Gewalt und beschäftigte seine jugendliche Phantasie. Mit Inbrunst verrichtete er seine Andacht in den berühmtesten Kirchen. Wenn er in der Kirche des h. Andreas auf den Knieen lag und zu dem Altare emporschaute, auf welchem die vier Evangelien standen, da bat er Gott um die Gabe lernen zu können, damit er einst im Stande sei zu lehren, auch unter den Heiden. Wenige Monate reichten hin, ihn, unter Anleitung des Archidiaconen Bonifacius, mit dem römischen Kirchenwesen vertraut zu machen. Als ihn Bonifacius dem Papste vorstellte und er sich zum Abschiede den apostolischen Segen erbat, war er bereits ein vollendeter Anhänger

des römischen Stuhls: geübt in der orthodoxen Berechnung des Ostercyclus, überzeugt von dem Apostolate des römischen Papstes, eingeschult in alle Formen des römischen Ritus. Er verließ Rom mit der Ueberzeugung, daß die römische Kirche die rechtgläubige und wahre sei, die Kirche seiner nordhumbrischen Heimat eine schismatische.

Auf der Rückreise lebte Wilfrid drei Jahre lang, also bis ins Jahr 658, bei Dalfin und bildete sich im Umgange mit gelehrten und frommen Männern zum höheren Kirchendienste weiter aus. Noch immer hoffte der Erzbischof ihn an Gallien zu fesseln; gern erfüllte er ihm den Wunsch, die römische Tonsur, „nach der Form der Dornenkrone, welche das Haupt Christi umgab, durch *seine* Hand zu erhalten;" die schottischen Priester ließen sich das Haupt scheren von Ohr zu Ohr, wie die Briten. Wahrscheinlich würde Wilfrid bei Dalfin, der ihn zu seinem Erben einsetzen wollte, geblieben sein, hätte nicht den harmlosen Greis, in einer von dem Hausmaier Ebroin über neun Bischöfe verhängten Verfolgung, der Märtyrertod überrascht: Wilfrid wich seinem Wohlthäter nicht von der Seite; er verlangte mit ihm zu sterben und entkleidete sich bereits, um den Todesstreich zu erhalten, als Dalfins Mörder erfuhren, der schöne Jüngling sei ein Angelsachse und ihn frei ließen, weil Balthild, die fränkische Königin, dem angelsächsischen Volke entstammt war. Sobald Wilfrid für ein ehrenvolles Begräbniß Dalfins gesorgt hatte, eilte er Britannien zu. Der Ruf seiner in Rom gewonnenen Gelehrsamkeit und seines Heldenmuthes, um des Glaubens willen, der ihn den Bekennern (confessores) der Kirche beigesellte, eilte ihm voraus.

Kaum hatte er, nach vierjähriger Abwesenheit, die Gestade Britanniens betreten, als ihn Alchfrid, der älteste Sohn und Mitregent Oswins, zu sich einlud. Er hatte durch Cenwealh, den König von Wessex und dessen Bischof Agilberht, einen gebornen Franken gehört, „daß Wilfrid, der mit seinen Gefährten so eben von dem apostolischen Stuhle angekommen sei, das wahre Pascha verkündige und die manigfache Disciplin der Kirche des h. Apostels Petrus erlernt habe." Alchfrid war König der Provinz Deira, ein politischer und kirchlicher Gegner seines Vaters: es freute ihn in Wilfrid einen Mann zu finden, durch welchen er den Einfluß der Schotten in Nordhumbrien brechen konnte; so schloß er denn enge Freundschaft mit dem ihm aus früheren Jahren bekannten römischen Kleriker. Er nahm ihn zu seinem Lehrer in kirchlichen Dingen an und theilte bald alle Ueberzeugungen desselben. Ein Gnadenact folgte dem andern: Alchfrid machte Wilfrid zu seinem

Kaplan, schenkte ihm 10 Hufen Land in Stámford (wahrscheinlich Stamford in Yorkshire) zur Errichtung eines Klosters; kurz darauf erhob er ihn zum Abte von Inhrypum (Ripon), das er den Schotten, die es besaßen, abnahm und zusammt den auf 30 Hufen geschätzten Ländereien an jenen vergabte; endlich ließ er ihn zu Anfang des Jahres 664 durch den Bischof Agilberht, der die nordhumbrischen Könige besuchte, zum Presbyter weihen: „er solle ihm künftig als Gefährte, als Priester und Lehrer beständig zur Seite sein.“ Noch wenige Schritte waren zu thun, um die Katholisirung Nordhumbriens zu sichern; Agilberht wurde mit ins Interesse gezogen und leistete den nöthigen Beistand. Auf die Bitte der beiden Könige lieh er einem Concile, das dieselben für den 26. März 664 nach Streaneshalch (später Whitby) berufen hatten, sein Ansehn, um die Frage über die richtige Zeit der Osterfeier, welche die angelsächsische Kirche in Aufregung erhielt und den Hausfrieden König Oswius nicht unbedeutend störte, zu einer für die römische Kirche günstigen Entscheidung zu bringen. Diese Frage hatte die morgenländische wie abendländische Kirche schon seit Jahrhunderten beschäftigt; sie schien an und für sich unbedeutend, war aber von dem Begriffe von der Einheit der Kirche unzertrennlich. Wurde die römische Berechnung des Ostercyclus auch in Nordhumbrien herrschend, wo bisher die der schottischen Kirche eigene Berechnungsweise galt, so war die Einigung des Südens der angelsächsischen Kirche mit dem Norden gewonnen, und es konnte nicht mehr vorkommen, daß der eine Theil der Gläubigen sich noch den Bußübungen der Fasten hingab, während der andere bereits die frohe Feier der Auferstehung des Herrn, mit dem der frühern Kirche eigenthümlichen Jubel, beging. Zugleich fiel die Schranke, welche das Königreich Nordhumbrien von den Kirchen des Festlandes trennte, und es erhielt zugleich durch den nähern Anschluß an dieselben eine größere politische Bedeutung. Diese Vortheile sollten auf dem Concil von Streaneshalch gewonnen werden; gelang es, die römische Ansicht zur Geltung zu bringen, so war hiermit auch der zweite Controverspunkt, über die Tonsur, erledigt und die Suprematie Roms ausgesprochen.

Der Ausgang des Concils von Streaneshalch ist bekannt. König Oswiu, seiner Gemahlin und seinem Sohne gegenüber offenbar der schwächere, trat durch eine halb scherzhafte Wendung, welche er dem Streite zwischen dem Abte Wilfrid von Ripon und dem Abt-Bischofe Colman von Lindisfarné gab, auf die von Wilfrid mit großer Beredsamkeit und Energie vertheidigte römische

Seite über. Colman hatte zu Gunsten der schottischen Ansicht unter Anderen auch Columba, den Gründer der schottischen Kirche, angeführt. Da rief Wilfrid aus: „Euer Columba mag ein heiliger Mann gewesen sein; dürft ihr ihn aber deshalb dem seligsten Apostelfürsten vorziehen, zu dem der Herr gesprochen hat: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen," und abermal: „Dir werde ich des Himmelreichs Schlüssel geben?"" Diese Worte griff Oswiu auf. Seine Frage: ob unser Herr dem h. Petrus wirklich die Schlüssel des Himmelreichs versprochen habe, beantworteten beide Theile natürlich bejahend; ebenso bestimmt mußte die weitere Frage: ob Columba einer ähnlichen Auszeichnung sich zu erfreuen habe, verneint werden. „So erkläre ich Euch denn, schloß der König, daß ich dem Himmelspförtner nicht widersprechen will; er möchte mir sonst nicht aufthun, wenn ich an das Himmelsthor poche." Hoch und Niedrig rief dem Könige Beifall zu; einer Erwägung und Würdigung der vorgetragenen Behauptungen war man somit überhoben. Colman mit seinem kleinen Anhange verließ das Concil, bald auch das Land, und die katholische Partei war fortan die gebietende. Ihre Herrschaft sollte nun durch die Erhebung Wilfrids zum Bischofe von Nordhumbrien für immer befestigt werden. Die Veranlassung hierzu trat ein, als, noch im Jahre 664, Tuda, der Nachfolger Colmans in Lindisfarné, an der Pest starb. In öffentlicher Versammlung erwählten Oswiu und seine Räthe (die witan) Wilfrid zum Bischofe, und Alchfrid ersuchte, mit Zustimmung seines Vaters, den nach Paris zurückgekehrten Bischof Agilberht, den Gewählten „für sich und die Seinigen," wie er sich ausdrückte, also für seine Provinz Deira, deren Bischofsitz York seit 31 Jahren erledigt war, zum Bischofe zu weihen. Die römische Consequenz gestattete nicht, daß Wilfrid sich in Britannien ordiniren ließ, weil es hier keine canonisch-geweihten Bischöfe gab; „er begehrte von katholischen Bischöfen, ohne den Widerspruch des apostolischen Stuhles hervorzurufen, den Bischofsgrad erhalten zu dürfen." So geschah es, daß Wilfrid im Jahre 665 zu Compendium (Compiègne) durch seinen Freund Agilberht, unter Assistenz von 11 andern katholischen Bischöfen, ordinirt wurde. Dem alten fränkischen Gebrauch gemäß hoben ihn die Bischöfe, nachdem die Weihe vollzogen war, auf einen goldenen Stuhl und trugen ihn eigenhändig durch die Oratorien.

Wilfrids Rückkehr verzögerte sich bis ins dritte Jahr, also wohl bis ins Jahr 666. Nach einer stürmischen Ueberfahrt, die

ihn und seine zahlreichen Begleiter an das Gestade von Sussex trieb, wo nur die tapferste Gegenwehr verhinderte, daß die heidnischen Küstenbewohner an den Verschlagenen das Strandrecht übten, erreichte Wilfrid den Hafen von Sandwich. Hier erfuhr er zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß inzwischen Oswiu den Stuhl von York mit Ceadda, einem früheren Schüler Aedans, besetzt habe. Was den König zu diesem unerwarteten Schritte bewog, steht nicht fest. War aber Alchfrid bereits gestorben, — er starb jedenfalls vor 670 — so erklärt es sich, daß sein Vater jetzt den Gegnern römischen Kirchenregiments aufs neue Gehör schenkte und in der selbstständigen Errichtung des Bisthums York seine Unabhängigkeit in Verwaltung der nordhumbrischen Kirche zeigen wollte.

Wilfrid war also genöthigt, sich in sein Kloster Ripon zurückzuziehen, von wo aus er die katholischen Kirchengebräuche unter den Angelsachsen mit so überraschendem Erfolge verbreitete, daß alle Schotten entweder den neuen Einrichtungen sich fügen oder in ihre Heimath zurückkehren mußten. Auch zur Ausübung bischöflicher Functionen fand er Gelegenheit: auf die Einladung des Königs Ecgberht von Kent, weihte er in dessen Lande Presbyter und Diaconen, weil das Erzbisthum einstweilen unbesetzt war. Aehnliche Aushilfe leistete er in Mercien, auf Bitten des Königs Wulfhere.

Im Mai 669 langte der neue Erzbischof von Kent aus Rom an. Auf Ersuchen der Könige Ecgberht und Oswiu, „ihnen einen orthodoxen Bischof zu senden," hatte Papst Vitalianus Theodor, einen aus Tarsus in Cilicien gebürtigen, durch hohe Bildung ausgezeichneten Mönch — er wird gewöhnlich philosophus zugenannt — nach Britannien abgeordnet, „als den Lehrer der Wahrheit und den Bischof, den sie sich vom römischen Pontifex erbeten hätten." Der Abt Adrian, ein gleichfalls classisch gebildeter Mann, mußte Theodor begleiten; denn der Papst traute diesem nicht recht, als einem willenskräftigen, zu großer Selbstständigkeit neigenden Griechen. In der That war Theodors Streben, wie die Folge zeigte, zwar darauf gerichtet, römische Einheit in die angelsächsische Kirche einzuführen, zugleich aber, aus ihr eine Nationalkirche zu schaffen, deren anerkanntes Haupt er selbst sei, als der einzige Erzbischof des Landes, die also der Jurisdiction des päpstlichen Stuhles nicht unterliege. Aus dieser Stellung Theodors ergiebt sich von selbst, daß mit seiner Ankunft in Kent ein Wendepunkt in Wilfrids Geschick eintreten mußte, während er

andrerseits in wichtigen kirchlichen Fragen nicht mit ihm gehen konnte.

Zunächst entfernte Theodor, der mit großer Energie auftrat, Ceadda aus dem Bisthume von York, weil er uncanonisch ordinirt sei, und setzte Wilfrid in dasselbe ein. Ceadda unterwarf sich demüthig, und da Oswiu bald darauf starb (im Febr. 670), so fand die Ausführung der von Theodor angeordneten Maßregel keinen Widerstand.

Jetzt erhielt Wilfrid Gelegenheit, eine umfangreiche Thätigkeit zu entfalten. Die reichen Einkünfte seiner großen Diöcese, die ganz Nordhumbrien und das Pictenland umschloß, verschafften ihm die Mittel, den Glanz der römischen Kirche auch in die nordhumbrische einzuführen. Vor Allem zog er die Kunst in den Dienst der Kirche. Die alte Kathedrale von York war dem Verfalle nahe: Wilfrid stellte sie prächtig her, deckte sie mit Blei und versah die mit dünner Leinwand oder hölzernen Gittern ausgefüllten Fenster, die nur ein mangelhaftes Licht eingelassen hatten, mit Glasscheiben. Zu Ripon erbaute er eine St. Peterskirche aus geglättetem Stein: Säulen von kunstreicher Arbeit trugen das Dach, und Bogengänge umgaben sie ringsum. In Erinnerung an die St. Andreaskirche in Rom, schenkte er dem neuen Gotteshause die vier Evangelien, mit goldenen Buchstaben auf purpurfarbene mit Malereien gezierte Pergamentblätter geschrieben; eine goldene mit Edelsteinen reich geschmückte Kapsel umschloß dieses Meisterwerk. Das Kirchweihfest verherrlichten der König Ecgfrid, Oswius Sohn und Nachfolger, und sein Bruder Aelfwin durch ihre Gegenwart. Wilfrid dankte ihnen vor allem Volke für die reichen Schenkungen, die sie der Kirche gemacht hatten. An die kirchliche Feier schloß sich eine dreitägige rauschende Festfreude. Wir erblicken hier Wilfrid in freundlichstem Einverständnisse mit seinem Könige: Staat und Kirche haben sich die Hand zu gesegnetem Bunde gereicht, freilich nur auf kurze Zeit. Die St. Andreaskirche zu Hagustaldesea (Hexham) war das dritte und letzte Prachtgebäude, das Wilfrid errichten ließ: nach einstimmigem Urtheile der Zeitgenossen hatte diese Kirche „nicht ihresgleichen diesseit der Alpen."

Auch auf die erhebende Feier des Gottesdienstes verwandte Wilfrid großen Fleiß. Er nahm sich hierbei die römische Kirche zum Muster; nicht blos das Innere der Kirchen stattete er mit allem Schmucke aus, der geeignet war, die Andacht zu beleben, sondern führte auch den römischen Altardienst und den kunstreichen,

bisher nur in Kent bekannten, gregorianischen Kirchengesang durch Aeddi Stephanus, einen Benedictinermönch aus Kent, in Nordhumbrien ein. Aeddi wurde Wilfrids unzertrennlicher Gefährte; wir verdanken ihm eine werthvolle Lebensbeschreibung seines hohen Freundes.

Je mehr Ecgfrids Waffenglück (bes. im J. 675) die Grenzen Nordhumbriens erweiterte, desto größer wurde Wilfrids Bisthum und seine Macht. Dem rastlos thätigen Bischofe gingen von allen Seiten die unzweideutigsten Beweise allgemeiner Verehrung zu. Seine große Mäßigkeit — auf seinem frugalen Tische erschien selten mehr als Ein Gericht, und nie leerte er seinen Becher ganz —, die Kasteiungen, denen er sich gewohnheitsmäßig bis zu den peinlichsten Quälereien hingab; noch mehr aber seine Leutseligkeit und Freundlichkeit, die seiner beredten Verkündigung des Evangeliums williges Gehör verschafften, gewannen ihm die Herzen der Gläubigen in bisher unerhörtem Maße. Aebte und Aebtissinnen, — viele schon bei ihren Lebzeiten — setzten ihn zum Erben ihrer Klöster ein; Söhne von Fürsten und Vornehmen des Landes wurden ihm übergeben, damit er sie, je nach ihren Anlagen, zum Dienste der Kirche oder zum Kriegsdienste heranbilden lasse. Sein wachsendes Glück erregte schon den Neid seiner Mitbischöfe, bald auch die Eifersucht weltlich gesinnter Großer. Daß er über Tausende von Mönchen gebot, daß seine Mahlzeiten in goldenen und silbernen Geschirren aufgetragen wurden, daß ihn eine durch Pracht der Kleidung und Waffenschmuck auffallende Schar von Clienten umgab und auf seinen Ausflügen regelmäßig begleitete, erregte allmählich den Verdacht, Wilfrid strebe danach, dem Stuhle von York seinen alten erzbischöflichen Glanz wieder zu gewinnen und von dem Könige unabhängig zu werden. Theodor aber war nicht gesonnen, seine oberste Kirchengewalt mit Wilfrid zu theilen; und Ecgfrids Langmuth ermüdete endlich, als er sich in einer sehr zarten Angelegenheit von seinem Freunde verlassen sah.

Ecgfrid war, als fünfzehnjähriger Jüngling (im Jahre 660) mit Aethelthryd, der jungen Wittwe eines Fürsten der Süd-Gyrvier, vermählt worden. Aethelthryd hatte mit ihrem ersten Gatten als Jungfrau gelebt und nun bereits eilf Jahre hindurch ihr jungfräuliches Leben an Ecgfrids Seite fortgesetzt. Ecgfrid war oft, besonders aber seit seiner Thronbesteigung, in Wilfrid gedrungen, er möge die Königin zur Aufgabe ihres frommen Vorsatzes bewegen. Wilfrid wollte oder konnte seine Bitte nicht

erfüllen, reichte vielmehr Aetheltryth (671) selbst den Schleier im Kloster zu Coludesburh (Coldingham). Von diesem Augenblicke an gehörte Wilfrid nicht mehr zu Ecgfrids Günstlingen, der mit Eormenburh, einer Schwägerin des Königs Centwine von Wessex, zu einer zweiten Ehe schritt. Eormenburh wußte Ecgfrids Eifersucht auf Wilfrids hohes Ansehn rege zu machen; die erwünschte Gelegenheit, den übermächtigen Bischof zu vernichten, ließ nicht lange auf sich warten.

Auf dem Concile, welches Theodor im Jahre 673 zu Herutford (Hertford) abhielt, Wilfrid aber nur durch Legaten beschickte, war an die alte Bestimmung, daß die Zahl der Bisthümer vermehrt werden solle, erinnert worden, ohne daß ein Beschluß gefaßt wurde. Sicher war die zu große Ausdehnung der bischöflichen Sprengel der Verbreitung und Befestigung des Christenthums nicht günstig. Theodor ging daher mit Vermehrung der Bisthümer sehr energisch vor; es war natürlich, daß einzelne Bischöfe sich die Theilung ihrer zu ausgedehnten Diöcesen mußten gefallen lassen. Auch von dem Bisthum York, von dessen Einkünften, wie die Sage ging, „bequem drei Bischöfe unterhalten werden konnten, und dessen Umfang wohl für vier Bisthümer ausreichte," war auf die Dauer eine Theilung nicht fern zu halten. Daß Wilfrid diese nicht gutwillig gestatten würde, war vorauszusehen. Deßhalb erlaubten sich Ecgfrid und Theodor, in seiner Abwesenheit, einen Gewaltact und bildeten (im J. 677) aus seinem Bisthume drei Bisthümer, ohne ihn zu fragen. Für York weihte Theodor den Bosa, einen Mönch aus dem Kloster Streaneshalch; für Hagustald (Hexham) oder Lindisfarné den Abt Eata von Lindisfarné; für Lindissi, die Provinz der Lindiswaren, Eadhaed, den Kaplan des verstorbnen Königs Alchfrid. Wilfrid ward gar nicht bedacht; seiner Würde, wie seines Eigenthums beraubt, sah er sich plötzlich abgesetzt, — ein so rascher Wechsel des Schicksals, wie ihn nur der unwürdigste Bischof verdient hätte.

Noch im J. 677 machte sich Wilfrid nach Rom auf, um seine Angelegenheit der Entscheidung des Papstes persönlich vorzulegen. Ein starker Westwind verschlug ihn nach Friesland, dessen heidnischen Bewohnern er, als erster angelsächsischer Glaubensbote auf deutschem Boden, während des Winters von 677 auf 678 das Evangelium verkündete: „alle Fürsten, mit wenigen Ausnahmen, und viele Tausende aus dem Volke wurden getauft." König Aldgils unterstützte den vornehmen Ankömmling, zusammt seinem Gefolge, in jeder Weise. Auf seiner Weiterreise lehnte

Wilfrid die Annahme des Bisthums Straßburg ab, welches König Dagobert II. von Austrasien ihm anbot. Im Longobardenreiche hatte er sich des Schutzes Bertharids zu erfreuen. Ueberall entging er den von England aus veranlaßten Nachstellungen und langte zu Rom an, als, wohl durch Coenwald, den Abgeordneten Theodors an den Papst, und dessen von der Aebtissin Hild mitgeschickten Begleitern veranlaßt, ein bereits im October 678 gehaltenes Concil „über den Zwiespalt zwischen dem Erzbischofe Theodor und den übrigen Bischöfen jener Provinz," Britanniens nämlich, sich vorläufig ausgesprochen und seine Beschlüsse durch den Archicantor und Abt Johannes, noch im Jahre 678, hinübergeschickt hatte. In Uebereinstimmung mit diesen Beschlüssen entschied das Concil, nach Wilfrids Ankunft (im Jahre 679), „Wilfrid solle das Bisthum, welches er bis vor kurzem gehabt, wieder übernehmen und sich, unter dem Beistande eines zu berufenden Conciles, Adjutoren wählen, die, nach Vertreibung jener Männer, die während seiner Abwesenheit, der Regel zuwider (enormiter), in sein Bisthum gesandt worden seien, der Erzbischof zu befördern und zu Bischöfen zu weihen habe." Das Concil verwarf also die Theilung an sich nicht, wollte aber auch Wilfrid, wenigstens in York, wieder eingesetzt wissen. Dieser wohnte noch dem großen römischen Concile zu Ostern 680 bei, das die Monotheleten verurtheilte, und erreichte im Herbste desselben Jahres seine Heimat, wo man auf seinen Empfang schon vorbereitet war.

Nur mit Mühe konnte er eine Audienz bei Ecgfrid erlangen, der ihn in öffentlicher Versammlung beschuldigte, das Schreiben des Papstes durch Bestechung erkauft oder verfälscht zu haben, und als er sich vertheidigte, mit Zustimmung der anwesenden Bischöfe und Großen, ihn seinem Gefolge entreißen und ins Gefängniß werfen ließ. Erst nach neun Monaten gelang es den Bitten Aebbe's, der Aebtissin von Coldingham, einer Vatersschwester Ecgfrids, ihn zu befreien und ihm so zur Flucht nach Mercien zu verhelfen, wohin ihn der Unterkönig Beorhtwald eingeladen hatte. Ein Befehl König Aethelreds von Mercien, der Ecgfrids Schwester Osthryd zur Gattin hatte, vertrieb ihn nach dem fernen Wessex, und als er auch von hier von König Centwine dem Gemahle Irmengilds (?), einer Schwester Eormenburhs, verbannt wurde, nahm er (etwa im August 681) seine Zuflucht zu König Aethelwald (Aedilwalch) von Sussex. Aethelwald und Eabä, seine Gemahlin, waren beide getauft; um so bereitwilliger nahmen sie den Geächteten auf und gestatteten ihm gern, daß er ihren heidnischen Un-

terthanen das Evangelium verkündigte. Der Umstand, daß eine dreijährige Hungersnoth gerade bei Wilfrids Ankunft ihr Ende erreichte, und seine Anweisung, wie sie mit Netzen auch im Meere Fische fangen und dadurch der entsetzlichen Plage, die Tausenden das Leben gekostet hatte, inskünftige vorbeugen könnten, machte die rohen Heiden zur Annahme des Christenthums willig. So wurde Wilfrid der Apostel des letzten angelsächsischen Gebietes, das sich bisher der Christianisirung entzogen hatte. Aethelwald bewies sich dankbar; er schenkte Wilfrid in Seolesea (Selsey) 87 Hufen Land und gab so die Veranlassung zur Errichtung eines Klosters, dem ersten Bischofssitze in Sussex. 250 Leibeigene, die Wilfrid mit den Ländereien geschenkt bekommen hatte, taufte er und schenkte ihnen dann die Freiheit.

Während seines fünfjährigen Aufenthaltes in Seolesea, gewann er, im Genusse eines wohlverdienten Ansehns, die Freundschaft Cädwalla's, eines jungen heidnischen Fürsten aus dem westsächsischen Königsstamme, der auf den Höhen von Ciltern und in der Wildniß des Andredeswaldes, zwischen Wessex und Sussex, als Verbannter umherirrte und bei ihm Theilnahme und Rath, bald auch Unterstützung zu seinen kühnen Unternehmungen fand. Cädwalla eroberte Sussex und Wessex, dessen Thron er bestieg, verwüstete die Insel Wight, rottete die noch heidnischen Bewohner derselben fast ganz aus, und schenkte Wilfrid den vierten Theil der Insel, 300 Hufen, angeblich als einen Gottestheil. So erntete Wilfrid in seiner Verbannung die Frucht gesegneter Arbeit und gelangte, seinen Feinden zum Trotz, aufs neue zu Macht und Reichthum. Endlich bahnte sich auch der Weg zu ehrenvoller Rückkehr nach Nordhumbrien an. Sie wurde durch Theodor vermittelt, der das an dem Gegner begangene Unrecht bereute und jetzt, da Ecgfrid in einer Schlacht bei Nichtanes mere gegen die Picten gefallen war und Eormenburh sich in das Kloster zu Lugubalia (Carlion) zurückgezogen hatte, keinen Anstand nahm, sich mit dem Verbannten zu London zu versöhnen. In Folge dieser Versöhnung empfahl Theodor Wilfrid an die Mitglieder von Ecgfrids Familie, besonders an dieses natürlichen Bruder und Nachfolger Aldfrid, einen gelehrten und frommen Mann, an Aelfled, die Aebtissin von Streaneshalch, dessen Schwester, und an Aethelred von Mercien, ihren Schwager. Den guten Erfolg seiner Empfehlungen erlebte Theodor nur zum Theil; als er, 88 Jahre alt, am 19. September 690 starb, nahm er die Beru-

higung mit ins Grab, zu Wilfrids Wiedereinsetzung alle nöthigen Schritte vorbereitet zu haben.

Bereits im Jahre 687 hatte ihn Aldfrid zur vorläufigen Uebernahme des erledigten Bisthums Lindisfarné berufen. Während seiner einjährigen Verwaltung desselben, führte er die Benedictinerregel im Kloster Lindisfarné ein. Hierauf folgte seine Einsetzung in das Bisthum Hagustald; endlich die Zurückgabe seines Lieblingsklosters Ripon, aus dessen Besitz Eadhäd, der frühere Bischof der Lindiswaren, weichen mußte. Daß Wilfrid auch „seinen eignen Bischofssitz in der Stadt York" wieder erhalten habe, wie Aeddi berichtet, ist sehr zweifelhaft; in diesem Falle hätte Bosa abtreten müssen. Jedenfalls hatte er den größten Theil seiner früheren Macht erlangt und behauptete sich in derselben, bis im Jahre 691 König Aldfrid, wahrscheinlich durch Eadhaed aufgereizt, mit dem Plane hervortrat, Ripon zu einem eigenen Bisthume zu erheben; die zur Dotation desselben erforderlichen Ländereien sollten dem Kloster Wilfrids abgenommen werden. Schon Theodor mochte diese Absicht gehegt haben, wenigstens wurde es Wilfrid, der sich nicht gutwillig seines Eigenthums wollte berauben lassen, zum Vorwurfe gemacht, daß er den Decreten des Erzbischofs den Gehorsam weigere. Vergebens erklärte er seine Unterwürfigkeit unter alle Verfügungen des Erzbischofs, die nicht während seines Zerwürfnisses mit ihm erfolgt seien: Aldfrid beharrte bei seinem Willen, und Wilfrid mußte zum zweitenmale Nordhumbrien verlassen.

Doch wandte er sich nicht sofort nach Rom. Zunächst nahm Aethelred von Mercien, sein wiedergewonnener königlicher Freund, ihn auf, bestellte ihn zum Bischofe von Mid-Anglia (Mercien) und wies ihm Leogeria (Leicester) zum Bischofssitze an. Er verwaltete dieses Bisthum bis zum Jahre 703. Da sich die Wahl von Theodors Nachfolger Beorhtwald verzog, so ordinirte Wilfrid, auf Aethelreds Bitten, im Jahre 691 den Mönch Oftfor zum Bischofe der Wiktier für Wigorna ceaster (Worcester), und das Jahr darauf Swidbert, den angelsächsischen Glaubensboten in Friesland, zum Landbischofe des Boructragaus, des bergischen Landes. Wilfrids bischöfliche Thätigkeit wurde immer ausgedehnter, und bald sah er sich wieder im Besitze von Ländereien, auf denen er seine vertriebenen Benedictinermönche sich ansiedeln ließ.

Inzwischen wünschte König Aldfrid im Jahre 703 das Verhältniß Wilfrids zu Nordhumberland auf einem Concile zu Eastrefeld (Nesterfield) zu ordnen. Erzbischof Beorhtwald stand auf

Seiten des Königs; man hoffte, der 69jährige in Arbeit und Leiden ergraute Kirchenfürst werde sich dem Ausspruche des Erzbischofs und des Concils unterwerfen, und verlangte, daß er dies, durch seine Namensunterschrift, im Voraus erkläre. Die Absicht, welche man dabei verfolgte, war keine andere, als ihn aufs neue zu demüthigen und seines Eigenthums zu berauben, sobald er sich unterworfen habe. Ein Ritter aus der Umgebung des Königs theilte ihm dies verstohlener Weise mit. Als nun Wilfrid erklärte, daß er sich der Entscheidung des Erzbischofs und des Concils unterwerfen wolle, „insoweit sie den canones und den früheren Entscheidungen der Päpste in seiner Sache nicht widersprächen, daß er aber dem Ansinnen sich zum Voraus selbst zu verurtheilen unter keiner Bedingung nachkommen werde," da entstand Tumult und Verwirrung. Seine Widerspenstigkeit verdiene die schwerste Ahndung, rief man; aus unverdienter Gnade jedoch solle ihm gestattet sein, sich ins Kloster Ripon zurückzuziehen, unter der Bedingung, daß er, ohne Erlaubniß des Königs, die Klostermauern nicht verlasse und der Ausübung aller bischöflichen, ja der priesterlichen Funktionen sich enthalte. Dieser vernichtende Entscheid reizte den schwer Gekränkten zu heftigem, aber gerechtem Widerspruche, in welchem er auf seine Verdienste um die Kirche hinwies, der er nun seit vierzig Jahren als Bischof gedient habe. „Wer mich meiner Würde entsetzen will, der komme mit mir nach Rom; der apostolische Stuhl soll über das Verbrechen entscheiden, das ihr mir vorwerft; ich appellire an den Papst!"

Jetzt stieg die Verwirrung aufs höchste. Entrüstet sprang König Aldfrid auf: er wollte den Widerspenstigen durch Gewalt zur Unterwerfung zwingen lassen; allein die Bischöfe fanden es bedenklich, das zugesagte freie Geleit zu brechen, und so entkam Wilfrid glücklich nach Mercien. Aethelred war von den Vorgängen in Eastrefeld tief ergriffen: er versprach Wilfrid seine Mönche während seiner Abwesenheit zu schützen und ihm empfehlende Briefe nach Rom voraus zu senden.

Wilfrid nahm seinen Weg über Friesland, wo er seinen alten Schüler, den Bischof Wilbrord besuchte, und erreichte Rom noch im December 703. Beorhtwalds Boten waren bereits angekommen und hatten seine Anklageschrift übergeben. Der Hauptpunct derselben: „Wilfrid habe die Entscheidungen Beorhtwalds, des Erzbischofs von Kent und von ganz Britannien, auf öffentlicher Synode trotzig verachtet," wurde sofort zu Gunsten des Angeklagten erledigt. Eine in 70 besonderen

Sitzungen, während vier Monaten, geführte Prüfung der übrigen Anklagen endigte mit der völligen Freisprechung Wilfrids von jeder Schuld. Gern willigte der Papst ein, den König Aethelred um die Sicherstellung von Wilfrids Klöstern in Mercien zu ersuchen und König Aldfrid aufzufordern, er solle dem unschuldig Vertriebenen wieder erstatten, was er ihm genommen habe, und, falls seiner Wiedereinsetzung in York Schwierigkeiten entgegenständen, ihm mindestens die von ihm gegründeten Klöster Ripum und Hagustaldesea zurückgeben.

Wilfrids Erfahrungen sprachen nicht dafür, daß die Briefe des Papstes, deren Ueberbringer er sein sollte, viel ausrichten würden. Er wünschte daher, sein Leben in Rom zu beschließen, machte sich aber dennoch, weil der Papst es befahl, auf den Rückweg und erreichte, nachdem er in Mäldum (Méaux) eine lebensgefährliche Krankheit wunderbar überstanden hatte, noch im Jahre 704, die Heimat. Sein Freund Aethelred nahm das Schreiben des Papstes ehrfurchtsvoll auf. Da er vor kurzem Mönch geworden war, so vermochte er seinen Nachfolger und Neffen Coinred, der Mahnung des apostolischen Stuhles nachzukommen. Auch der Erzbischof schloß mit Wilfrid Friede; nur Aldfrid, Anfangs scheinbar günstig gestimmt, blieb unbeugsam: „um des ersten besten Briefes eines Papstes willen werde er nicht aufheben, was seine Vorgänger im Regimente und er selbst mit seinen Witan beschlossen habe; mit einem Manne, der auf zwei anglischen Concilen verurtheilt sei, könne er nicht aufs neue in Verbindung treten." Der näheren Forderung des Papstes, durch den Erzbischof und Wilfrid ein Concil berufen zu lassen, die gegnerischen Bischöfe Bosa und Johannes zu vernehmen und, falls keine Einigung erzielt werde, die Parteien an den apostolischen Stuhl zu verweisen, schenkte er nicht die mindeste Beachtung. Neue Verwirrungen drohten, als Aldfrid im Jahre 705 starb und, sobald Eadulf, ein Usurpator, den nordhumbrischen Thron, nach zwei Monaten, dem achtjährigen Sohne Aldfrids Osred abgetreten hatte, Erzbischof Beorhtwald mit Berctfrid, dem Vormunde des unmündigen Königs, ein Concil an den Fluß Nidd berief. Der Widerstand der Bischöfe wurde durch Berctfrids entschiedenes Auftreten und dadurch gebrochen, daß Aldfrids Schwester Aelfled, Aebtissin von Streaneshalch, sich erhob und bezeugte, der Verstorbene sei kurz vor seinem Tode zur Versöhnung mit Wilfrid bereit gewesen und habe seinem Erben aufgetragen, dem Befehle des Papstes Folge zu leisten. So wurde denn beschlossen, Wilfrid solle seine zwei Lieblingsklöster

wieder erhalten, ein Beschluß, dessen Ausführung wesentlich dadurch erleichtert wurde, daß Bosa kurze Zeit nach dem Concil starb und nun Johannes, Bischof von Hagustald, den Stuhl von York erhielt.

Seine letzten Jahre verlebte Wilfrid in Ruhe und Frieden. Im Jahre 707 warf ihn dieselbe Krankheit, der er in Mäldum beinahe erlegen war, aufs neue nieder, er genas jedoch und benutzte die unverhoffte Verlängerung seines Lebens, seine irdischen Angelegenheiten zu ordnen. In Ripum theilte er seine fahrende Habe in vier Theile: den besten bestimmte er für zwei Kirchen in Rom, den zweiten für die Armen, den dritten für die Aebte seiner Klöster, den vierten für diejenigen seiner Leidensgefährten, die noch in Mangel lebten. Aus Nordhumbrien begab er sich nach Mercien, um in seinen dortigen Klöstern ähnliche Verfügungen zu treffen. Im Kloster zu Undalum (Oundle) ereilte ihn der Tod im Jahre 709, an einem Donnerstage, wahrscheinlich nicht vor dem Monate Juni; seine Leiche wurde im Kloster Ripon, zu dessen Abte er einen Verwandten, Tatberht, erhoben hatte, feierlich beigesetzt. Acca, sein treuer Begleiter, wurde Abt von Hagustaldesea. Zur Zeit Odo's, Erzbischofs von Kent († 958), wurde Wilfrids Leib nach der Kathedrale zu Canterbury übergeführt; diese seine translatio feiert die Kirche am 24. April. Im elften Jahrhundert ließ Erzbischof Lanfranc seine Ueberreste aus dem Schreine, in welchem sie sich befanden, an der nördlichen Seite des Hauptaltars in einer Gruft niederlegen; die Kirche beging Wilfrids depositio am 12. October und zählte ihn wegen der angeblich von ihm verrichteten Wunder bald den Heiligen bei.

Wilfrids hohe Bedeutung für die angelsächsische Kirche, deren größten Männern er mit Recht beigezählt wird, geht selbst aus der obigen vielleicht zu sehr zusammengedrängten Lebensbeschreibung sattsam hervor.

Bouterwek in Elberfeld.

---

6. Sebaldus.

19. August.

Zu Nürnberg, in der schönen, an Künsten, an Ehren reichen alten deutschen Stadt steht eine Kirche, darin ein Denkmal hochberühmt. Das ist dem Andenken eines frommen Mannes geweiht

aus alten Tagen, da das Licht des Evangeliums noch nicht helle schien unsern Landen. Aber wie St. Sebalds-Kirche ihre hohen Thore später dem lautern Evangelium geöffnet hat, so ist das Denkmal des Heiligen in ihr auch bis auf diesen Tag nicht blos als ein Denkmal schönster alter deutscher Kunst gepriesen, sondern als ein rechtes Denkmal der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der — Schlußstein ist, zu bewundern, an dem der evangelische Christ insonderheit des apostolischen Wortes froh werden mag: „Alles ist Euer." Darum müsse St. Sebalds Bild und Grab auch unter den Lebensbildern des evangelischen Kalenders glänzen.

Man weiß nicht, wo und wann Sebaldus geboren ist. Aus fernem Lande sei er entstammt, etwa zu Kaiser Karls des Großen Zeiten, aus dacischem oder dänischem Königshause, so dichtet die Sage, welche nicht weiß, daß zu jenen Zeiten weder in Dacia noch in Dania (Dänemark) das Christenthum herrschte. Nur, es war ein frommer König, und eine fromme Königin, die ersehnten und erflehten sich lange einen Leibeserben. Endlich erhörte sie der Herr und schenkte ihnen ein Söhnlein. Das ward in der heiligen Taufe Sebald genannt und von seinen Aeltern zur Ehre Gottes erzogen. Es nahm auch trefflich zu an Alter und Weisheit. Funfzehn Jahre alt zog der Königssohn nach Paris, wohin schon damals die lernbegierige Jugend zusammenströmte, um den Preis der Künste und der Wissenschaften zu erringen. In kurzer Zeit galt Sebaldus dort nicht mehr als Schüler, sondern als Meister. Als er dann ruhmgekrönt nach Hause kehrte, sahen sich seine Aeltern nach einer würdigen Genossin für ihn um und ließen durch eine stattliche Gesandtschaft um eine Tochter aus erlauchtem fränkischen Geschlechte für ihn werben. Die Hochzeit wurde glänzend gefeiert. Aber in der Brautnacht überredete der fromme Jüngling seine Neuvermählte zum Gelübde ewiger Jungfräulichkeit und sagte sich selber los von allem irdischen Eigenthum. In dichtem Wald suchte er eine Stätte, wo er als Einsiedler in Fasten und Beten Tag und Nacht verblieb.

Nach drei Jahren trieb ihn der Geist wieder in die Welt zurück, aber nur um ihm zum ewigen Heile behülflich zu sein. Er sollte das werden, was sein Name besagt: einer der des Säens waltet — und zwar ein Säemann lebendigen Samens auf Gottes Ackerfeld. Zuvor aber wollte er gen Rom, zu den heiligen Stätten der Apostel wallen, und vom irdischen Oberhaupte der katholischen Kirche Auftrag und Segen zur Verkündi-

gung des Evangeliums empfangen. Auf dem Rückweg fand er zwei Gefährten in den frommen Pilgern Wilibald und Wunnibald. Denen wurde er ein Vater und Versorger und mit ihnen theilte er das Brod, das ihm auf sein Gebet einst in wüster Einöde ein Engel vom Himmel brachte, also daß sie ihn als ihren Elias lobten und liebten.

Zuerst predigte er das Evangelium den Armen in Wälschland, und hatte sein Wesen in einem Gehölze bei Vicenza, welches eine nicht geringe Stadt der Lombardei ist. Dorthin strömte von Mailand und von Padua und sonst Mann und Weib, den Gottesmann zu hören, der Niemand — auch leiblich — unerquickt von dannen gehen ließ. Dann zog er über die Alpen ins Baierland gen Regensburg. Als dort nicht Brücke und nicht Fährmann über den Fluß führte, breitete er seinen Mantel auf das Wasser und fuhr, so lautet die fromme Dichtung, stehenden Fußes hinüber, getragen von Gott durch das Gebet des Glaubens.

Dann lenkte er seinen Pilgerstab Nürnberg zu, allwo noch viel dicke Finsterniß des Heidenthums herrschte. Im alten Reichswalde siedelte er sich draußen an; in die Stadt kam er fleißig, seines heiligen Berufes zu warten. Da ging er umher und that wohl mit Wort und Werk eine lange Zeit. Und Gott war mit ihm und bekräftigte sein Wort mit vielen Zeichen zu Lehre und Strafe, Trost und Heil des armen Volkes. Das ehrte und liebte ihn auch hoch und theuer als seinen Helfer und Tröster und erzählte sich Wunder von dem gottseligen Mann, der da segnete die ihm fluchten, wohlthat denen, die ihn beleidigten und Alles zum Besten kehrte auch bei denen, die da gedachten Böses zu thun. War er ein Mann nach dem Herzen Gottes, mitleidig, sanftmüthig, demüthig, freundlich und gütig gegen Jedermann, was Wunder, wenn er auch der Mann des Volkes war! Das dachte und dichtete sich ihn schon zu seinen Lebzeiten zu einem Heiligen nach seinem Herzen in aller Gottseligkeit und Gutmüthigkeit, zu einem guten frommen Helfer in großer und kleiner Noth des Lebens, wie das kindliche Gemüth ihn gern wünscht und braucht. So wußte das Volk von Regensburg her ein gar liebes Werk von ihm zu rühmen. Ein geringer Mann daselbst lud ihn ins Haus und wollte ihm einen Trunk reichen in einem schönen Glase, das er dem Gast zu Ehren entliehen. Ungeschickterweise ließ er es fallen und es zerbrach zu großem Jammer. Aber Sebald, der Niemand ungetröstet lassen konnte, wandte schnell das Leid in Freud: er las die Stücke auf und setzte sie so schön zusammen,

daß kein Brüchlein sichtbar blieb! Im Nürnberger Reichswald waren einmal einem Bäuerlein zwei Ochsen entlaufen und jammernd suchte er sie den ganzen Tag. Abends begegnet ihm der Einsiedler und tröstet ihn: suche nur, du wirst gewißlich finden. „Aber es wird Nacht," entgegnet mit weinender Stimme der Arme und „wie soll ich den Weg finden!" Da begab sich der fromme Sebald in's Gebet und als er geendet, rief er dem Manne zu: falt' deine Hände und heb sie empor! Plötzlich gaben die Finger einen hellen Schein von sich, daß es im dunkeln Walde vor ihm her Licht ward wie am Mittag. Sebald aber sprach: Lobe Gott deinen Heiland und hole, was du verloren. Er that's und bald trieb er vergnügt seine Ochsen heim. Freilich eine gar sehr kindliche Dichtung, aber liegt in ihr nicht die köstliche Wahrheit, daß der seine Hände erhebende Beter erfahren darf: der Herr ist mein Licht und mein Heil, wovor sollte mir grauen?

Nach einem langen thätigen Leben entschlief der fromme Einsiedler am 19. August, weiß nicht, welches Jahres, auf den Tag, wie er vorausgesagt. Sein Sarg wurde aus der Waldhütte durch ein paar wilde Ochsen zur Stadt gefahren. Auf einmal blieben sie stehen und keine Gewalt brachte sie weiter. Also war nach des Volkes Meinung vom seligen Sebald selbst der Ort seiner Ruhe bezeichnet. Bei seiner feierlichen Beisetzung fiel eine Kerze vom Leuchter, eine fromme Frau, die zum Zeichen ihrer Buße sich einen Eisenring um den Arm hatte schmieden lassen, steckte die Kerze wieder auf und alsbald sprang der Ring klirrend ab: das habe ihre fromme That am Sarge des Heiligen zu Lohn und Lob verdient! Als aber ein gottloser Mann in den Bart des h. Sebald griff und demselben fluchte, der so viele verführt habe, da hob der Todte die Hand und schlug dem Frevler ein Auge aus. Doch dieser that Buße, flehte Tag und Nacht um Gnade, und auf einmal bekam er sein Auge wieder. Denn wie im Leben, so dachte sich das Volk seinen Sebald noch im Tode als den Freund dessen, der gekommen ist, nicht zu verderben, sondern zu erretten. — —

Einem so im Leben und Sterben bewährten Gottesmann mußte ja das fromme Volk wiederum Alles thun, was es vermochte. Erstlich machte Nürnberg ihn zu seinem Schutzherrn. Schon im Jahre 1072 war Sebaldus der von dort aus weit und breit Verehrte. Hundert Jahre später baute die Stadt Nürnberg dem heiligen Petrus eine Kirche, in der selber die Gebeine ihres seligen Sebald ruhen. Bald war die Kirche nicht mehr

groß und schön genug. Als man zählte 1300 Jahr nach Christi Geburt erhob sich der südliche Thurm und 45 Jahre später der nördliche und zugleich das hohe Schiff der schönen nun förmlich dem „seligen" Sebaldus geweihten Kirche. Im Jahre 1377 war sie fertig und nun wurde ein kostbarer, mit Gold- und Silberblech überzogener Sarg bestellt, in welchem 1397 die Stadt ihren Liebling glanzvoll in der Mitte des Chores beisetzte. Der Sarg gleicht einer gothischen Kirche mit hohem Dache, doch ohne Thurm. Sollte solcher Zierde und Krone das Heiligthum des Mannes entbehren, dessen Ruhm sich von Jahr zu Jahr höher und höher zu dem eines „Himmelsfürsten" selbst erhob, also, daß im Jahre 1424 der Pabst in Rom denselben förmlich „heilig" sprechen mußte? Nein, Gott erweckte nicht umsonst der künstereichen Stadt einen Mann, sonderlich begabt vor allen. Peter Vischer hatte kaum ausgelernt in der Kunst des Erzgusses, da ließ es ihn keine Ruhe, bis er dem Volksheiligen seiner Vaterstadt die höchste Ehre gegeben. Noch ehe er Meister wurde, entwarf er 1488 ein Prachtgehäuse, das über dem Sebaldussarge in drei hohe gothische Thürme emporschießen sollte, prächtig und reich ohne Gleichen. Aber noch 20 Jahre sollten vergehen, bis die Hand ans Werk gelegt werden konnte. Der junge Meister hatte sich indessen in der Welt, zumal in der Kunstwelt Italiens umgesehen und dort erst vollends gelernt, was schön ist und wohllautet. Auch waren ihm fünf kunstreiche Söhne herangewachsen, mit denen ging er 1508 an das Werk. Der Kirchenmeister Schreyer setzte dazu alle Herzen und Hände, die da Gott und seinem Heiligen zu geben vermochten, in Bewegung. So wurde an dem kunstvollen Erzwerke 11 Jahre lang gearbeitet, bis der Meister am Fuße des Denkmals die letzte Inschrift eingraben konnte: „Petter Vischer purger zu Nurmberg machet das Werck mit seinen sunnen und ward volbracht im jar 1519 und ist allein Got dem Allmechtigen zu lob und Sanct Sebalt dem Himelfürsten zu Eren mit hilf frumer Leut von dem allmusen bezalt." Es kostete 2402 Gulden 6 Heller 21 Pfennige — das ist bei 26,400 Gulden, eine für jene Zeit sehr große Summe, aber zu Ehren des lieben Heiligen den kunstliebenden Nürnbergern nicht zu hoch gewesen. Das Werk, woran der Meister mit fünf Söhnen seine besten Jahre und Kräfte gewendet, ist das allerschönste Denkmal, welches Nürnberg aus der Zeit seiner Kunstblüthe besitzt. Deutsche Einfalt und Gediegenheit verbindet sich darin mit italischer Reinheit und

Schönheit der Form. Wir thun wohl daran, es im Einzelnen zu beschauen.

Zuerst stellte der Meister den Sarg auf einen kunstvollen ehernen Untersatz. Vor dessen zwei schmalen Seiten steht westlich aus Erz gegossen der Heilige im langen Barte und kurzen Eremitenmantel, die rechte Hand auf den Wanderstab gestützt und in der Linken das Modell seiner Kirche haltend, östlich der Meister P. Vischer selbst, eine kurze derbe Gestalt von tüchtigem, ehrenfestem Aussehen, am Gürtel des ledernen Schurzfells hängt die lederne Tasche, auf dem bärtigen Kopfe sitzt die runde Lederkappe, womit er in der „Gießhütten" angethan war, in den Händen hält er Hammer und Ciselirmeißel. An den zwei langen Seiten des Untergestells sind in flach erhabener ausnehmend schöner Arbeit vier Darstellungen aus der Legende des Heiligen. Wie der gutherzige Mann einmal seine zwei Mitpilger mit einem Trunk Weines erquicken will, hat sein Diener Dionys das Reisefäßchen die Nacht zuvor heimlich ausgetrunken und ist nun in größter Noth; der fromme Sebald aber hebt gütig die Hände auf zum Gebet, die Gäste thun desgleichen, der arme Schlucker, das leere Fäßchen im Schoße haltend, hebt bösen Gewissens auch seine rechte Hand zagend mit auf — und siehe, unversehens wird das Fäßchen wieder voll und aller Noth ist geholfen. — Einmal steht während der Predigt ein Ungläubiger auf und ruft: Alles das ist erlogen. Sebald bittet Gott um ein Zeichen und der Bösewicht sinkt in die Erde bis an den Hals. Als der aber im Versinken um Gnade schreit, bittet der gutherzige Einsiedler für den Sünder und alsbald wird der Unglückliche wieder emporgehoben. — Zu Nürnberg kehrte Sebald bei einem armen Wagner ein. Es war Winter und der Mann machte keine Anstalt, die Stube zu erwärmen. Sebald bat die Hauswirthin um Licht und Feuer, aber der zähe Mann gestattet's ihr nicht. So hieß Sebald sie Eiszapfen von der Gasse holen und auf sein Gebet loderten alsbald die Flammen daraus empor! — Das erweichte den hartherzigen Wirth und er ging, gegen das strenge Verbot der Herrschaft, zu Markte, um für den hungrigen Sebald Fische zu kaufen. Er wurde dabei ertappt und zur Strafe geblendet. Weinend empfängt die Wirthin ihren Gatten, der in der einen Hand das Gefäß für die Fische trägt, an der andern von einem mitleidigen Menschen geführt wird. Aber noch mitleidiger springt der gutherzige Sebald bei und setzt dem Armen das ausgestochene Auge wieder ein. —

Dieser meisterhaft gegossene und außerdem noch mit kleinen

Figürchen und Thierchen an den Gesimsen und Sockeln geschmückte Untersatz des Sarges ruht auf einer ehernen Bodenplatte, welche an den vier Ecken von Delphinen, an den Seiten von Schnecken getragen wird. Ueber dem Sarge wölbt sich ein kunstvolles Gehäuse wie ein Traghimmel empor, den drei rundbogige, vielfach durchbrochene, mit kleinen Strebepfeilern und Strebebögen verzierte Kuppel-Thürmchen krönen. Der Traghimmel ruht auf acht Pfeilern welche mit Halbsäulchen besetzt sind und von welchen sich acht ausgezackte Ovalbogen zu der Gewölbedecke erheben. Vor der Mitte der Bogen sind reichgeschmückte eherne Leuchter aufgestellt, deren schlanke eherne Kerzen jene Bogen stützen helfen, indem sie in Blätterkelche auslaufen, auf denen anmuthig spielende Engelknaben sich schaukeln und herunterbeugen. Die Füße der acht Pfeiler sind aus allerlei sagenhaften Figuren, Meer-, Fluß- und Waldgöttern gebildet, zwischen ihnen liegen kleine Löwen nicht größer als junge Kätzchen. An den vier Ecken des Grabmals sind wirkliche Leuchter angebracht, welche von vier sehr zartgebildeten und anmuthigen Meerjungfern getragen werden. Krone und Kranz auf dem Haupte, Flügel an den Schultern, Schlangen um den Arm geringelt oder einen Todtenkopf in der Hand haltend sind diese Gestalten, deren nakter Leib in Fischschwänze und Fußkrallen ausläuft, Sinnbilder reizender Verführung, die zu fliehen ist wie Gift und Tod. Zuunterst an den 4 Eckpfeilern sitzen die nackten Figuren des Nimrod mit Bogen und Köcher, Simson mit Löwen und Eselskinnbacken, Perseus mit Schild und Schwert neben einer Maus; Herkules mit der Keule. Zwischen diesen Helden des alten Testaments und des alten Griechenlands sind in der Mitte jeder Seite die vier menschlichen Haupttugenden: die Stärke im Panzer und mit einem Löwen, die Mäßigkeit mit Gefäß und Kugel, die Klugheit mit Riegel und Buch, die Gerechtigkeit mit Schwert und Wage.

Erhaben über diese starke, schöne, reiche Natur- und Menschenwelt stehen aber in der halben Höhe der Pfeiler, an diese gelehnt, auf leuchterähnlichen Säulchen unter Baldachinen die zwölf Apostel, an den Eckpfeilern je zwei, und an der Stelle des Matthäus der Apostel Paulus mit zwei Schwertern (dem „geistlichen" und „weltlichen"). Diese Figuren, einen Fuß eilf Zoll hoch sind vollendete Meisterwerke und unübertrefflich schön, wahr, lebendig, edel und würdig im Ausdruck und in der Ausführung. — Auf den Pfeilern selbst stehen die zwölf Propheten und über dem mittlern und höchsten Kuppel-Thürmchen bildet das Christkind mit

der Weltkugel den Gipfel des ganzen Prachtbaues. An dem soll der Geist des Beschauers sich erheben über die Kräfte und Schönheiten des blos natürlichen Menschen, über die Triebe und Ziele der Natur, über den Sinnenkitzel und Kindertand der vergänglichen Welt, welche durch ihre unendliche Fülle und Anmuth wohl unwiderstehlich zum Genusse einladet, aber auch in tödtliche Lüste und Irrthum verstrickt. Frei und fromm soll der Christ sich in das reine Reich Gottes emporschwingen auf den Stufen des apostolischen und prophetischen Wortes, welches allein zum Heile, weil zum Heiland führt, dem Welterlöser und Welterneuerer. Hat sein heiliger Geist auf den Trümmern der alten schönen Heidenwelt eine neue Welt geschaffen, welche, wie P. Bischer's Sebaldusgrab beweist, an äußerer Kraft nicht unter, an innerem Adel weit über der sinnlichen Kraft und Schönheit Griechenlands und Roms steht — was wird erst geschehen, wenn er die nichtigen Leiber seiner Heiligen verklären wird, daß sie ähnlich werden seinem verklärten Leibe? Also Himmelan, du christlicher Beschauer des ehernen Sebaldusdenkmals, himmelan soll dein Wandel gehen — was die Frommen wünschen, was auch der heilige Sebald und die dichtenden Sebaldussagen wünschten, kann dort erst ganz geschehen, auf Erden nicht. Freude wechselt hier mit Leid; richt' hinauf zur Herrlichkeit dein Angesicht!

H. Merz in Marbach.

---

7. Leonhard Käser.

4. August.

Nicht der erste, aber der durch Luthers persönlichen Antheil und Ehrengedächtniß ausgezeichnete Märtyrer der Reformation in Bayern war Leonhard Käser, anderwärts und von Luther selbst wiewohl unrichtig auch Kayser genannt. Schon im Jahr 1523 hatte Herzog Wilhelm in München einen Bäcker enthaupten, später einen Wagner verbrennen, seinen Leibtrompeter aber Urfehde schwören lassen, das Bayerland auf zehen Meilen in die Runde zu meiden, und bei jenem Anlaß den Wunsch geäußert, es sollten alle Lutheraner nur Einen Kopf haben, damit ein Streich der ganzen Ketzerei ein Ende machen könnte. Leonhard Käser war aus Raab gebürtig, einem damals bayerischen Marktflecken, der seit dem Teschener Frieden an Oesterreich abgetreten ist. Für den geistlichen Stand

ausgebildet, versah er sieben Jahre lang das Pfarramt in dem jetzt gleichfalls österreichischen Weizenkirchen, dessen Inhaber seine Domherrnpfründe zu Passau verzehrte. Mit Luthers Schriften bekannt geworden und für die gereinigte Lehre gewonnen, war er deshalb ins Gefängniß nach Passau gebracht und nach drei Tagen mit dem Verbot, vielleicht auch gegen sein Versprechen, keine ketzerischen Meinungen zu verbreiten, entlassen worden, dann aber nach Sachsen entflohen. Hier verweilte er zwei Jahre lang bei Luther in Wittenberg. Eine Kunde aus der Heimath veranlaßte ihn zu seinem todtkranken Vater zu eilen. Er sah denselben noch zwei Stunden vor seinem Verscheiden und erkrankte selbst. Der Pfarrer von Raab erfuhr und verrieth seinen Aufenthalt. Am 3. März 1527 wurde er, noch krank, auf die Festung Oberhaus bei Passau geschleppt und mußte zehn Wochen lang unverhört in einem unfläthigen Kerker schmachten. In dem zuerst mit ihm angestellten geheimen Verhör, dessen Fragen und Antworten er selbst hintennach aufgezeichnet hat, bekennt er sich allein zu den Zeugnissen der heiligen Schrift des alten und neuen Testaments und zur Lehre von der Rechtfertigung des Sünders durch den Glauben an Christi Verdienst ohne Zuthun der eigenen Werke, auch daß nur Taufe und Nachtmahl Sakramente seien. Der Fürstbischof von Passau wollte selbst ihn zum Widerrufe bereden. Käser antwortete auch hier, daß er sich bloß durch die göttliche Schrift wolle weisen lassen. Auch erbot er sich, daß man auf seine und seiner Freunde Kosten, zu welchen Städten des Reichs man wolle, als Nürnberg, Augsburg, Ulm u. a. schicke und daselbst sein vermeintliches Verbrechen vorlegen lasse. Würde Unrecht gegen ihn erwiesen, so wolle er das ohne alle Gnade entgelten. Wo aber nicht, und so er aus göttlicher Schrift nicht überwunden werden könnte, möge man ihn ja nicht weiter behelligen. Auch seine Anverwandten baten um eine Monatsfrist und boten die Leistung jedes dadurch verursachten Aufwands an, um eine gründliche Vertheidigung des Angeklagten herbeizuschaffen. Der Bischof schlug dieses Ansuchen mit der Bemerkung ab, er stelle ihnen anheim, ob es ehrlich sei, einem solchen Menschen Beistand zu gewähren. Verwendungsschreiben der Grafen von Schaumburg, Schwarzenberg und Stahrenberg, des Markgrafen Casimir von Brandenburg und sogar des Churfürsten Johann von Sachsen, theils an den Herzog Wilhelm theils unmittelbar an dessen Bruder, den Fürstbischof gerichtet, blieben wirkungslos. In einem öffentlichen Verhör auf dem Schrannerplatze zu Passau, wo zwar Alles in lateinischer Sprache verhandelt werden sollte,

Käser jedoch sich deutsch zu verantworten suchte, verlas endlich der Bischof das Urtheil, Käser sollte der Priesterwürde entkleidet und dem weltlichen Gericht überlassen werden. Dies geschah unverweilt. Noch lag er zwei Monate lang in Ketten. Am 13. August ward er auf ein Pferd geschmiedet und von Passau nach Schärding geführt. Die Passauer Freunde, welche den Muth hatten, öffentlich von ihm Abschied zu nehmen, ermahnten ihn zur Ausdauer. Er nahm einen Trunk aus ihren Händen und sprach: Das sei mir in meines Christus Namen! Am 16. August 1527 wurde, auf Befehl des Herzogs an den Landrichter von Schärding, er solle „Herrn Leonharten ohne Urthel und Recht mit dem Brand richten lassen," die Hinrichtung frühmorgens auf dem Gries, einer Insel im Inn, vollzogen. Als Käser auf dem Richtplatz eintraf, rief er dem umstehenden Volke zu: „da ist die Ernte, da sollte man Ernter haben: bittet den Herrn der Ernte, daß er Schnitter in seine Ernte sende." Vom Holzstoß herab verzieh er seinen Widersachern und bat um Vergebung wo er Jemanden durch Rede oder Thun beleidigt oder durch irrige Lehre geärgert hätte, forderte auch die Versammelten zur Fürbitte auf, daß er in festem Glauben an Christum sterben möge und daß die noch in Finsterniß Gehaltenen erleuchtet werden. Er begann vorzusingen: „Komm heil'ger Geist," und als ihn die Flammen schon ergriffen hatten, hörte man noch seine Stimme: „Jesu, ich bin Dein, mach mich selig." Luther hatte ihm ins Gefängniß einen Trostbrief geschrieben und gab ihm nach seinem Tode das Zeugniß: „Er heißet nicht allein König, sondern Kaiser, und führet einen hohen Namen mit Ehren; denn er hat den überwunden, deß Gewalt so groß ist, daß er keinem auf Erden mag verglichen werden. Recht und billig heißt er auch Leonhard, d. h. Löwenhard, denn er hat sich bewiesen als ein starker, unerschrockener Löwe. Seine beiden Namen sind zuvor von Gott versehen; er ist der erste, so den Namen seines Geschlechts erfüllet und bestätigt hat." Im Jahr 1528 hat Luther in Wittenberg die Verbrennung Käsers um des Glaubens willen als „eine selige Geschichte" drucken lassen. Von der gegnerischen Seite war es Dr. Eck, der, schon bei der Vernehmung des Gefangenen und dem öffentlichen Gerichtsact betheiligt, später eine Schmähschrift wider ihn ausgehen lies. Um der Schmach Christi willen, die er getragen hat, nimmt er einen Ehrenplatz im evangelischen Kalender ein.

C. Grüneisen in Stuttgart.

8. Johann Heß.

25. Oktober.*)

Wo wir in der Geschichte der Menschheit und des Reiches Gottes Neues entstehen sehen, da ziehen wohl unsere Aufmerksamkeit am stärksten solche Männer auf sich, welche vor Anderen berufen waren, im Kampfe das Bestehende zu durchbrechen und neue Gestaltungen durchzuführen, auf weitem öffentlichem Schauplatz für ihre Aufgabe zu streiten und zu leiden und hiebei auch in ihrem persönlichen Leben mancherlei wunderbare Wege vor den Augen der Mitwelt zu durchlaufen. Es wird dieß namentlich auch bei unserer Betrachtung der Reformationsgeschichte zutreffen. Indem wir von den großen Vorkämpfern und Führern des reformatorischen Werkes mit unseren Blicken auf ihre Nachfolger und Genossen weiter gehen, fallen wohl auch hier zunächst solche Männer uns in die Augen, von deren Thätigkeit auf ihrem beschränkteren Gebiete das Vorhingesagte gilt. Nicht minder bedeutungsvoll und gesegnet ist jedoch die Arbeit mancher Anderen gewesen, deren Wirken mehr in Ruhe und Stille vor sich gehen durfte und bei denen dann auch ihr persönliches Leben weniger auf den offenen Schauplatz der Geschichte und der geschichtlichen Ueberlieferung hervorgetreten ist. Als das Wort der Reformation von Wittenberg aus rasch und gewaltig durch Deutschland vorgedrungen war und weithin beim Volke und zwar besonders bei den Bevölkerungen der Städte die bisher herrschenden kirchlichen Gesinnungen und Formen erschütterte, da mußte an vielen Orten die Hauptaufgabe der treuesten und gerade auch kräftigsten reformatorischen Werkzeuge die werden, die aufgeregten und neu erweckten Lebenselemente möglichst sicher, fest und ruhig in den ächt evangelischen Bahnen zu leiten und neue kirchliche Organismen aus ihnen zu gestalten. Da zeigte sich auch im allmähligen, ruhigen äußeren Wirken nicht minder als in erregten Kämpfen eine wahre Tüchtigkeit und Größe des Geistes. Zu solchen Männern gehörte Heß, der erste evangelische Pfarrer von Breslau. Die großen deutschen Reformatoren sahen in ihm einen wackern werthen Mitarbeiter, Melanchthon namentlich einen seinem Herzen innig nahen Freund. Die schlesischen Protestanten nennen ihn ehrend den Reformator ihrer Hauptstadt, ja ihres Landes.

Johann Heß oder Hesse war im September 1590 zu Nürnberg geboren, der Sohn einer, Allem nach wohlhabenden

*). Es ist das Datum seiner ersten Predigt in Breslau, s. S. 138.

Kaufmannsfamilie. Im Alter von 13 Jahren kam er nach Zwickau auf die Schule. Die dortige Anstalt genoß eines verbreiteten Rufes. Ueber den Unterricht, den er als Knabe genoß, erfahren wir jedoch nur, daß er in der Kirche fleißig die Psalmen gelernt habe.

Schon nach drei Jahren bezog er die Leipziger Universität, dann im Herbst 1510 die zu Wittenberg. Er wurde da hauptsächlich in die neu erwachte, freie Beschäftigung mit dem classischen Alterthum eingeführt und vom Geiste dieser humanistischen Studien lebendig mit ergriffen. Einer der ersten Vertreter derselben in Leipzig, Rhagius Aestikampianus, wurde hier sein Lehrer. Zugleich wurde in ihm ein Trieb für geschichtliche Forschungen angeregt. In der Theologie fand er noch keine bedeutenden Lehrer, die ihn auf neue Bahnen geführt hätten. Während seines Aufenthalts in Wittenberg trug Luther dort noch Philosophie vor und war auf einer Reise nach Rom abwesend. Er selbst erwähnt später eine eingehende Beschäftigung, die er als Jüngling den alten Vätern widmete, indem er gelegenheitlich bemerkt, er habe dieselben der Reihe nach zu den Psalmen durchgelesen, jedoch diese, jemehr er jene las, desto weniger verstanden (nämlich wegen der ohne die nöthige Sprachkenntniß gemachten, unter sich widersprechenden Auslegungen der Väter). Mußten ihn jene humanistischen Studien auf einen freieren Standpunkt gegenüber von der herrschenden mittelalterlichen Schultheologie führen, so hatte er doch einen festen Boden dieser gegenüber keineswegs schon gewonnen, noch dachte er schon an einen Bruch mit den kirchlichen Satzungen und Ordnungen. Melanchthon sagt später von ihm, er habe erst einen Ozean unseliger Fragen durchschifft, ehe er, wie aus einem Schiffbruche gerettet, zu einem sicheren Genusse der in der heiligen Schrift uns geschenkten göttlichen Wahrheit und Wissenschaft gelangt sei. Nachdem er von der Universität abgegangen, wurde er schon i. J. 1513 durch Veranlassungen, welche wir nicht kennen, dem Lande seiner künftigen Bestimmung zugeführt. Der schlesische Bischof Johann Turzo nämlich zog ihn zu sich als seinen Sekretär. Das war ein wohlwollender edelgesinnter Mann von freier geistiger Bildung. Für die neu auflebende Wissenschaft hegte er warme Theilname, suchte auch durch Briefe die Freundschaft ihres berühmten Vertreters Erasmus. Als ein Zeugniß seiner religiös-kirchlichen Gesinnung wird das angeführt, daß er in Breslau ein wunderthätiges Marienbild auf die Seite schaffen ließ, um keinen Götzendienst mit demselben treiben zu lassen. Er schätzte den Heß hoch wegen seiner reichen Gaben und Kenntnisse,

verwandte ihn auch seines geschickten Geistes halber zu wichtigen Geschäften. — Sodann kam dieser in nahe Beziehung auch zu einem andern schlesischen Fürsten, dem Herzoge Karl zu Münsterberg-Oels, der ihn 1514—16 als Führer seines Sohnes Joachim, des späteren evangelischen Bischofs von Brandenburg, auf die Universität Prag gehen ließ. — 1517 machte Heß wieder einen Besuch in Mitteldeutschland. Freundschaftlich verkehrte er zu Erfurt mit dem gefeierten Humanisten und Poeten Eobanus Hesse, welcher damals für Reuchlin gegen die Mönche gekämpft und an den Briefen der Dunkelmänner sich mit betheiligt hatte, und um welchen Heß einen regsamen Kreis Gleichgesinnter geschaart fand. Auch durch Wittenberg scheint er damals wieder gekommen zu sein. — In Schlesien schien ihm jetzt unter der Gunst seines Bischofs eine kirchliche Thätigkeit und der Weg zu hohen kirchlichen Würden sich zu eröffnen. Der Bischof hatte ihm bereits die Stelle eines Kanonikus zu Neiße verliehen. Jetzt bestimmte er für ihn auch eine solche an der Kreuzkirche zu Breslau. Vorher jedoch sollte Heß noch eine Reise nach Italien ausführen.

Gleich so vielen andern Deutschen, welche es damals nach Italien zog, suchte auch Heß dort den Hauptsitz und die reichste Quelle derjenigen Wissenschaft und Bildung, welcher er schon bisher nachgestrebt hatte. Daneben holte er sich dort auch die theologische Doktorwürde. Aber gerade Italien wurde dann für ihn auch der Ort, wo wir die für immer entscheidende Wendung in seiner religiösen und theologischen Ueberzeugung eintreten sehen. Wie wenig die Eindrücke, welche eben in Italien sich darboten, einen redlichen Christen und Deutschen fernerhin an die römische Kirche zu binden geeignet waren, sehen wir auch aus dem Erfolg, welchen jene Romreise Luthers für diesen gehabt hat. Während nun Heß in Italien sich aufhielt, drang dort hin und besonders unter die dort befindlichen Deutschen die große, aufregende und bald auch begeisternde Kunde von dem Kampfe, welchen der kühne Augustinermönch zu Wittenberg gegen die kirchlichen Mißbräuche und gegen das Papstthum unternommen habe. Wir wissen, daß sie dort eine solche begeisternde Wirkung z. B. auch auf den Humanisten Crotus übte, mit welchem wir unsern Heß in Italien befreundet finden.

Welche Stimmungen und Gesinnung Heß von dort mitbrachte, zeigt der nächste Schritt des nach Deutschland heim gekehrten. Er erschien sofort selbst in Wittenberg zu Anfang des Winters

1519. Freudig stimmte er dort Thesen bei, mit welchen damals Melanchthon für das neu erkannte Evangelium zeugte. Auch von ihm konnte dieser nunmehr jenes Wort aussprechen, daß er jetzt zum Genuße der seligen Wahrheit durchgedrungen sein, — statt des Geistes der Schulen den neu gestalteten Geist Christi in sich fühlen, von menschlichen Satzungen und Erfindungen nichts mehr halten werde. Er rühmte ihn zugleich als einen Mann, welcher reine christliche Gelehrsamkeit und ein ganz ungewöhnliches Urtheil für die heiligen Dinge besitze. Besonderes Interesse hat endlich für uns der Eindruck, welchen Heß's Persönlichkeit auf Melanchthon gemacht haben muß. Schnell, wie nicht leicht einem Andern hat dieser (nach dem Zeugniß seiner nachfolgenden Briefe) sich ihm geöffnet und ihn als süßen Freund und theuersten Bruder in sein Herz geschlossen. Er gab ihm ein paar eigene Verse zum Abschied mit, weihte ihm eine kleine gedruckte Schrift, ließ Briefe mit freundlicher Zusprache ihm nachfolgen. Auch der Freundschaft Luthers erfreute sich Heß von jetzt an und trat mit ihm in Briefwechsel. Er wandte sich von Breslau aus, wohin er zurück gekehrt war, wiederholt um Rath an die Wittenberger und ließ sich die neu erschienenen reformatorischen Schriften von dort zuschicken.

In Breslau übernahm er jetzt sein Kanonikat. Im Sommer 1520 empfing er auch die Priesterweihe; über den evangelischen Sinn aber, in welchem sie aufzufassen sei, holte er Belehrung bei Luther ein.

Die Umstände, welche er in Breslau vorfand, erschienen einem Wirken in dem ihn beseelenden Geiste günstig. Das neue wissenschaftliche Streben hatte dort schon eine schöne Zahl von Genossen; schon bei dem Wunsche der Stadt zu Anfang des Jahrhunderts, eine Universität in ihrer Mitte zu gründen, war dasselbe wirksam gewesen. Jetzt schloß sich daran bereits ein lebhafter Zug nach Wittenberg. Der Bischof, Heß's Gönner, ließ sogar seinen Domherrn und Rath Schleupner, einen Freund von Heß, dort studiren und trat selbst durch Schleupner in Verkehr mit Luther und Melanchthon, welche an ihn zu schreiben veranlaßt wurden. Er sei, äußerte Luther nachher, der Beste aller Bischöfe des Jahrhunderts gewesen.

Allein eben jetzt starb Bischof Johann. Sein Nachfolger, Jakob von Salza, nahm zwar Theil an der Besonnenheit und Mäßigung des Vorgängers, zeigte auch Vertrauen gegen Heß, der jetzt von ihm zur Predigtthätigkeit berufen wurde, hielt aber

am katholischen Kirchenthum unverrückt fest. Ueber Luther und die Lutheraner war der Bann verhängt. Gegen diese erging auch in Schlesien ein Befehl des Landesherrn, des jungen Königs Ludwig von Böhmen und Ungarn. Heß hatte doch auch schon vor Bischof Johann's Tod über Anfeindungen wegen seiner evangelischen Gesinnung zu klagen gehabt, nachdem schon früher um der ihm verliehenen Pfründen willen Eifersucht und Neid gegen ihn sich erhoben hatte.

Es fragte sich, ob er jetzt auch offen für seine neu errungene Ueberzeugung einzutreten, seine äußere Stellung aufs Spiel zu setzen, den Gefahren Trotz zu bieten wagen werde. Da setzte er wirklich einige Zeit den Verkehr mit Wittenberg aus. Melanchthon glaubte ihm im Februar 1521 vorhalten zu müssen: ob er dies aus Furcht vor den Papisten thue? wo seine Stärke, sein christlicher Geist jetzt sei? Auch schlesischen Freunden wurde sein Verhalten bedenklich. Hier drang Caspar Schwenkfeld, der später als „Schwarmgeist" der lutherischen Kirche so viele Noth machte, mit freundlichen und scharfen, schmeichelhaften und bitteren Ermahnungen auf ihn ein. Aus Wittenberg schickte ein junger Breslauer, den wir später in der Schwenkfeld'schen Gemeinschaft wiederfinden, einen begeisterten Bericht an ihn über das entschiedene Vorangehen Carlstadt's, welchem er nachfolgen solle. Gegen Schwenkfeld nun benahm sich Heß, übrigens unter fortgesetzter Freundschaft, zurückhaltend und abweisend. In der That zeigten sich schon damals zwischen beiden Männern die Anfänge eben desjenigen Gegensatzes, welcher unsere Wittenberger Reformatoren von Carlstadt und Andern, einer schwärmerischen Mystik zugeneigten und dann vom Dringen aufs innere Leben zum Umsturz der äußeren Ordnung fortschreitenden Anhängern der Reformation trennte. Später traten beide Richtungen auf schlesischem Boden namentlich eben in Heß und Schwenkfeld offen einander entgegen. Dagegen war Melanchthon bald wieder so beruhigt über Heß, daß er seine früheren Besorgnisse für Scherz wollte genommen haben. Ein entschiedenes, consequentes Bekenntniß jedoch wagte Heß in Breslau allerdings noch nicht.

Er suchte jetzt eine sichere Stätte für sich mit seinem Standpunkt und seiner Thätigkeit in Oels bei seinem alten Patron, dem Herzog von Münsterberg. Dieser ließ sich damals selbst zur Theilnahme für Luthers Wirken gewinnen, indem er davon gegenüber von der Feindschaft der Päpste wider sein Geschlecht (das des einstigen hussitischen Königs Georg Podiebrad) auch für sich

gute Folgen hoffte. Bereits hatte Heß den Zorn des Bischofs gegen sich erregt. Luther vernahm mit Freuden von ihm, daß er jetzt ein Evangelist geworden sei. Mit seinem Herzog trachtete er besonders nach Einführung des Abendmahls unter beiden Gestalten. Ja, während Schwenkfeld immer noch mit seiner Vorsicht unzufrieden war, glaubten Luther und Melanchthon ihn jetzt davor warnen zu müssen, daß er nicht zu viel Werth auf Aenderung in äußeren Formen lege. Indessen fand er sich auch hier noch im offenen Auftreten mit dem evangelischen Zeugnisse gehemmt. Er war zweifelhaft, ob er auch den ordentlichen äußeren Beruf dazu habe, welchen freilich Schwenkfeld nicht für nöthig hielt. Der Herzog seinerseits scheute aus politischen Gründen jedes offene Kundgeben seiner Gesinnungen gegen Rom.

Da reiste Heß 1523 wieder nach seiner Vaterstadt Nürnberg, wohl zu Anfang des Frühjahrs; und von dort her kam jetzt nach Breslau die Kunde von freier, lauterer Predigt des göttlichen Wortes, in welcher er daselbst thätig sei. Dort wirkten so schon offen zwei Pröbste der Stadt nebst andern Predigern, darunter sein seit 1522 an der Sebalduskirche angestellter schlesischer Freund Schleupner. Derselbe Geist drang siegreich durch bei der Gemeinde und ihrem Magistrat. Dorthin also hatte es eben jetzt unsern Heß gezogen. Freudig und in geordneter Weise konnte er dort auf die Zustimmung und Einladung der vorgesetzten Geistlichen die Kanzel betreten; es war, wie die Ueberlieferung sagt, eben die der Sebalduskirche. Die Nürnberger wünschten ihren Landsmann im Amte fest zu halten. Er aber sollte eben jetzt zu seinem wahren Lebensberufe übergehen, welcher ihm in Breslau zugewiesen war.

Wie Heß schon im Jahr 1520 und 1521 wenigstens einen gewissen Kreis Gleichgesinnter in Breslau um sich hatte, so hatte diese Richtung jetzt vollends rasch die Häupter der Stadt durchdrungen und bei der großen Mehrzahl der Bevölkerung die Oberhand gewonnen. — Die Stadt war, obwohl sie einen Bischof mit einem Domkapitel hatte und dem König von Böhmen untergeben war, doch von lange her an eine große Selbständigkeit gewöhnt. Sie rühmte sich, in den Kämpfen mit den Hussiten durch Thaten und Opfer sich große Verdienste um die katholische Kirche erworben zu haben, und es wurden ihr daher auch von Seiten der Päpste und Bischöfe manche Freiheiten zugelassen. In jenen Kämpfen übrigens war nicht blos der kirchliche Gegensatz, sondern ganz besonders auch der zwischen dem Deutschthum und Slaventhum das

Treibende für sie gewesen. Je mehr sie nun sich verdient gemacht, desto mehr nahm sie hernach auch ein freies Urtheil über die Schäden der Kirche für sich in Anspruch. Die landesherrliche Befugniß zur Aufsicht über die in ihrem Gebiete liegenden Kirchen und Klöster war ihr vom böhmischen König übertragen; so hatte der Rath der Stadt z. B. noch im Jahr 1506 eine Reform mit dem Kloster zu St. Jakob durch den sächsischen Ordensmeister der Franziskaner vornehmen lassen. Das Gebiet des städtischen Regimentes reichte über die auf dem linken Oderufer liegende Stadt und über einen Theil der Sandinsel; mit den geistlichen Herrn auf dem andern Ufer oder vielmehr der damaligen Dominsel gab es viel Streit über die Gerichtsbarkeit. Mannigfaches Aergerniß wurde auch den Breslauern durch den Wandel der Geistlichen und Mönche und durch die Streitigkeiten derselben unter einander geboten; die tüchtigeren Bischöfe der jüngsten Zeit wurden durch den Klerus selbst im Einschreiten gegen Mißbräuche gehemmt. — Zum Volke drang jetzt die von Wittenberg ausgegangene große Bewegung hauptsächlich durch den reichen Handelsverkehr der Stadt. Es wird erzählt, wie besonders im „Schweidnitzer Keller" Schriften Luthers aus Wittenberg und Leipzig ausgetheilt worden seien. Schon traten in der Stadt selbst, nehmlich unter jenen Mönchen zu St. Jakob, welche mit dem Volk immer in gutem Einvernehmen standen, „lutherische" Prediger auf mit heftigen Ausfällen auf die kirchlichen Satzungen. Die Geistlichkeit fürchtete schon 1522 Tumulte der Menge und Angriffe auf die Dominsel mit ihren reichen Kirchen. Der Magistrat suchte einen Mann, welcher, vom Eifer für das lautere Gotteswort beseelt, zugleich mit Weisheit und tiefer theologischer Bildung die Bewegung leiten sollte. Eine Stelle bot sich für den zu Berufenden dar an der Marien-Magdalenenkirche, einer der beiden städtischen Hauptkirchen. Ihr Amt lag seit mehreren Jahren traurig darnieder in den Händen von Verwesern und bloßen Pfarrpächtern. Da der Bischof, dem die Besetzung desselben zustand, nichts dazu that, nahm der Rath jetzt selbst die Sache in die Hände. Er ließ am 20. Mai 1523 einen Ruf an Heß nach Nürnberg abgehen. Da forderte diesen sogar auch der Bischof auf, dem Rufe zu folgen: er solle nämlich das Evangelium also predigen, daß diejenigen, welche bisher Ketzerei verbreitet und den Frieden und die Liebe zerstört haben, von ihrem Irrthum bekehrt werden. Sein Domkapitel freilich versagte einer Investitur des Heß die Zustimmung und ließ an diesem selbst noch Ueberredungskünste

versuchen, daß er darauf verzichte. Aber ohne Rücksicht hierauf wurde Heß am 21. Oktober durch den Rath in die Magdalenenkirche eingeführt. Am 25. Oktober, dem 21. Sonntag nach Trinitatis, hielt er vor einer großen Volksmenge seine Antrittspredigt.

So lag jetzt die geistliche Wirksamkeit für die Reformation in Breslau zunächst ganz an ihm. Er war dabei in einer eigenthümlichen, keineswegs leichten Stellung. Der Magistrat, der mit seiner Einsetzung das bestehende kirchliche Recht überschritten hatte und hiefür auch Vorwürfe vom König empfieng, wollte darum doch selbst keineswegs von der bestehenden kirchlichen Ordnung und der Oberhoheit des Bischofs sich losgetrennt haben. Der Bischof selber setzte — gegenüber von dem Schlimmeren, was vorher gedroht hatte — auf Heß immerhin noch Hoffnungen. Andrerseits warnte diesen auch unter Andern Melanchthon, durch den Beifall der Menge sich nicht berücken zu lassen. Und Heß selbst hatte ja vordem eher zu viel als zu wenig Vorsicht und Rücksicht gezeigt. Jetzt aber behauptete er seinen Standpunkt eben so fest, wie er unter umsichtigem Bedenken auf denselben sich erhoben hatte, und trug doch zugleich, soweit es zulässig war, den Verhältnissen Rechnung.

Das entscheidende öffentliche Bekenntniß für die Breslauer Reformation wurde abgelegt durch die Disputation des Heß, welche er mit Wissen und Wunsch des Rathes auf den 20. April 1524 veranstaltete. Seine Thesen handelten vom Worte Gottes, das weder durch Menschenzuthat verunreinigt, noch in seinem Laufe gehemmt werden dürfe, vom vollgenügenden Priesterthum Christi — besonders im Gegensatz gegen das Meßopfer, und von der göttlichen Stiftung des Ehestandes — im Gegensatz gegen den Cölibat. Das Absehen gieng hiebei sogleich auf die praktischen kirchlichen Reformen. Auf die innerlichen Grundlehren der Reformation einzugehen war bei einer Disputation deswegen weniger Veranlassung, weil in Breslau die damaligen Gegner selbst um diese Seite der Reformation sich nicht sehr kümmerten. Die Letzteren waren übrigens bei dem Akte nur schwach vertreten. Der Zweck desselben aber war auch so erreicht: das öffentliche Zeugniß für das Evangelium und die beabsichtigten Reformen und der Beweis, daß man dafür mit guten Gründen öffentlich einzutreten bereit sei. Nachdem an zwei Tagen lateinisch disputirt worden war, legte Heß am dritten und vierten seine Sätze auch in deutscher Sprache dem Volk auseinander. — Der Magistrat gebot nachher, gemäß der auch von Heß den Obrigkeiten beigelegten Pflicht, das lautere Gotteswort zu fördern, den sämmtlichen Pre-

digern der Stadt, daß sie in der Verkündigung des Wortes Heß folgen und nur den sicheren Inhalt der Schrift ohne Rücksicht auf die Tradition vortragen sollten. Sie erklärten sich, nur Einen ausgenommen, dazu bereit.

Noch einmal wandelte den Heß in diesem Jahre ein gewisses Zagen an, — besonders, wie es scheint, veranlaßt durch Erfahrungen von Selbstsucht und Eigennutz, welche er jetzt auch bei Anhängern der Reformation machen mußte. Luther mußte ihn daran erinnern, daß, wer in Christi Schifflein gestiegen sei, zuerst nicht heitern Himmel, sondern Stürme und Fluthen zu erwarten habe. Fest und sicher jedoch sehen wir ihn von da an für immer auf dem eingeschlagenen Wege beharren.

Besonders bezeichnend ist und bleibt nun für Heß's reformatorisches Wirken die Unterscheidung zwischen den Hauptpunkten, bei welchen er, wie schon seine Thesen zeigten, keine Rücksichten mehr kannte, und zwischen solchen äußeren Bräuchen, die er zwar an sich für mangelhaft hielt, in denen er aber fortwährend theils nach dem ihm schon früher durch Melanchthon an's Herz gelegten Bedürfniß der Schwachen, theils nach den eigenthümlichen Verhältnissen seiner Breslauer Kirche sich richtete. Gleich zu Anfang muß er in der Stille die auf's Opfer bezüglichen Stellen der Messe weggelassen (der Name Messe blieb) und den Laien den Abendmahlskelch gereicht haben. Die Chronisten bemerken hiervon gar nichts. Sie erzählen erst vom Jahre 1525 (Sonntag Quasimodogeniti), daß da in den Pfarrkirchen die Verehrung der Bilder, die Procession mit der Hostie, die Weihung von Wasser, Salz u. s. w. abgethan worden sei, und zwar ohne jede unruhige Bewegung des Volkes. Heß trieb vor allem das einfache Zeugniß des Wortes auf der Kanzel und in der Seelsorge. Er selbst schrieb einem auswärtigen Prediger: man müsse in den Ceremonien, um welche Andere so viel zerren, mit dem Volke Geduld haben, müsse fahren, wohin Wagen und Pferde ohne Schaden kommen können; werde nur die Rechtfertigung durch den Glauben in Christo recht gepredigt, so werde Ablaß, Heiligendienst, Fegfeuer u. s. w. von selbst fallen. — Ein besonders schönes Gedächtniß hat zugleich Heß von Anfang an durch seine Fürsorge für die Armen sich in Breslau gesetzt. Schon gleich nach seinem Amtsantritte wurden Opferkästen für diese an den Kirchen aufgestellt. Noch aber lagen vor allen Kirchenthüren Bettler, und Heß ermahnte vergeblich die Obrigkeit, Abhülfe zu schaffen. Da unterließ er 1525 an einigen Sonntagen das Predigen. Vom Rathe deshalb

befragt, erwiederte er: Sein lieber Herr Jesus Christus liege vor der Kirchenthür, er möchte über ihn nicht schreiten. Hierauf wurde Jedem, der arbeiten könne, das Betteln verboten; die Bedürftigen und Würdigen aber wurden am 8. Mai in der Magdalenenkirche versammelt, von Aerzten und Rathsherrn besichtigt und in die städtischen Spitäler eingewiesen. Täglich wurden, wie vom Jahre 1526 berichtet wird, in den sieben städtischen Spitälern über 500 Arme versorgt. Ueber 400 erhielten außerhalb derselben Unterstützung an Brod, Kleidern, Hauszins u. s. w. Ueber das ganze Armenwesen wurde vom Magistrat ein Ausschuß gestellt, an dessen Spitze Heß stand. Dieser machte sich namentlich auch verdient um den Bau des großen Hospitals zu „Allen Heiligen" im Jahre 1526; auf sein Anregen war Jedermann dazu zu helfen willig; der Eine gab Steine, der Andere Holz, Eisen u. s. w.; Heß legte am 27. Juli den Grundstein; die Handwerksleute arbeiteten umsonst und so fleißig, daß der Bau binnen 10 Wochen in den vier Mauern stand.

Seit August 1525 hatte Heß einen Amtsgenossen und Mitarbeiter in Ambrosius Moiban. Diesen hatte jetzt die städtische Obrigkeit zum Pfarrer der andern Hauptkirche, zu St. Elisabeth, ernannt, über welche sie sich zuvor das Patronat erworben hatte. Heß war schon von seinem früheren Breslauer Aufenthalt her, während dessen Moiban Lehrer einer Schule war, nahe mit ihm befreundet. Mit Freuden sah er ihn jetzt von Wittenberg aus, wo derselbe seither lernend und vielleicht auch schon lehrend verweilt hatte, auf den Ruf des Rathes hin an seine Seite treten.

Erst jetzt machte Heß auch von dem in seinen Thesen behaupteten Rechte des Ehestandes für sich Gebrauch. Er vermählte sich am 8. September mit der Tochter eines Breslauer Rathsherrn. Moiban folgte seinem Beispiel am 30. April des nächsten Jahres.

In Moiban war namentlich auch eine Kraft für die Leitung des Schulwesens gewonnen. Schon vorher waren für die Schulen bei den beiden Hauptkirchen Lehrer bestellt worden, welche des Lateinischen und Griechischen kundig waren. Auch Heß selbst hatte schon im ersten Jahre seines Amtes mit lateinischen Vorlesungen über das Alte Testament (zunächst den Prediger Salomo) begonnen; er trug übrigens, obgleich er selbst sich auch mit der hebräischen Sprache Bekanntschaft erwarb, den Zuhörern nicht den Grundtext, sondern eine lateinische Uebersetzung vor. Für den Unterricht in den alten Classikern wirkte durch Vorträge und

Schriften sein Freund Metzler, der vorher an der Leipziger Universität docirt hatte und nachher zu den höchsten städtischen Aemtern erhoben wurde. Eifrig nahmen an solchen Vorträgen, wie sie Heß und Metzler hielten, auch Erwachsene Theil. Moiban nun hatte eigens auch für die Schule sich ausgebildet. Die Oberaufsicht über die Schulen war beiden Geistlichen und einigen Rathsherren übertragen, die innere Einrichtung derselben speziell dem Moiban und Metzler. Der Unterricht war unentgeltlich für alle einheimischen Kinder. Die armen Schüler erwarben sich Unterhalt durch Singen im Chor und vor den Thüren der Einwohner, und nur solchen, welche die Schule besuchten, wurde dieses Singen noch gestattet. Während mit dem Singen noch ein Bettelgehen verbunden war, wurden später nach einem Antrag des Heß bei jeder Kirche 24 Schüler in der Weise als Chorsänger angenommen, daß man sie auch mit Kost versorgte und ihnen hiefür das Betteln untersagte. Man hoffte durch Unterstützung solcher Armen besonders künftige Dorfpfarrer heran zu bilden. Für die Gereiften wurden aus den frommen Stiftungen Stipendien gebildet, um sie auswärts studiren zu lassen; ihrer hat Heß auch persönlich sich sehr angenommen: so z. B. des Johann Kraft oder Crato, der hernach als kaiserlicher Leibarzt berühmt wurde. Man wünschte, wiewohl vergeblich, in der Stadt auch Vorlesungen in der Medicin und andern Fakultäten einrichten zu können. Es war besonders das Verdienst dieser Breslauer Männer, wenn Melanchthon später von Schlesien rühmen konnte, daß nirgends in Deutschland mehr Leute aus dem Volke die Wissenschaften lernen und verstehen, als hier. Zugleich hatte namentlich Heß dabei auch die benachbarten slavischen Lande im Auge: um der Polen willen, bemerkt er einmal, gebrauche er die lateinische Sprache für seine Vorlesungen. Daneben übrigens wünschte man auch Schulen blos fürs Deutsche einzurichten.

Mit Aenderungen im Gottesdienst gieng man auch jetzt nur sehr allmählig und gemäßigt voran: so wurde der Predigt die rechte Stelle in der sogenannten Messe angewiesen; für den täglichen Gottesdienst wurden statt der Messe (mit Abendmahl), da es an Abendmahlsgästen fehlte, biblische Lektionen und Predigten eingeführt; noch bis auf die Gegenwart haben sich seither in beiden Hauptkirchen zwei tägliche Gottesdienste erhalten. Heß wünschte dringend verschiedene Maßregeln für christliche Ordnung und Zucht, zu deren Einführung ihm jedoch die öffentliche Hilfe fehlte: z. B. daß Personen übeln Rufs von der Pathenschaft zurückgewiesen

würden, und daß die Eheleute vor der Trauung vor ihren Beichtvätern ihren Glauben bekenneten, beteten u. s. w. und hiermit ein Zeugniß für die christliche Erziehung der zu erhoffenden Kindlein von sich gäben. Für die zum Ehestand Aufgebotenen legte er zuerst ein Kirchenbuch an. Von den alten Ceremonien wurde Vieles, was uns jetzt sehr auffällig erscheint, damals und theilweis noch lange nachher belassen: so z. B. sogar noch bis ins vorige Jahrhundert das sogenannte Westerhemdchen und die Kerze bei der Taufe, das Tragen von Meßgewändern bei der Spendung des Abendmahls. Was in dieser Hinsicht anderwärts hätte gefährlich werden können, blieb in Breslau unschädlich, indem eben dieselben Verhältnisse zur katholischen Gewalt, welche eine solche Rücksichtnahme räthlich machten, zugleich den Gegensatz gegen das katholische Wesen immer scharf genug ins Bewußtsein riefen.

Von der andern, antikatholischen Seite aus erhoben sich in der Umgebung Breslaus, besonders in Liegnitz, seit 1525 sehr stark die Schwenkfeldianer mit ihrer Verwerfung der lutherischen Abendmahlslehre, ihrem Dringen auf den Geist gegenüber von den Sakramenten und dem Predigtamt, ihrem Streben nach einer höheren Geistlichkeit und Reinheit der Gemeinde, — ferner leidenschaftlich erregte Widertäufer, welche in dem benachbarten Mähren ihren Hauptsitz hatten. Dem Schwenkfeld erklärten die beiden Breslauer Pfarrer, sie glaubten statt seiner dunkeln, vermeintlich tiefern Auffassung des Abendmahles einfach die Schriftworte festhalten zu müssen; auf schroffe, scharfe Zuspitzung der eigenen Lehrformeln darüber haben sie auch späterhin bei aller Freundschaft mit Luther und Treue gegen das Lutherthum sich nicht eingelassen: unbefangen konnte gegen sie z. B. im Jahre 1542 Melanchthon darüber sich auslassen, wie sehr ihm das Streiten in dieser Sache zuwider sei. Mit ihrem Wirken durchs Wort verwahrten sie ihre Gemeinden vor jenen Richtungen. In Betreff der Widertäufer rieth Luther dem Heß, daß man warte, bis sie sich selbst verrathen, und dann blos sie ausweise. Weiteres fand auch der Magistrat nicht nöthig; Hinrichtungen, wie anderwärts, kamen in Breslau nicht vor (falsch ist was Spätere davon erzählen); und auch von Ausweisungen erfahren wir nur einzelne Fälle.

Der katholische Klerus hatte von stürmischen Bewegungen des Volkes, seit Heß im Amte war, nichts mehr zu fürchten. So entschieden dieser in seinem evangelischen Zeugniß blieb, so nichtig erwiesen sich die Anklagen wegen Aufreizung der Menge, welche gegen ihn sogar einmal beim König erhoben wurden. So

ist unter seinem ebenso weisen als festen Wirken die evangelische Kirche Breslaus und hiemit der Mittelpunkt für die Schlesiens trotz der schwierigen Verhältnisse zur katholischen Hierarchie und besonders zum katholischen Landesherrn ruhig und sicher gegründet worden. — Schwere Gefahren drohten zwar, als 1526 Ferdinand, der Bruder Kaiser Karls V, den böhmischen Thron bestieg und bald in scharfen Erlassen die Neuerungen verbot. Aber die politischen Verhältnisse hemmten seine Hand: so vornehmlich die Angriffe der Türken auf seine Staaten. Zugleich wurde ihm vorgehalten, daß solche Kirchen, wie die Breslauer, doch zugleich sehr achtbare Bollwerke gegen schlimmere Umtriebe, wie die der Sakramentsfeinde und Widertäufer, seien.

Sehr eigenthümlich und auf die Dauer freilich unhaltbar war die Stellung der evangelischen Gemeinden Breslaus zum katholischen Kirchenthum und zum Bischof. Nicht blos blieb es dem Rathe verwehrt, auch die, freilich sehr entvölkerten Klöster der Stadt zu reformiren; sondern auch die Oberhoheit des Bischofs über Heß und Moiban wurde evangelischerseits der Form nach immer anerkannt; ja man berief sich, wenn die Gegner sie für Eindringlinge erklärten, darauf, daß sie eben durch ihn mit ihrem Amte betraut worden seien (Moiban hatte sogar eine förmliche Bestätigung durch den Bischof, dagegen keine Ordination durch den Weihbischof empfangen). Allein sie ließen sich hierdurch in nichts stören in der Führung ihres Amtes nach dem reinen Gotteworte, dessen Verkündigung eben auch der Bischof ihnen anbefohlen habe. Und sowohl Bischof Jakob, als auch sein Nachfolger, der unter Einwirkung des Rathes gewählte Balthasar Promnitz, ein früherer Zuhörer Melanchthons, ließen sie hierin gewähren. Fest gegründet und in Wahrheit selbständig, dennoch aber vom katholischen Kirchenthum nicht förmlich losgetrennt, bestand so die Kirche des Heß und Moiban fort bis zum böhmischen Majestätsbriefe vom Jahre 1609, auf dessen Grund erst 1615 ein städtisches Consistorium errichtet wurde.

Im Uebrigen hoben sich aus der ruhig fortschreitenden Thätigkeit des Heß und aus seinem Leben keine einzelnen Punkte sonderlich hervor. Der Trieb zum Hervortreten auf einen größeren öffentlichen Schauplatz lag nicht in seiner Art, noch weniger der zu öffentlicher Polemik. Einen Führer der Widertäufer, der ihn durch eine Schrift zum Streit herausforderte, fertigte er auf einem kurzen Zeddel mit den Worten ab: „Menius wider die Widertäufer" (er meinte eine von Menius verfaßte Schrift). Zur

Schriftstellerei hätte ihm auch seine große Gemeinde wohl kaum Zeit gelassen. — An ihm als Pfarrer wird besonders gerühmt seine große Beredtsamkeit, seine persönliche Liebenswürdigkeit, seine Thätigkeit für die Armen. — Auch seine wissenschaftlichen Studien aber setzte er für sich sehr fleißig und mit großer Vielseitigkeit fort. Von den theologischen geben seine Anmerkungen in einer noch vorhandenen Bibel und lateinischen Psalmenübersetzung Zeugniß. Man dachte einmal daran, ihn an die Universität Wittenberg zu ziehen. Seine große Bibliothek hatte einen Ruf auch auswärts. Fortwährend trieb er auch historische Forschungen, — über die alte Geschichte, für welche er auch eine reiche Münzsammlung sich angelegt hatte, — und namentlich über die schlesische, für welche er eine eigene, noch von Späteren benutzte handschriftliche Arbeit hinterlassen hat.

Nach auswärts blieb er in brieflichem Verkehr mit andern Theologen, besonders mit Luther und dem ihm in alter Freundschaft verbundenen Melanchthon, ferner namentlich mit dem classisch gelehrten Camerarius. Im Jahre 1541 benutzte er eine Reise, die er in Privatangelegenheiten nach Nürnberg machte, auch zu einem Besuch auf dem Religionsgespräch zwischen Protestanten und Katholiken in Regensburg; Melanchthon gedachte später noch der Reden voller Weisheit, die er dort gethan. Seine eigene Gesinnung hinsichtlich solcher Gespräche drückte er ein andermal in den Worten aus: nicht Gewalt, nicht Waffen seien zu fürchten, sondern eine trügerische, sophistische Versöhnung.

Was die Auswärtigen von ihm hielten, bezeugen die ehrenden Aeußerungen unserer großen Reformatoren über seine lautere Frömmigkeit, Standhaftigkeit, Gelehrsamkeit; mit Wärme hat noch lange nachher Camerarius seinen guten Charakter, seinen Geist, seine Wissenschaft, seine Berufstreue, sein Wohlwollen und seine Gefälligkeit gegen Jedermann u. s. w. gepriesen. Die Anhänglichkeit seiner Gemeinde hat sich schön darin ausgesprochen, daß er, wie er selbst in seiner letzten Predigt erwähnte, über 500 Pathenkinder hatte.

In den Ehestand trat er nach dem Tode der ersten Gattin zum zweiten Mal mit einer Breslauer Bürgerstochter 1533, die ihm jedoch gleichfalls 1539 entrissen wurde. Eine Tochter aus erster Ehe sah er selbst noch vermählt mit dem Wittenberger Professor J. Aurifaber 1544, der ihm ein theurer Eidam war und der später Pfarrer in Breslau wurde. Sein erstgeborner Sohn Johann (geb. 1529) ist als Jurist zu hohen Stellen in

fürstlichem Dienste emporgestiegen, sein Sohn Paul, aus zweiter Ehe, Arzt und Professor in Wittenberg geworden.

Seit 1545 fühlte Heß sich so leidend an Hals, Brust und Kopf, daß ihm das Predigen schwer wurde. Desto mehr wollte er wenigstens noch durch Vorlesungen über biblische Bücher vor einem kleineren Kreise dem Herrn, wie er sagte, ein nützlicher Diener bleiben. Er nahm jetzt hier den Psalter vor, gedachte jedoch noch die biblischen Bücher überhaupt auszulegen. Auf sein Psalmbuch schrieb er: „Stab meines Alters" (baculus senectutis mee). Er bemerkte: seine, des alten Magisters und Doktors, Theologie solle sein die Theologie aus dem Munde der Kinder und Unmündigen (Psalm 8, 3), welchen es der Vater offenbare (Matth. 11, 25).

Er starb am Vorabend des Erscheinungsfestes 1547. Seine letzten Worte waren: Ave domine Jesu! Man dürfe, schrieb Melanchthon im Hinblick auf die eben damals der Kirche drohenden Ungewitter, ihm Glück wünschen zu der Ruhe der Gerechten, welche Gott wegraffe vor dem Unglück und in ihrer Kammer sanft ruhen lasse auf den Tag der Auferstehung (Jes. 57, 1 ff.). Auf sein Monument in der Magdalenenkirche stiftete Melanchthon selbst die Inschrift in griechischen Versen. Sein Name ist, wie kein anderer, mit der Geschichte der schlesischen Kirche als Gegenstand der Liebe und Verehrung für immer aufs Innigste verbunden*).

Julius Köstlin in Breslau.

---

9. Giovanni Mollio.

5. September.

Im Kranze der evangelischen Märtyrer Italiens aus dem Zeitalter der Reformation glänzt auch der Franciscaner Giovanni Mollio, dessen Lebensbild wir zeichnen wollen.

Das herrliche Toscana, das so viele ausgezeichnete Männer unter seinen Kindern zählt, ist seine Heimath, Montalcino, un-

*) Für das Neue und Abweichende, was der Inhalt dieses Lebensbildes gegenüber von dem bisher über Heß Veröffentlichten darbietet, verweise ich auf meine Begründung aus den Quellen in der „Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Alterthum Schlesiens 1864." — Zu bemerken ist auch noch, daß die geistlichen Lieder „O Welt ich muß dich lassen" und „O Mensch bedenk zu dieser Frist" nicht unserm

weit Siena, sein Geburtsort, nach dem er oft nach italienischer Weise genannt wird. Sein Geburtsjahr, das entweder auf den Schluß des funfzehnten oder auf den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts fällt[1]), kann nicht mehr genau ermittelt werden. Seine Eltern waren arm, aber ihn hatte Gott mit reichen Geistesgaben gesegnet. Die Begierde, dieselben durch das Studium der Wissenschaften auszubilden, sowie die früh erweckte Sorge um seiner Seelen Seligkeit bestimmten ihn in seiner Jugend, in den Franciscaner Orden strenger Observanz zu treten. Mit großem Ernste lag er nun sowohl der Erfüllung seiner Ordenspflichten als dem Studium der Wissenschaften ob, so daß er noch jung zum Professor der venetianischen Hochschule Brescia von seinen Oberen befördert wurde. Hier, wie später in Mailand, erwarb er sich durch seine gründlichen Kenntnisse, sowie durch seine trefflichen Lehrgaben einen rühmlichen Namen. Da dem Franciscaner Orden durch Sixtus IV. (1471—84) der demselben angehört hatte, große Vorrechte eingeräumt waren, namentlich überall, selbst ohne Begrüßung der Ortsgeistlichen, die Seelsorge auszuüben und als öffentliche Lehrer aufzutreten, so eröffnete sich dem reichbegabten jungen Professor ein weites Feld der Wirksamkeit. Aber sein Inneres ward um diese Zeit von einem Geisteszuge ergriffen, der mehr nach der Tiefe als nach der Weite ging. Wie der gleiche Odem Gottes den Frühling bringt sowohl nach den lieblichen Fluren Italiens, wo die Citronen blühen, als nach den eichenumkränzten Ebenen Deutschlands und nach den Hochthälern der Alpen, so war es auch der gleiche Geist Gottes, der im Zeitalter der Reformation die Herzen in Italien, wie in Deutschland und in der Schweiz mit wunderbarer Macht ergriff und zu dem gleichen Ziele, zum Glauben an Christum, aus dem allein das Heil erblüht, hinzog. Von diesem Geisteszuge ward auch Mollio, wie viele andere Glieder seines Ordens, in seinem ernsten Streben nach Wahrheit und nach dem Frieden der Seele ergriffen, indem er mit Schmerzen

---

Heß beizulegen sind, — das letztere vielmehr dem schlesischen Dorfpfarrer Valentin Triller; vgl. Mützell, geistl. Lieder d. evang. Kirche, dazu Wackernagels Bibliographie u. s. w.; Triller war, als er 1555 die jenes Lied mit umfassende Sammlung seiner eigenen Gesänge herausgab, der Neigung zum Schwenkfeldianismus verdächtig gewesen, hat jedoch (was Wackern., Bibliogr. S. 271, übersehen hat) diesen in einem seiner Gesänge direkt bekämpft.

1) Seine Landsmänner und evangelischen Freunde waren Occhino, geboren 1487, und Peter Martyr, geboren 1500. Mollio scheint ein Altersgenosse des Letzteren gewesen zu sein.

erfuhr, daß weder das rauhe Franciscanergewand noch die pünktliche Erfüllung der Ordenspflichten die nach der Seligkeit dürstende Seele zu beruhigen und sie ihres Heils zu versichern vermögen. Auch das Studium der neu auflebenden classischen Literatur gewährte ihm den ersehnten Seelenfrieden nicht, wohl aber wurden ihm unter dem Zuge des Geistes die herrlichen Schriftwerke der griechischen und römischen Weisheitsfreunde Wegweiser zu Christo und zu den Schriften des neuen Testamentes hin, die von ihm zeugen. Der Geist, welcher die Umgebung des jungen Professors durchwehte, war ganz geeignet, das Werk der Gnade in seinem Innern zu fördern. In Brescia, der Heimath des evangelischen Wahrheitszeugen Arnold, wie in Mailand, der stolzen Hauptstadt der Lombardei, ja durch ganz Oberitalien hatte sich auch durch das Mittelalter hindurch eine romfreie, dem Evangelio freundlich zugewandte religiöse und kirchliche Richtung erhalten. Unter den schweren Leiden der Kriege, welche im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts über diesen Ebenen sich zerstörend viel hinüber und herüber wälzten, hatte sich diese Richtung bei vielen ernsten Gemüthern zur Ueberzeugung gestaltet, daß das Heil allein aus dem Glauben an Christum den Menschen erblühe. Ueberdies vermittelte der Verkehr zwischen den Städten der Lombardei und denjenigen der benachbarten Schweiz und Deutschlands auch die Bekanntschaft mit der evangelischen Lehre, die in Zürich, wie in Wittenberg mit so großem Nachdruck und Segen verkündigt wurde. So besaß Mailand schon seit 1524 in seiner Mitte Prediger des neuen Glaubens, und in anderen Städten der Lombardei und Venedigs bestanden Versammlungen, in welchen das Evangelium gelesen und erklärt wurde. Diesen evangelischen Kreisen, in welchen der gleiche Geist wehte, der auch sein Inneres ergriffen hatte, schloß sich Mollio an, sie durch sein gründliches Wissen fördernd und von ihnen selbst im Glauben gefördert. Je mehr sich Mollio in das Studium der Schriften des neuen Testamentes und namentlich der pauliniſchen Briefe vertiefte, desto klarer und muthiger verkündigte er auch in seinen öffentlichen Vorträgen die Lehre von der Rechtfertigung allein aus dem Glauben an Christum. Von Mailand ward Mollio durch seine Oberen für kurze Zeit nach Padua versetzt, wo er ebenfalls einen Kreis von Freunden und Beförderern der evangelischen Wahrheit traf, dem er sich anschloß. Am Ende des J. 1532 ward dann unser Franciscaner Professor nach Bologna versetzt. Obgleich damals der aus der deutschen Reformationsgeschichte hinlänglich bekannte Cardinal Campeggio dieser Stadt und Le-

gation vorstand und seinem einst Carl V. ertheilten Rath „das giftige Gewächs der evangelischen Kirche mit Feuer und Schwert zu vertilgen“ in dieser Stellung selbst eifrig befolgte, so fand sich doch auch in dieser Stadt und namentlich unter den Professoren der Hochschule ein Kreis eifriger und muthiger Freunde der evangelischen Wahrheit, denen sich Mollio anschloß und deren Gesinnungen und Hoffnungen wir aus ihren eigenen Worten kennen lernen wollen.

Mit gespannter Theilnahme verfolgten die Evangelischen in Italien die Entwickelung der evangelischen Kirche in Deutschland und in der Schweiz. Bange war es ihnen für sie, als Carl V. 1530 den berühmten Reichstag zu Augsburg in der Absicht eröffnete, durch Unterdrückung der Predigt des Evangeliums den Frieden in der Kirche wiederherzustellen. „Ganz Italien“ schrieb Paolo Rosselli aus Venedig an Melanchthon, „sieht mit ängstlicher Erwartung dem Ausgange Eurer Versammlung entgegen.“ Freudig athmeten sie wieder auf, als die Kunde über die Alpen zu ihnen gelangte, die evangelischen Fürsten und Lehrer haben muthig und mit gutem Erfolge die evangelische Wahrheit bekannt und vertheidigt, so daß der Kaiser nicht mehr daran denke, sie zu unterdrücken, sondern vielmehr den Entschluß gefaßt habe, ein allgemeines christliches Concil zu versammeln, um die längst ersehnte Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern durchzuführen. Als Carl V. daher wieder aus Deutschland nach Italien zurückgekehrt war und mit Clemens VII. in Betreff der Versammlung dieses Concils in Bologna eine Unterredung hielt, da schien den Evangelischen Italiens die Erfüllung ihrer Hoffnung nahe gerückt. Zu dieser Zeit erschien als Gesandter des Kurfürsten von Sachsen bei Carl V. Johann Planitz und zwar, wie in Italien allgemein geglaubt wurde, mit dem Auftrage, den Kaiser zu bestimmen, beim Papste die beförderliche Versammlung dieses Concils auszuwirken. Indem auch die Evangelischen in Bologna diesem Gerüchte Glauben schenkten, wandten sie sich an Planitz in einem Schreiben, das wohl der Feder Mollio's entflossen sein dürfte, und dem wir zur Kennzeichnung der Gesinnung und Hoffnungen dieser Männer einige Stellen entheben wollen. Nach Erwähnung oben berührten Gerüchtes schreiben sie an den kurfürstlichen Gesandten: „Ist die Sache, wie wir gerne „glauben wollen, wahr, so erstatten wir euch Allen den besten „Dank, euch selbst, weil ihr euch bemüht, in dieses Land Babels „zu kommen, eurem Deutschland, weil es eine Kirchenversammlung

„fordert, und ganz besonders eurem evangelischen Fürsten, der „das Evangelium und den wahren Glauben so eifrig vertheidigt. „Denn nicht zufrieden, seinen Sachsen und Deutschen Christi „Gnade und Freiheit wieder gegeben zu haben, bestrebt er sich, „dasselbe Glück auch England, Frankreich, Italien, Spanien und „anderen Ländern zu verschaffen. Wir sind vollkommen überzeugt, „daß euch gar wenig daran liege, ob die Kirchenversammlung be„rufen werde oder nicht. Wir sahen ja schon, daß ihr als edle „und treue Christen das tyrannische Joch des Antichrists abge„schüttelt habt. Eure Rechte und heiligen Privilegien auf das freie „Königreich Christi habt ihr gesichert. Demnach könnet ihr, wo „und wie es euch gefällig ist, öffentlich lesen, schreiben und predigen, „die Geister der Propheten hören und sie beurtheilen der apostoli„schen Regel gemäß. Wir wissen auch, daß ihr, weit entfernt über die „gehässige Anklage der Ketzerei euch zu ärgern und zu betrüben, „vielmehr euch glücklich schätzen und euch freuen würdet, wenn ihr „von allen zuerst für den Namen Jesu Christi Tadel, Schmach, „Einkerkerung, Feuer und Schwert erdulden müßtet. Hieraus er„kennen wir deutlich, daß eure Forderung einer Kirchenversamm„lung keineswegs einen einseitigen Vortheil für Deutschland be„zweckt, sondern, daß ihr, getreu dem Rathe der Apostel, das „Interesse und Heil anderer Völker im Auge habt. Daher be„kennen sich auch alle Christen euch zu wahrem Danke verpflichtet, „und namentlich wir Italiener, indem wir als nächste Nachbarn „des Mittelpunktes der Tyrannei das Glück eurer Befreiung be„neiden müssen, obgleich wir den Tyrannen in unserem Herzen „lieben." Indem sie die Hoffnung äußern, Planitz werde sich ernstlich beim Kaiser für die Berufung des längst ersehnten Concils verwenden, fahren sie fort: „Dieses kann euch nicht wohl „mißglücken, indem Se. Majestät genau weiß, daß die frömmsten, „gelehrtesten und berühmtesten Männer ganz Italiens und beson„ders Roms sehnlichst ein solches Concil herbeiwünschen. Wir „sind vollkommen überzeugt, daß viele dieser Männer, sobald sie „den Zweck eurer Sendung erfahren, euch freudig entgegen kommen „werden."

„Wir hoffen endlich, daß man es als sehr vernünftig und „der Anordnung der Apostel und Kirchenväter gemäß finden wird, „daß man den Christen die Freiheit gewähre, ihre Glaubensbe„kenntnisse gegenseitig zu prüfen, weil die Gerechten nicht durch „die Werke Anderer, sondern durch ihren Glauben leben, „sonst würde der Glaube nicht Glaube sein, noch die Ueberzeu-

„gung, die auf göttliche Weise durch's Herz gewirkt wird, Ueber„zeugung genannt werden können, sondern wäre vielmehr ein „gewaltsam auferlegter Zwang, der, wie der Einfältigste und Un„wissendste einsehen muß, zur Seligmachung durchaus Nichts bei„tragen kann. Allein, wenn die Bosheit des Satans noch immer „fortwüthen sollte, diese Wohlthat uns vorzuenthalten, so wird „man doch mindestens den Geistlichen und Laien gestatten, Bibeln „zu kaufen, ohne der Ketzerei beschuldigt, oder die Aussprüche Christi „oder St. Pauli anzuführen, ohne ein Lutheraner geschimpft zu „werden; denn leider! haben wir Beispiele eines solchen abscheu„lichen Verfahrens, und wenn dieses nicht ein Zeichen der Herr„schaft des Antichristis ist, was ist es denn anders, wenn man sich „den Vorschriften der Gnade und der Lehre, dem Frieden und „der Freiheit Christi so offenbar widersetzt, sie mit Füßen tritt „und verwirft?"

Dieses Schreiben ist ein schönes Zeugniß von dem frischen und muthigen Sinne, der die Evangelischen Italiens im Zeitalter der Reformation beseelte. Genährt und gefördert wurde diese evangelische Richtung durch das Studium der heiligen Schrift, sowie der Schriftwerke der deutschen und schweizerischen Reformatoren, die in Italien meistens unter erdichteten Namen verbreitet wurden. Auf Mollio machte namentlich eine Schrift Bullingers: „vom Ursprunge der Irrlehre von der Messe und der Anrufung der Heiligen" einen tiefen Eindruck, indem er einst seinem Freunde Zanchi rieth: „Kaufe dir dieses Buch, und hast du kein Geld, „so reiß' dir lieber ein Auge aus und gieb es dafür und lies das „Buch mit dem anderen." In Bologna las und erklärte Mollio unter großem Beifalle seiner Zuhörer die Briefe des Apostels Paulus, die ihm so lieb und theuer geworden, weil auch durch seine Seele, wie durch die des großen Apostels, der Riß zwischen Gesetz und Gnade sich schmerzlich vollzogen hatte. Da aber die von Paulus gelehrte Rechtfertigung allein aus dem Glauben mit der päpstlichen Lehre vom Verdienste der Werke, vom Ablasse und vom Fegefeuer im Widerspruche steht, so erfuhren auch die Vorlesungen Mollio's bald von der altgesinnten Parthei einen heftigen Tadel. Namentlich war es ein gewisser Cornelio, Professor der Mathematik, der die von Mollio gelehrte Rechtfertigung allein aus dem Glauben bestreiten zu müssen glaubte. Von Mollio in einer öffentlichen Disputation mit leichter Mühe überwunden, verklagte jedoch Cornelio seinen Gegner beim päpstlichen Hofe wegen Verkündigung und Verbreitung ketzerischer Lehren. Paul III.

(1534—49) hatte jedoch Männer zu Cardinälen ernannt, welche selbst gleichfalls der von Mollio verkündigten Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben ergeben waren. Namentlich gilt dieses von dem edlen Venezianer Gaspar Contarini, der diese Lehre in einem tiefsinnigen Tractate entwickelt hat. Daher ward Mollio, der in Rom sich sehr freimüthig vertheidigt hatte, wieder nach Bologna mit dem Entscheide entlassen: „die von ihm vorgetragene Lehre sei zwar schriftgemäß und wahr, dürfe aber einstweilen nicht ohne Nachtheil für den römischen Stuhl verkündigt werden. Er solle daher die Erklärung der pauliniſchen Briefe unterlassen und dagegen aristotelische Philosophie lesen.“ Aber Mollio fuhr fort, die ihm theure Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben auch in diesen Vorlesungen vorzutragen; daher wirkte Campeggio beim General der Franciscaner aus, daß er 1538 nach Neapel in das Kloster San Lorenzo als Lector versetzt wurde. Aber dieser Schritt diente keineswegs zum Nachtheile für die evangelische Bewegung in Italien. Den Evangelischen in Bologna konnte Martin Bucer am 10. Septbr. 1541 freudig schreiben, „daß ihre Zahl, wie er vernommen, sich täglich mehre und sie auch immer mehr in der Erkenntniß Christi wachsen, so daß durch sie auch viele Andere zu dieser Erkenntniß geführt werden.“ Auch Mollio selbst fand sich durch seine Versetzung nach Neapel in seiner evangelischen Richtung mehr gefördert als gehemmt. Hier war nämlich seit 1536 der spanische Edelmann Juan Valdez der Mittelpunkt einer „seligen Gesellschaft“ von ausgezeichneten Männern und feingebildeten adelichen Frauen, die von diesem außerordentlichen Manne in die Erkenntniß der Heilslehren eingeleitet wurden. Mit großem Scharfblicke wußte Valdez die Männer herauszufinden, die entweder schon von der evangelischen Wahrheit ergriffen oder doch für sie empfänglich waren. So ward auch Mollio, wie seine beiden Landsmänner, der Capucinergeneral Bernardino Occhino von Siena, der damalige erste Canzelredner Italiens, und der Augustiner Probst zu San Pietro ad Aram, Peter Martyr aus Florenz, in den Kreis der evangelischen Freunde Valdez eingeführt und von diesem in ihrer Erkenntniß der Heilslehren weiter gefördert. Während nun Valdez „als der von Gott berufene Seelsorger des Adels“ durch die wunderbare Macht seiner Begeisterung für die von Gott geoffenbarte Wahrheit immer mehr Anhänger für dieselbe gewann, entwickelten Peter Martyr und Mollio in ihren Vorlesungen über die pauliniſchen Briefe vor zahlreichen Zuhörerschaaren zu San Pietro ad Aram und

San Lorenzo die Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben. Und wenn Occhino die Kanzel zu San Giovanni Maggiore bestieg, um die nämliche Lehre in einer für Gebildete und Ungebildete gleich faßlichen Weise zu verkündigen, so vermochten die weiten Räume dieses Domes nicht die Zahl der Zuhörer zu fassen, die den ausgezeichneten Redner zu hören begehrten. Die Wirkung dieser im gleichen Geiste bethätigten Verkündigung der evangelischen Lehre schildert uns Gimbattista Falengo in folgender Weise: „Wahrhaft wunderbare Erscheinung unserer Tage! Frauen, deren Sinn gewöhnlich mehr zur Eitelkeit als zur Wissenschaft sich neiget, zeigen sich tief eingedrungen in die Wahrheiten des Heils, und Menschen in den niedrigsten Verhältnissen, selbst Soldaten zeigen uns ein Bild des vollkommenen Lebens-Jahrhunderts, würdig des goldenen Zeitalters. Barmherziger Gott, welch' eine reiche Ausgießung des heiligen Geistes!" So entfaltete sich unter der Wirksamkeit dieser evangelischen Männer hier auf „diesem auf die Erde gefallenen Stück Himmels" ein Geistesfrühling, welcher die Pracht des irdischen Frühlings weit noch überstrahlte. Aber wenn der heiße Sirocco weht, so welkt augenblicklich die glühende Blüthenpracht dahin, so daß die Blume des Feldes, die am Morgen schöner bekleidet war, als Salomon in seiner Herrlichkeit, am Abend welk und versengt dasteht, ein Bild der Vergänglichkeit des menschlichen Lebens. Ein ähnlicher versengender Gluthwind kam auch über den Geistesfrühling, der damals in Neapel sich entfaltete, und bereitete demselben ein ähnliches Verderben, wie der Sirocco der Blüthenpracht des natürlichen Frühlings. — Während die Evangelischen in Italien, wie in Deutschland und in der Schweiz, eine Reformation der Kirche nach der Richtschnur des Wortes Gottes anstrebten, suchten andere dieselbe innerhalb der Schranken der Lehre und Einrichtungen der bestehenden päpstlichen Kirche durch Belebung des Eifers und Pflichtgefühls zur strengen Beobachtung derselben durchzuführen. Zu den Reformatoren dieser Art gehören die beiden Cardinäle Giovanni Pietro Caraffa, ein aufbrausender, stürmischer Zelot, und Gaetano da Thiene, ein stiller, sanftmüthiger, den Entzückungen eines geistlichen Enthusiasmus hingegebener Mann. Diese beiden Männer sind die Stifter des für die Neubelebung und Erhaltung der päpstlichen Kirche, sowie für die Unterdrückung der evangelischen Richtung sehr wirksamen Theatiner Ordens. Auf die evangelische Bewegung in Neapel lenkten die Theatiner gleich ihre Aufmerksamkeit. Gaetano da Thiene ging selbst mit mehreren Mitgliedern dieses Or-

dens dahin und nahm Besitz von der St. Pauls Kirche, um von der Kanzel derselben aus dem Valdez und seinen Freunden entgegen zu wirken. Mit großer Eilfertigkeit und Entrüstung meldete da Thiene seinem Freunde Caraffa, welche ketzerische Lehren in Neapel öffentlich verkündigt und vertheidigt werden. Dieser warnte hinwieder in einem Schreiben den Vicekönig vor den Feinden der Kirche in seiner Hauptstadt und ermahnte ihn, dieselben zu unterdrücken. Inzwischen wurden die Gespräche der Freunde Valdez, sowie die Predigten Occhino's und die Vorlesungen Martyr's und Mollio's überwacht und auskundschaftet, und jede Abweichung von der Kirchenlehre sorgfältig bemerkt und nach Rom berichtet. Bis zum Jahre 1540 hatten die evangelischen Lehrer am päpstlichen Hofe ihre Vertheidiger und Beschützer an den Cardinälen Contarini, Sadolet, Pole und Fregoso, aber mit diesem Jahre gestaltete sich ihr Schicksal daselbst immer düsterer. Contarini ging als Legat zum Regensburger Gespräche und ward bald selbst am päpstlichen Hofe wegen seiner Nachgiebigkeit gegen die Protestanten verdächtigt. Valdez starb in Neapel tiefbetrauert von seinen Freunden; Occhino und Martyr verließen, müde der Verdächtigungen und Verfolgungen, diese Stadt, um bald durch Auswanderung nach der Schweiz ihr Leben und ihre evangelische Ueberzeugung zu retten. So befand sich noch Mollio allein von den ausgezeichneten evangelischen Lehrern in Neapel, um die kurz vorher so hoffnungsvoll aufblühende evangelische Gemeinde mit der evangelischen Lehre zu erbauen. Seine vorzügliche Beschützerinnen waren die Gräfin von Trajetto und Isabella Manrica, die später sich nach der Schweiz flüchten mußte. Mollio's Stellung wurde besonders schwierig nach dem 1542 erfolgten offenen Uebertritt Occhino's und Martyr's zur evangelischen Kirche der Schweiz, weil seine enge Verbindung mit diesen Männern bekannt war. Auf der anderen Seite vermehrten und verstärkten sich die Beschützer der päpstlichen Kirche immer mehr, indem sie zugleich immer heftiger die evangelische Richtung befeindeten. Neben den Theatinern und zum Theile nach dem Vorbilde dieses Ordens organisirte Ignatius Loyola in Venedig die Compagnie Jesu, die vom Papste 1540 bedingt und 1543 unbedingt als ein eigener Orden bestätigt wurde. Auf eifriges Eindringen des Cardinals Caraffa, der dabei vom Cardinal von Burgos, Juan Alvarez von Toledo sowie von Ignatius Loyola kräftig unterstützt wurde, beschloß der Papst die Einführung der Inquisition (21. Juli 1542) zur Unterdrückung der Ketzerei, das heißt, der evangelischen Rich-

tung und Lehre. Furchtbar war namentlich für die Evangelischen in Neapel die Bethätigung aller dieser ineinander greifenden Maßnahmen zu ihrer Unterdrückung. Die von den Seggi gestiftete Academie ward unterdrückt, die frömmsten Christen, die nicht flüchtig ihr Vaterland verließen, eingekerkert und durch das Inquisitionstribunal zum Feuertode verurtheilt. Auch Mollio mußte 1543 Neapel verlassen, um von nun an zehn Jahre hindurch von der Inquisition und ihren Trabanten, den Theatinern und Jesuiten, umspäht, verfolgt und eingekerkert zu werden. Jeronymus Marianus meldete 1544 dem Pellican in Zürich, daß Mollio von Montalcino, der Regens eines Klosters von Mailand, um seines evangelischen Bekenntnisses willen in Gefangenschaft gehalten werde. Endlich ward er 1553 auf Befehl Julius III. (1540—55) in Ravenna ergriffen und fest verwahrt nach Rom geführt. Während seiner mehrere Monate dauernden Gefangenschaft beendigte er einen Commentar über die Genesis, der gelobt wird. Den 5. September 1553 wurde mit großem Pompe ein öffentliches Inquisitionsgericht über ihn und einige seiner Schüler gehalten. Leider verstanden sich die Meisten von den Letzteren, um ihr Leben zu fristen, zum Widerrufe der früher bekannten evangelischen Lehre. Mit einer brennenden Fackel in der Hand erschien Mollio, gefolgt von einem treuen Schüler Tisserano von Perugia oder Padua[1]) vor das Inquisitionstribunal und bekräftigte hier mit ungebrochenem Muthe seine stets verkündigte Lehre von der Rechtfertigung allein aus dem Glauben an Christum. Seine Richter behandelte Mollio in seiner Vertheidigungsrede als ein Mann, der keine irdische Rücksicht mehr kennt. „Der Papst, sagte er unter Anderem, ist keineswegs der Nachfolger Christi oder des Apostels Petri oder das Haupt der christlichen Kirche, sondern vielmehr der wahre Antichrist, ein verfluchter und verdammter Fürst des antichristlichen Reiches, der sich mit gleichem Rechte die tyrannische Herrschaft über die Kirche angemaßt, mit dem der Raubmörder seine unschuldigen Opfer erwürgt. Was euch, ihr Cardinäle und Bischöfe, betrifft, so habt ihr die Gewalt, die ihr euch anmaßt, nicht durch ehrliche Mittel erlangt, sondern vielmehr durch ehrgeizige und verwerfliche Umtriebe. Darum kennet ihr weder Maß noch Zucht, noch achtet ihr irgend Tugend und Ehrbarkeit. So muß ich auch härter mit euch reden und sagen, daß eure Kirche nicht Gottes, sondern des Satans Kirche sei und das

1) Nach Bonet von Padua.

ächte Babel. Wenn eure Gewalt, wie ihr vorgebet, von den Aposteln herstammte, so würde auch eure Lehre mit derjenigen der Apostel und eure Lebensweise mit der Ihrigen übereinstimmen. Nun aber findet gerade das Gegentheil statt. Ihr verachtet und verstoßet auf die frevelhafteste Weise den Herrn Christum und sein Wort. Ihr glaubet nicht wahrhaftig, daß ein Gott im Himmel sei. Ihr verfolget und tödtet Gottes treue Diener und löset seine Gebote auf. Ihr beraubet die armen Gewissen ihrer Freiheit und unterdrücket sie. Ihr maßt euch tyrannischer Weise Gewalt über zeitliches und ewiges Leben und Tod an. Darum appellire ich von diesem eurem Gerichte und fordere euch auf den jüngsten Tag vor den Richterstuhl Christi. Da werdet ihr, es mag euch lieb oder leid sein, von eurem Thun und Lassen genaue Rechenschaft ablegen müssen; und wenn ihr nicht vorher Buße thut, so müßt ihr im höllischen Feuer ewig brennen. Zum Zeugnisse dieser Warnung nehmet zurück diese brennende Fackel, die ihr mir in die Hand gegeben!" Mit diesen Worten warf er entrüstet die brennende Fackel vor ihre Füße. Die Cardinäle und Bischöfe knirschten mit den Zähnen und schrieen, man solle diesen Menschen aus ihren Augen entfernen. Hierauf ward über ihn und über Tisserano das Urtheil gesprochen, daß sie gehenkt, und ihre Leichnahme sodann verbrannt werden sollen. Bei Anhörung dieses Urtheils erhob Mollio seine Augen gen Himmel und sprach: „O Jesus Christus, mein Herr, mein oberster Priester und mein Hirte! Auf der ganzen Welt giebt es nichts, an dem ich mehr Gefallen hätte, als daß ich um deines Namens willen mein Blut vergießen soll."

Hierauf wurden sie auf den Campo Fiore hinausgeführt, wo Tisserano zuerst gehenkt wurde, nachdem er für seine Feinde gebetet. Mollio dankte Gott vor seinem Tode für seine unaussprechliche Gnade, daß er ihn zum Lichte seines Wortes geführt und ihn zum Zeugen seines Evangeliums erwählt habe. — Hierauf ward er gehenkt und beider Leichname sodann verbrannt. So ward dieser getreue Diener Christi gewürdigt, seinen Glauben an den Heiland mit dem Märtyrertode zu besiegeln.

N. Christoffel in Winterfingen bei Basel.

10. Theodor Beza.

7. Oktober.

Wie neben der heroischen Gestalt Luthers sich die ehrwürdige Gestalt eines Melanchthon erhebt, wie neben Zwingli ein Oekolampad und gleich nach ihm ein Bullinger auftraten in der Reformationsgeschichte der deutschen Schweiz, so tritt dem Reformator Genfs, dem erlauchten Johann Calvin zur Seite sein Schüler und Freund, sein Amts- und Kampfgenosse, der muthige Fortsetzer seines Werkes Theodor Beza. Er ist nicht, wie Luther und Zwingli, aus der ärmlichen Hütte des Berg- oder Landmanns, nicht wie Melanchthon aus der Werkstätte eines Waffenschmiedes oder wie Oekolampad aus dem Kramladen eines ehrbaren Bürgers hervorgegangen. Er gehörte zu denen, welche die Welt als Hochgeborene auszeichnet, wenn sie auch gleich im Himmel nicht höher angeschrieben sind als die, welche der Herr aus dem Staube zu der Höhe emporhebt, auf die er sie gestellt haben will. Sein Vater war ein Adlicher, Peter de Béze und residirte als königlicher Landvoigt (bailli) auf dem Schlosse Vézelay, in einer wild romantischen Gegend des ehemaligen Herzogthums Burgund gelegen. Seine Mutter, Marie Bourdelot, war ein Muster von Frömmigkeit, Demuth und Milde gegen die Armen und Leidenden, denen sie nicht nur mit Gaben der Liebe, sondern auch mit thätiger Hülfsleistung beistand, wobei ihr die ärztlichen Kenntnisse zu gut kamen, die sie sich erworben hatte. Theodor, geboren am Tage Johannis des Täufers (24. Juni) 1519 war das 7te Kind der glücklichen mit zahlreicher Familie gesegneten Eheleute. Als er noch nicht volle drei Jahre alt war, erbat sich seines Vaters Bruder, der Parlamentsrath Nicolaus de Béze, von den Eltern die Erlaubniß, das überaus zarte Kind mit nach Paris zu nehmen, um es dort erziehen zu lassen. Nur mit schwerem Herzen ging die Mutter in diesen Vorschlag ein. Sie begleitete den Liebling ihres Herzens noch selbst an den neuen Ort seiner Bestimmung und trennte sich von ihm, ohne ihn je wieder zu sehen, denn bald darauf starb sie im 32. Lebensjahre. Der Oheim vertrat nun Vater- und Mutterstelle an dem Kleinen, und so fehlte es ihm auch nicht an den Sorgen, welche den Eltern aus all' den Gefahren erwachsen, denen das Kindesalter ausgesetzt ist. Bei aller Vorsicht konnte er es nicht verhüten, daß Theodor von einem seiner Diener mit einem lebensgefährlichen Hautausschlag

angestellt wurde. Er mußte sich den schmerzhaftesten Operationen eines Wundarztes unterwerfen. Täglich wurde der Knabe mit einem jungen Vetter, der an demselben Uebel litt, durch den Diener in das Haus des Arztes geleitet, der im Louvre wohnte. Der Weg dahin führte über die damalige Müllerbrücke (pont aux meuniers). Da wandelte eines Tages den Vetter die Versuchung an, um den Qualen der Operation zu entgehen, sich über die Brücke in die Seine zu stürzen, und dazu machte er auch Theodor Muth. Schon wollten die beiden Knaben, die der Diener aus den Augen gelassen hatte, das Wagestück ausführen, als sie noch zur rechten Zeit vom Oheim bemerkt und an der schauderhaften That verhindert wurden. Das Uebel gab sich wieder, und nun sollte die geistige Ausbildung der Knaben nicht länger versäumt werden. Durch einen Freund aus Orleans, der den Parlamentsrath Beza in Paris besuchte, erfuhr dieser, daß sich in Orleans ein Lehrmeister von besonderer Geschicklichkeit befinde, ein Deutscher, Namens Wolmar. Diesem entschloß er sich, seinen Neffen zur weiteren Erziehung zu übergeben, und so reiste der junge Theodor mit dem Gastfreunde nach Orleans ab, um zugleich ein Haus- und Studiengenosse des Sohnes seines Wohlthäters zu werden. Schon damals scheinen die Franzosen vor der deutschen Gründlichkeit Respect gehabt zu haben, und dieser Respect war in gegenwärtigem Falle gewiß nicht ungegründet: der Schwabe Wolmar war ein Mann von ernster Gesinnung und einem reichen Wissen.

Der junge Beza, der den 5. Dezember 1528 in Orleans anlangte, fand in dem Hause seines Lehrers die herzlichste Aufnahme. Er pflegte in der Folge den Eintritt in dieses Haus als seinen zweiten Geburtstag zu feiern. Bald sollte er seinem Lehrer an einen neuen Aufenthaltsort nachfolgen. Die Schwester Königs Franz I., Margarethe von Angoulême, vermählte Herzogin von Alençon und Berry, hatte an Wolmar einen Ruf ergehen lassen, die alten Sprachen auf ihrer Akademie in Bourges zu lehren; Wolmar nahm den Ruf an und sein Schüler ging mit ihm. Nun aber gehörte Bourges zu den Städten, in welchen die neu aufgehende Sonne evangelischer Erkenntniß bereits ihre Strahlen auszusenden begonnen hatte. Viele, die um ihres Glaubens willen aus der Hauptstadt waren verbannt worden, fanden hier Zuflucht. Wie konnte es fehlen, daß nicht auch das junge Gemüth Beza's von jenen Strahlen berührt wurde, da sich in Wolmars Hause so viele hochbegabte Männer und Jünglinge versammelten, welche der neuen Lehre zugethan waren, unter ihnen auch der junge Calvin,

auf den Wolmar bekanntlich einen entscheidenden Einfluß übte. Aber nicht lange dauerte dieses schöne Verhältniß. Auch in Bourges waren die Freunde der Reformation nicht mehr sicher. Wolmar sah sich genöthigt, im Jahr 1535 Frankreich zu verlassen und sich wieder nach Deutschland zurückzuziehen. Gerne wäre ihm der dankbare Schüler dahin gefolgt, allein der alte Herr und Landvoigt von Vézelay, der dem alten Glauben seiner Väter anhing, war froh, daß das Verhältniß seines Sohnes mit Wolmar und den übrigen unruhigen Geistern sich löste, und Beza mußte wieder nach Orleans zurück, um dort das Studium des Rechtes, zu dem er sich entschieden hatte, zu absolviren und sich auf seine praktische Laufbahn vorzubereiten. Die Art, wie damals Rechtswissenschaft betrieben wurde, war nun freilich wenig geeignet, dem geistreichen und klassisch gebildeten jungen Manne Lust für dieselbe einzuflößen; größeres Wohlgefallen fand er an den römischen Dichtern, deren Süßigkeiten er in Wolmars Schule gekostet, an Ovid, Catull, Tibull. Bald versuchte auch er sich in Gedichten, die er an seine erste Geliebte, Marie de l'Etoile (Stella), die Tochter eines seiner juristischen Professoren in Orleans richtete; allein diese ward ihm bald durch den Tod entrissen, und Beza, nachdem er am 11. August 1539 den Grad eines Licentiaten der Rechte erlangt hatte, verließ Orleans und wandte sich Paris zu. Sein früherer Gönner und Versorger, der Oheim Nicolaus, war längst gestorben; aber dessen Bruder, Claudius, Abt von Froimont, nahm sich gleichfalls des Neffen an. Dort lebte auch sein ältester Bruder, ein Geistlicher, im Besitz seiner Pfründe, und mit diesem wohnte er zusammen. Beza blieb bei seinen hervorstechenden Talenten nicht lange unbemerkt. Er bewegte sich mit Leichtigkeit in den Kreisen der damaligen Litteraten und Schöngeister, und auch jetzt verschaffte ihm seine Muse viele Gunst und manchen Genuß. Aber es war der Genuß weltlicher Freude, welche den vollendeten Weltmann ergötzte. Später sah Beza nur mit Bedauern auf diese Zeit zurück. Um den Versuchungen zu entgehen, in die er durch seinen leichtfertigen Umgang mit dem weiblichen Geschlechte verstrickt wurde, entschloß er sich, zu heirathen. Er verlobte sich mit einem jungen Mädchen aus dem Bürgerstande, die kein Vermögen besaß, und erklärte vor zwei Zeugen, daß er sich auch öffentlich zu dieser Verbindung bekennen werde, sobald es seine Verhältnisse gestatten würden. Die Verlobte hieß Claude Desnoz. Dieses Verhältniß hat ihm später bei den Gegnern viel üble Nachrede erweckt, gegen die er sich mit der edelsten Freimüthigkeit vertheidigte. In diese Zeit (1548) fällt auch die

Herausgabe seiner poetischen Jugendversuche in lateinischer Sprache (Juvenilia), wobei er sich Virgil und Ovid als Vorbilder setzte. Schon des letztern Name läßt errathen, daß manches mit unterlief, das mehr der antiken (heidnischen) als der christlichen Lebensanschauung entnommen war. Beza hat es selbst später gestanden, daß er nur mit Erröthen an den Mißbrauch der edeln Dichtergabe zurückdenke, den er sich habe zu Schulden kommen lassen. Solche freimüthigen Bekenntnisse (wie ja auch Zwingli seiner Zeit ein ähnliches abgelegt hat) geben uns einen richtigern Maßstab zur sittlichen Beurtheilung unsrer Reformatoren, als die Uebertreibungen und Verläumdungen böswilliger Gegner auf der einen oder die Beschönigungen unberufener Advocaten auf der andern Seite. Nicht als vollendete Heilige, sondern als durch Gottes Gnade Geheiligte und in seinem Dienste mehr und mehr in der Heiligung Fortgeschrittene führt sie die unbestechliche Geschichte uns vor. Uebrigens waren jene Gedichte mehr in einem allzufreien und losen, als in einem schmutzigen, unzüchtigen Tone gehalten; wie würde sonst der ernste Wolmar, dem er sie vorlegte und widmete, ihn zur Herausgabe derselben ermuntert haben? Bald aber sollte der hochbegabte Jüngling aus den poetischen Liebeständeleien herausgerissen und ernstern Studien entgegen geführt werden. Gott nahm ihn selbst in die Schule, indem er ihn in eine schwere Krankheit fallen ließ. „Der Herr, so sagt er uns selbst, griff mich durch diese Heimsuchung dergestalt an, daß ich an meinem Aufkommen verzweifelte. Was sollte ich Unglücklicher thun, dem nichts als Gottes furchtbares Gericht vor Augen schwebte? Was geschah? Nach unendlichen Qualen des Leibes und der Seele erbarmte sich doch der Herr seines flüchtigen Knechtes und tröstete mich, so daß ich nicht mehr an seiner verzeihenden Gnade verzweifelte. Unter tausend Thränen verabscheue ich mich selber, flehe ihn um Verzeihung an, erneuere das Gelübde, mich offen zu seiner wahren Kirche und Verehrung zu bekennen; kurz, ich gebe mich ihm ganz und gar hin. So geschah es, daß das mir in allem Ernste vorgehaltene Bild des Todes das in mir schlummernde und nie begrabene Verlangen nach dem wahren Leben erweckte und daß jene Krankheit der Anfang meiner Genesung und wahren Gesundheit wurde. So wunderbar ist die Wirkung des Herrn bei den Seinen, daß er durch dasselbe Mittel niederschlägt, verwundet und heilt. Sobald ich also das Lager verlassen konnte, brach ich alle Bande, welche mich bisher gefesselt hielten, packte meine geringe Habe zusammen und verließ Vaterland, Eltern, Freunde, um Christo nachzufolgen." Und wohin hätte sich Beza

besser wenden können, als nach der Stadt, wohin so viele um des Evangeliums willen Verfolgte ihre Zuflucht genommen hatten und wo gerade Calvin in der vollsten Blüthe seines Wirkens stand, nach Genf? Dorthin zog er mit seiner Verlobten. Nachdem er von Calvin freudig war aufgenommen worden, war sein erster Schritt der in die Kirche, um sich feierlich und öffentlich trauen zu lassen. Nun aber fragte sich: wovon leben? Das Project, mit dem gleichfalls nach Genf geflüchteten Crespin eine Buchdruckerei zu errichten, wurde ihm von Calvin als unsicher mißrathen. Das Beste schien ihm, einstweilen seinen Freund Wolmar in Deutschland aufzusuchen und sich mit ihm über sein künftiges Leben zu besprechen. Er machte sich also auf nach Tübingen und wurde von seinem ehemaligen Lehrer mit offenen Armen empfangen. Dieser ermunterte ihn nach Genf zurückzukehren und ruhig abzuwarten, welchen Weg ihm Gott zeigen würde. Und siehe, er brauchte nicht lange zu warten. Noch ehe er Genf wieder erreichte, schon auf der Heimreise dahin, in Lausanne bot sich ihm an der dortigen Akademie ein Lehrfeld an. Lausanne stand damals, wie das ganze Waadtland unter der Herrschaft Berns. In kirchlicher Beziehung galten dort die Artikel der Berner Disputation von 1528. Auf diese Artikel hatte Jeder der ein kirchliches oder ein Schulamt bekleidete, sich eidlich zu verpflichten. Beza leistete den Eid den 9. November 1549 und trat nun die ihm übertragene Professur (es war die der griechischen Sprache) mit Dank gegen Gott und mit Vertrauen auf seine weitere Führung an. Von der Gewissenhaftigkeit des Mannes ist auch das ein schönes Zeugniß, daß er die Lehrstelle nicht früher antreten wolle, als bis er die Versicherung erhalten hätte, daß das Aergerniß, das er früher durch seine poetischen Jugendversuche möge gegeben haben, gehoben sei. Erst nachdem seine Collegen ihn darüber beruhigt, als über eine Sache, die unter dem Papstthum geschehen und nun mit diesem beseitigt sei, gab er sich zufrieden. Ja, er suchte den Schaden dadurch gut zu machen, daß er nun die Dichtergabe, die ihm Gott verliehen, nicht etwa zum Schweigen verdammte, sondern sie vielmehr zur Ehre Gottes verwandte. Und wie konnte er das besser als durch die Uebersetzung der Davidischen Psalmen zum Besten der Gemeinde? In dieser Arbeit war ihm Clément Marot aus Cahors vorangegangen; allein nur 50 ausgewählte Psalmen waren von ihm bearbeitet und von dem berühmten Goudimel in Musik gesetzt worden. Beza vollendete nun das angefangene Werk, so daß der ganze Psalter 1552 der Gemeinde zu gottesdienstlichem

Gebrauch übergeben werden konnte. Aber auch die der Welt zugekehrte dramatische Poesie sollte unter seinen Händen eine edle Richtung gewinnen. Die alten geistlichen Schauspiele des Mittelalters waren längst ausgeartet. Dagegen wurden in den Schulen zur Uebung im Vortrag biblische Geschichten zur Aufführung gebracht. Beza bearbeitete, und zwar in sehr gelungener Weise, das „Opfer Abrahams" als Schuldrama. Es wurde in einem der Säle der ehemaligen Officialität aufgeführt und hatte sich eines großen Beifalls zu erfreuen. Auf die heitern Tage des Spieles folgten bald die ernsten trüben Tage göttlicher Heimsuchung. Von Bündten her war (1551) die Pest nach Lausanne gekommen und auch Beza wurde von ihr befallen. Sein Leben schwebte in Gefahr. Viret, der Reformator Lausanne's, theilte darüber in einem Briefe seine Besorgnisse an Calvin mit. Die Gebete aller Freunde vereinigten sich um Erhaltung dieses wichtigen Werkzeuges zur Verbreitung der evangelischen Wahrheit, und die Gebete wurden erhört. Beza genas und widmete seine Kräfte auf's Neue der Wissenschaft und der Kirche. Es würde uns zu weit führen, wollten wir seine zehnjährige Wirksamkeit in Lausanne in all' ihre Einzelheiten verfolgen. Wir fassen das Hauptsächlichste zusammen. Neben seinen akademischen Vorlesungen hielt er zu Belehrung und Erbauung der Gemeinde Bibelstunden, in welchen er zuerst den Brief an die Römer und dann die beiden Briefe Petri in französischer Sprache praktisch erklärte. Dabei führte er einen ausgedehnten Briefwechsel mit Bullinger, Calvin u. A. Er verfolgte den Gang der Reformation nicht nur mit dem Auge des Zuschauers, sondern griff sowohl durch schriftstellerische, als durch persönliche Thätigkeit in denselben ein. Einen tiefen Eindruck machte auf ihn das Schicksal jener fünf Lausanner Studenten, seiner Schüler, die in Lyon den Zeugentod starben. Er gab seinem Schmerz Ausdruck in einer Elegie. Auch in die Lehrstreitigkeiten, wie in die über die Gnadenwahl, wurde er verwickelt, indem er sich in diesem Stücke strenge zu Calvins Lehre hielt und die Gegner derselben, wie einen Hieronymus Bolsec bekämpfte. Ja, selbst dann unterließ er nicht, für Calvin Partei zu nehmen, als ein lauter Schrei des Unwillens gegen die im Jahr 1553 an Servet vollzogene Hinrichtung sich erhob. Beza verfaßte eine Schrift, in welcher er das Recht der Obrigkeit nachwies, Ketzer am Leben zu strafen.*) Beza betrachtete

*) De haereticis a civili magistratu puniendis. Sie war hauptsächlich gegen Seb. Castellio gerichtet, der in Verbindung mit Lälius Socinus

wie Calvin die religiöse Irrlehre als ein Verbrechen gegen die Gesellschaft, das, indem es die christlichen Grundlagen untergrabe, noch weit strafbarer sei, als Mord, Ehebruch und Diebstahl. Er bedachte aber nicht genug, daß religiöse Ueberzeugungen nicht mit Gewalt unterdrückt werden können; doch stand er mit dieser Ansicht nicht allein. Es war dies damals die Ansicht der Mehrheit, und zwar nicht der unerleuchteten Masse, sondern viele auch der einsichtsvollsten Staatsmänner und Theologen bekannten sich zu ihr. Erst dem christlichen Geiste der spätern Zeit ist es gelungen, hierüber richtigere Grundsätze zu verbreiten. Mitten in die öffentlichen Kämpfe hinein fiel auch noch für den viel geprüften Mann der Kampf mit denen, die ihm leiblich am nächsten standen, mit seinem Vater und dem ältesten Bruder. Wir haben schon erwähnt, daß der alte Herr von Anfang an die Verbindung seines Sohnes mit den Männern des neuen evangelischen Glaubens nur ungerne sah. Und wie tief hatte sich dieser unterdessen in die dem Vater verhaßte Neuerung hinein gelassen! Sollte es jetzt noch möglich sein, ihn zur Rückkehr in den Schooß der alten, der „allein selig machenden“ Kirche zu bewegen? Es schien dies doch wohl eines Versuches werth. Eines Tages erschien daher der älteste Sohn, Jean de Béza, ein Kaufmann, um den jüngeren Bruder zu einem ehrenvollen Rücktritt zu bewegen: allein er mußte sich bald überzeugen, daß alle seine Beredsamkeit dem beredtern Bruder gegenüber umsonst sei; ja, fast wäre er von diesem beredet worden, die Kirche Roms zu verlassen und dem lautern Evangelium sich zuzuwenden. Als der Bruder nichts ausgerichtet, da blieb für Beza noch das Schwerste übrig, die Begegnung mit dem greisen Vater. Diese fand in einem Grenzorte zwischen der Schweiz und der Franche-Comté statt. Aber auch sie führte zu keinem Ziele. Beide trennten sich von einander mit schwerem Herzen; eine Verständigung war bei den so ganz verschiedenen Standpunkten unmöglich.

Einen willkommenen Auftrag erhielt Beza gemeinschaftlich mit seinem Freunde Farel, im Jahre 1556, die evangelischen Kantone der Eidgenossenschaft zu bereisen, um diese zu einem nachdrücklichen Schritte zu Gunsten der von Frankreich aus verfolgten Waldenser zu stimmen. Sie sollten nämlich Abgeordnete nach Paris schicken, um den dortigen Hof, der jene Verfolgungen angeordnet hatte,

---

und Secundus Curione das Verfahren gegen Servet in einer öffentlichen Schrift gemißbilligt hatte. Die Schrift war in Basel erschienen unter dem erborgten Namen Martin Bellius und dem Herzog Christoph von Würtemberg gewidmet.

günstiger zu stimmen. Auch die deutschen Fürsten und Städte sollten bewogen werden ihre kräftige Fürsprache einzulegen. Leider wurde die Ausführung dieses schönen Gedankens nicht wenig erschwert durch die Spannung, die noch immer zwischen den Schweizern und den Deutschen wegen der Abendmahlslehre herrschte. Diese mußte erst gehoben werden, und auch dazu wirkte Beza mit. Aber sein Friedenswerk ward von beiden Seiten mißdeutet und dadurch vereitelt. Erfolglos blieben auch seine Bemühungen als er zu Gunsten der Glaubensbrüder in Frankreich, über welche neue Verfolgungen ausgebrochen waren, eine Reise nach Deutschland, bis Marburg, machte, um die deutschen Fürsten zu gewinnen. Wohl ging eine Gesandtschaft nach Paris, kehrte aber unverrichteter Sache nach Hause zurück mit der Nachricht, daß sogar während ihrer Anwesenheit neue Schlachtopfer auf die brennenden Scheiterhaufen geführt wurden. Zu diesen betrübenden Erfahrungen kamen noch die innern Zerwürfnisse in der Waadtländischen Geistlichkeit, indem die Einen in Sachen der Kirchenverfassung und Kirchenzucht sich unbedingt den Anordnungen der Berner Regierung fügten, während die Andern die kirchliche Unabhängigkeit im calvinischen Sinne zu behaupten suchten. Vergebens suchte Beza zu vermitteln. Er verließ Lausanne und siedelte Anfang September 1558 nach Genf über. Dorthin kam er zur rechten Stunde: denn eben hatte der Magistrat auf Calvins Anregung in Genf eine hohe Schule eingerichtet, an welcher Beza zu lehren berufen ward. Ja, er sollte nicht nur Vorlesungen halten, in denen er die heilige Schrift erklärte, sondern die Leitung der neuen Anstalt ward in seine Hände gelegt. Dazu ward ihm erst noch ein Pfarramt übertragen. Die Eröffnung der Schule geschah am 5. Juni 1559: in der Hauptkirche zu St. Peter hielt Beza, nachdem die Feierlichkeit durch Calvin mit Gebet und einer kurzen Ansprache war eröffnet worden, die akademische Festrede über Ursprung, Würde, Nothwendigkeit und Nutzen der Schule. Was er da über den Vortheil der Bildung Treffliches sagte, verdient noch heut zu Tage beherzigt zu werden. Von diesem Tage an ward die Genfer Akademie die Bildungsschule für das ganze reformirte Frankreich. Von allen Seiten strömten ihr Schüler zu. Schon bald nach der Stiftung zählte die unterste der sieben Klassen ihrer allein Dreihundert. Bei seiner vielfachen Beschäftigung in Kirche und Schule ließ indessen Beza die Schicksale der Reformation im Großen nicht aus den Augen. Abermals nahmen die Verfolgungen in Frankreich seine Fürsorge in Anspruch. Abermals machte er sich (im November

1559) nach Deutschland auf, um dem frommen Churfürsten Friedrich III. zu Heidelberg die hochwichtige Sache an's Herz zu legen. Der Churfürst ließ sich auch in der That herbei, ein von Beza verfaßtes Bittgesuch in seinem eignen Namen an des Königs Majestät nach Paris zu senden, aber trotz der freundlichsten Zusicherungen, welche der König der Gesandtschaft gab, wurden die Opfer zum Tode geführt, unter ihnen der berühmte Parlamentsrath Anna du Bourg*).

Auch das undankbare Vermittelungswerk zwischen den Lutheranern und Calvinisten, in Absicht auf die Lehre vom heiligen Abendmahl, wollte er nicht aufgeben. Aber bald mußte er sich überzeugen, daß bei der obwaltenden leidenschaftlichen Stimmung der Parteien jede Friedenspredigt in den Wind geredet sei. Die grobe Weise, womit der Hamburger Theologe Joachim Westphal die calvinische Lehre angriff, reizte ihn zum Widerspruch und noch mehr schienen die Schmähungen eines Tileman Heßhus eine derbe Abfertigung zu fordern. Wer kann es Beza verdenken, wenn auch er die Mäßigung vergaß und sich zu Ausdrücken hinreißen ließ, die nicht geeignet waren, in einer so ernsten und heiligen Sache eine Verständigung anzubahnen? Wie wahr und treffend hatte er doch selbst in seiner Schrift gegen Westphal sich ausgesprochen, wenn er schrieb: „Es sind der Zänkereien, Schmähungen, Beschuldigungen und Vertheidigungen schon mehr als genug. Reue und Betrübniß muß es erwecken, daß der Fortgang des Evangeliums durch dieses traurige Gezänke schon so viele Jahre hindurch gehindert worden ist. Bis hieher und nicht weiter mit dem Wettstreit im Hasse, der ein Sold unsrer Sünde ist. Warum sollen wir nicht auch einen Wettstreit beginnen in der Liebe?" Aber zu einem solchen schien einmal die Zeit nicht angethan, und wer darf jene Zeit verdammen im Blick auf die unsrige? Steht es denn jetzt besser? Mit richtigem Scharfblick hatte übrigens Beza es vermerkt, daß die Bekenner des Evangeliums durch solche Zänkereien dem gemeinschaftlichen Gegner den größten Triumph bereiten. Um so mehr war es an der Zeit, abgesehen von allen jenen Streitigkeiten, ein offnes und klares Bekenntniß des eigenen Glaubens abzulegen. Und dieß that nun Beza, indem er eine kleine Schrift, die er ursprünglich französisch aufgesetzt hatte, um sich mit seinem Vater auseinander zu setzen, nun weiter ausarbeitete und zum Behufe der Gelehrten in lateinischer Sprache herausgab (1560). Die Schrift (das Bekenntniß des christlichen Glaubens) war von ungeheurer Wirkung; sie wurde auch in's Italienische übersetzt und galt noch

*) S. Evang. Kalender für 1851. S. 185 ff.

hundert Jahre nach ihrem Erscheinen als ein Hauptbuch der calvinistischen Kirche, über das im Jahre der Aufhebung des Edictes von Nantes, der Erzbischof von Paris das Verdammungsurtheil aussprach. Nun kam aber auch für Beza die Zeit, wo er nicht durch das geschriebene, sondern durch das lebendige Wort vor den Obrigkeiten dieser Welt öffentliches Zeugniß ablegen sollte über den Glauben, um des willen noch immer seine Brüder in Frankreich Verfolgung litten. Dort hatte bereits nach dem Tode König Heinrichs II. jene dem Protestantismus feindselige Partei der Guisen sich aufgethan, gegen welche die politische Macht der Bourbons unter Anton von Navarra sich erhob. Dieser hatte die „Hugenotten", wie man jetzt allgemein die Protestanten in Frankreich nannte, auf seiner Seite, einen Condé, den edeln Coligni und andere Edelleute mehr. Er selbst war indessen nur mit halbem Herzen dem Protestantismus zugethan und nur nach längerem Bedenken entschloß er sich, einen der anerkanntesten Lehrer der hugenottischen Partei anzuhören und dann erst auf eine gründliche Erwägung der Sache einzugehn. Niemand schien aber einer solchen Aufgabe, den Schwankenden durch überzeugende Gründe für die Sache des Evangeliums zu gewinnen, gewachsener als eben Beza, der auch das Vorurtheil der adelichen Herkunft für sich hatte. König Anton wandte sich deshalb schriftlich an Calvin und dieser ermunterte Beza, dem Rufe zu folgen. In Nérac, der alten Hauptstadt des Herzogthums Albret (in der Gascogne) waren die hugenottischen Edelleute um Anton von Navarra versammelt. Auch die Königin Johanna von Albret (Mutter des nachmaligen Heinrichs IV.) war gegenwärtig. Dahin sollte Beza sich verfügen. Nach zwölfjähriger Verbannung hatte er zum erstenmal wieder den Boden Frankreichs betreten, und nach einer gefahrvollen Reise, auf welcher er sich mehr als einmal von bewaffneten Reitern mußte begleiten lassen, langte er in Nérac an. Er bestieg die Kanzel, zu der sich Adel und Kriegsvolk und Leute aus allen Ständen hinzudrängten. Wohl ward Anton von des gewaltigen Mannes Worten ergriffen; aber die mit ihm gepflogenen Unterhandlungen führten zu keinem Ziel. Auch die Königin schien anfänglich gegen Beza's Predigt verschlossen, aber bald that ihr Gott das Herz auf und sie wurde die „zweite Deborah" des streitenden Israel.

Nach dreimonatlicher Abwesenheit kehrte Beza nach Genf zurück, das er voll von französischen Flüchtlingen fand, für deren Unterkommen er und Calvin zu sorgen hatten. Auch die Pest hatte sich wieder eingestellt und mehrere der Freunde und Genossen dahin

gerafft. Zudem erfuhr Beza mit Schmerzen den Tod seines alten Lehrers und Freundes Wolmar. Bald aber forderte die Gestaltung der Dinge in Frankreich noch einmal seine Gegenwart. Wie anderwärts, so sollte auch hier ein Religionsgespräch den Ausschlag geben. Dieses Gespräch wurde durch einen offenen Majestätsbrief vom 25. Juli 1561 nach der Abtei Poissy, unweit Paris, ausgeschrieben. Hier sollte Jeder erscheinen, „der in Sachen der Religion etwas zur Sprache zu bringen hätte, weß Standes er auch sei", und zwar geschah die Einladung unter feierlicher Zusage eines sichern Geleites. Die Evangelischen Frankreichs glaubten keinen bessern Sprecher auf das Religionsgespräch senden zu können, als Beza. An ihn ward also von Seiten Condé's und Coligni's, sowie der ganzen Gemeinde der Evangelischen zu Paris durch den Edelmann Claudius von Prabella eine Einladung nach Genf geschickt, und nach einigen weitern Verhandlungen, die seiner Sicherheit wegen nothwendig geworden waren, entschloß er sich dieser Einladung zu folgen.

Den 22. August 1561 langte er in Paris an. Er wurde dem Hofe in St. Germain vorgestellt, hielt auch am folgenden Sonntag auf den Wunsch der Versammlung einen Gottesdienst vor einem auserwählten Kreise. Auch in einem vornehmen Kreise beim König von Navarra hatte er Gelegenheit sich Angesichts der Königin Mutter, Katharina von Medicis, gegen den Cardinal von Lothringen auszusprechen und schon hier einige üble Nachreden zu beseitigen, die in Betreff der Abendmahlslehre gegen ihn waren erhoben worden, als habe er z. B. gesagt, Christus sei gerade so im Brot wie im Koth (Christum esse in coena sicut in coeno). Erst am 9. September wurde das Colloquium in dem langen, hochgewölbten Saale der Abtei Poissy unter allerlei Ceremonien eröffnet. Es war eine glänzende Versammlung. Unter einem Thronhimmel saß der König Karl IX., noch ein Knabe, umgeben von den Herren und Damen des königlichen Hauses. Die Königin Mutter und die Großen des Reichs, wie die höchsten Würdenträger der Kirche, Cardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe, die Doctoren der Sorbonne als Vertreter der Universität, waren in ihrem reichen Schmucke anwesend. Als nun, recht sehr dagegen abstehend, die vierunddreißig Prediger und Aeltesten als die Abgeordneten der reformirten Kirche Frankreichs in ihrer bescheidenen Kleidung mitten in die glänzende Versammlung traten, entschlüpfte einem hochmüthigen Cardinal das bittere Wort: „da kommen die Genfer Hunde." Aber Beza blieb dem Mann im Purpur die Antwort

nicht schuldig: „Treue Hunde, sprach er, thun noth in der Schafheerde des Herrn, um die reißenden Wölfe anzubellen.“

Nachdem sodann der würdige Kanzler l'Hôpital die Verhandlungen durch eine Anrede eröffnet, ergriff Beza das Wort und wandte sich an den König mit der Erklärung, daß es vor allen Dingen sich zieme, mit der Anrufung des heiligsten aller Namen zu beginnen. Dann fiel er auf seine Kniee und sprach also: „Herr Gott, ewiger, allmächtiger Vater, wir erkennen und bekennen vor deiner heiligen Majestät, daß wir arme Sünder sind, empfangen und geboren in Sünden, geneigt zu allem Bösen, untüchtig zu einigem Guten, daß wir ohne Unterlaß deine heiligen Gebote übertreten und dadurch nach deinem gerechten Urtheil Verderben und Tod uns zuziehen. Aber, o Herr, wir tragen Reu' und Leid, daß wir dich beleidiget haben, wir verdammen uns und unsere Uebertretungen mit wahrer Reue und seufzen darnach, daß deine Gnade zu Hülfe komme unserm Elend (Diese Worte bilden bekanntlich die sogenannte „offene Schuld“, womit die französische Kirche noch heute und mit ihr auch deutsche reformirte Kirchen den Gottesdienst beginnen). Dann fuhr er fort: „Da es dir heute gefallen, die unnützen Knechte so hoch zu begnadigen, daß sie die Wahrheit deines heiligen Wortes, so du ihnen geoffenbart, in Gegenwart des Königs, den du über sie geordnet hast, vor dieser so erlauchten Versammlung frei bekennen dürfen, so bitten wir dich, o du Gott und Vater alles Lichts, du wollest nach deiner unaussprechlichen Güte und Barmherzigkeit unsern Verstand also erleuchten, unsere Herzen und Gedanken also regieren und in alle Wahrheit leiten, ja unsere Worte alle dahin richten, daß wir die nach Maßgabe deines Wohlgefallens von uns erkannten und den Menschen zu ihrer Seligkeit geoffenbarten Geheimnisse nicht allein mit dem Munde, sondern auch von ganzem Herzen rein und lauter bekennen und vorbringen mögen zu deines heiligen Namens Ruhm und Ehre, zur Wohlfahrt und zum seligen Gedeihen unsers Königs und seines ganzen Hauses, zum Troste und zur Beruhigung ganzer gemeiner Christenheit und insonderheit dieses theuren Königreichs. Herr Gott, allmächtiger Vater, wir bitten dich um dieses alles im Namen und von wegen deines lieben Sohnes Jesu Christi unsers Herrn und Heilandes. Amen. Und nun erst, nachdem er noch das Unser Vater gesprochen, hielt er eine wohldurchdachte Rede an den König, in der er ihm die Sachlage auseinander setzte und eine kurze Darstellung des evangelischen Glaubens gab, wie die Protestanten ihn bekennen. Freimüthig setzte er auch die Ansicht

der Reformirten vom Abendmahl auseinander. Er wies die Beschuldigung von sich, als machten sie aus dem Mahl des Herrn ein bloßes Gedächtnißmahl, er betonte auf's Feierlichste, daß es auch ihnen sei ein Mahl der Gemeinschaft des wahren Leibes Christi, nur bestritt er die räumliche Gegenwart dieses Leibes im Brote und zwar sowohl die Verwandlungslehre der Katholiken als auch die Ubiquitätslehre der Lutheraner. Räumlich gefaßt, meinte er, seien Leib und Blut Christi eben so weit vom Brot und Wein entfernt, als der oberste Himmel (darin Christus thront) entfernt sei von der Erde. Damit berührte er nun freilich den wundesten Fleck. Während man ihm bis dahin ruhig zugehört hatte, brach nun ein Sturm wider ihn los: blasphemavit, blasphemavit! (er hat gelästert) tönte es von allen Seiten. Der Cardinal von Tournon ersuchte unter anderm den König und die Königin dem verwegenen Redner das Wort zu entziehen und drohte mit seinen Prälaten den Saal zu verlassen; allein er wurde vom König zur Ordnung gewiesen. Wir können dem Gange des Gespräches, das auch an weitern Tagen und auch in kleinern Conferenzen fortgesetzt wurde, nicht in seine Einzelheiten folgen. Das Ergebniß war nicht das erwünschte. Die Verhandlung wurde abgebrochen. Beza blieb indessen, und zwar auf den ausdrücklichen Wunsch der Königin Katharina noch längere Zeit in Frankreich, wo er, so oft sich Gelegenheit fand, die Gemüther durch die Macht seiner Predigt stärkte. Er war Zeuge der blutigen Kämpfe, zu denen der unvermeidlich gewordene Religionskrieg führte. In der Schlacht von Dreux war er als Feldprediger zugegen. Seinem Einfluß war es vorzüglich zu verdanken, daß in dem Heere der Hugenotten eine Mannszucht aufrecht erhalten wurde, die auch dem Feinde Achtung einflößte.

Im Mai 1563 kehrte er wieder nach Genf zurück. Seine Anwesenheit war um so nöthiger, als Calvin seinem Ende entgegenging, das auch bald erfolgte. Wer war geeigneter an seine Stelle zu treten, als er? Und doch wehrte ihm seine Bescheidenheit, sich als lebenslänglichen Nachfolger Calvins zu betrachten; sondern alljährlich sollte (so wurde auf seinen Antrag beschlossen) ein Leiter (Modérateur) der kirchlichen Angelegenheiten von der Genfer Geistlichkeit (Vénérable compagnie) gewählt und nach Ablauf des Jahres eine strenge Censur über denselben geübt werden. Der Abtretende war indessen wieder wählbar, und so groß war das Vertrauen in Beza's Persönlichkeit, daß die Wahl bis zum Jahre 1580, wo schuldige Rücksichten auf das Alter eintraten, jedesmal wieder auf ihn fiel, obgleich gegen ihn die Censur

der Brüder mit aller Strenge geübt wurde. Welche Last dadurch auf seine Schultern gelegt wurde, läßt sich denken. Aber Gott gab ihm Kraft, sie zu tragen bis in sein Alter. Und zu den vielen täglich sich häufenden Geschäften kamen auch jetzt noch schwere Zeitereignisse, die ihn und sein Amt näher berührten. Aber nicht auf Genfs Kirche allein beschränkte sich seine Sorge, sondern er war und blieb nun selbstverständlich der Patriarch der Reformirten Frankreichs. So führte er, um nur einiges von dem Vielen zu nennen, den Vorsitz auf der Synode zu Rochelle im April 1571. Er hätte sich hiezu von seiner Regierung Urlaub erbeten. Die Schreckensnachricht von der Bluthochzeit (August 1572) kam ihm zwar nicht unerwartet; (er hatte kurz zuvor Heinrich von Navarra in einem ernsten Briefe vor der Verbindung mit einer katholischen Prinzessin gewarnt); aber dennoch wirkte sie auch auf ihn wie auf Alle, erschütternd. Er erkannte darin ein Gericht Gottes. Auf seinen Antrag wurde im September ein außerordentlicher Buß- und Bettag angeordnet. Er hielt eine Predigt, in der er die Gemüther aufrichtete. Viele der nach Genf Geflüchteten nahmen an der Feier Theil. Für diese, die in immer größern Schaaren anlangten, zu sorgen, war sein und seiner Amtsgenossen unausgesetztes Bemühen. Sie gingen mit ihrem Beispiel voran, als es sich um eine Collecte handelte und machten ihre Häuser zu Herbergen der flüchtigen Brüder. Besonders tief aber ging dem glaubenstreuen Manne zu Herzen der Uebertritt Heinrichs IV. zur Kirche Roms. Man hat längere Zeit geglaubt, Beza habe dazu still geschwiegen nach dem Grundsatz der Welt, daß man das Unabänderliche doch nicht ändern könne; allein seit etwa zehn Jahren sind wir im Besitz eines in Genf entdeckten Briefes vom Jahre 1593, worin Beza dem König mit allem Nachdruck in's Gewissen redet, ihn ermahnt, doch nicht auf das was ihm Ehre bringe, sondern allein auf Gottes Ehre zu schauen und sein Vertrauen auf den zu setzen, der ihn noch aus größern Verlegenheiten gezogen habe, als aus der gegenwärtigen, und der ihn auch jetzt festhalten werde mit seinem gewaltigen Arm. Er erinnerte ihn an eines seiner eigenen Worte, das er einmal gesprochen: „Wenn Gott will, daß ich König werde, so wird es geschehen, wie man mich auch daran hindern möge; will Er es nicht, so will ich es auch nicht.“ Das sei ein Wort, eines christlichen Königs würdig! Dabei stellte er ihm Davids Beispiel vor Augen, dem er nicht nur nachahmen, den er übertreffen möge, indem er seinen Tugenden nachfolge, seine Fehler vermeide. Die Warnung kam freilich zu

spät, und so mußte nun allerdings Beza zu geschehenen Dingen — nicht das Beste reden, aber mit dem Bewußtsein, das Seinige gethan zu haben, den Schmerz über das Geschehene in sich verwinden und das Uebrige Gott anheimstellen. „Nicht zwar vom Glauben verlassen ist meine Seele (schrieb er deßhalb im August an einen Freund), Gott sei Dank dafür; wohl aber ist sie *tief* betrübt und geängstigt. Welche Hoffnungen haben wir auf diesen Fürsten gesetzt, und wie hat er sich nun so arg versündigt an Gott, an seinen heiligen Engeln und an allen Heiligen der Erde... Unsre einzige Zuflucht ist die Gnade Gottes; es kann nicht sein Wille sein, uns ganz der Zerstörung Preis zu geben." Beza war auch billig genug, den guten Willen und die wohlwollende Gesinnung Heinrichs IV. anzuerkennen, die er namentlich in der Erlassung des Edictes von Nantes zu Gunsten der Protestanten an den Tag legte; er ahnte in ihm ein wohlthätiges Werkzeug in der Hand Gottes zur Erhaltung der reformirten Kirche Frankreichs. Noch einmal (1599) wurde ihm die Ehre zu Theil, den König persönlich zu begrüßen, als dieser in einer kritischen Lage, in der sich Genf dem feindlichen Savoyen gegenüber befand, zum Schutze der Stadt an den Grenzen erschien. Beza, an der Spitze der Genfer Gesandtschaft hielt eine Anrede an den König, die er mit Anspielung auf die Worte des greisen Simeon schloß: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren; wie du gesagt hast, denn meine Augen haben vor meinem Tode nicht allein den Befreier Eurer unterthänigen Diener, sondern den Retter von ganz Frankreich und aller Gläubigen gesehen." Heinrich aber redete ihn als seinen „Vater" an und entließ ihn mit einem Ehrengeschenke.

Es würde den Raum dieser Blätter überschreiten und zudem weniger die Erbauung der Leser fördern, wollten wir Beza in die weitern Gebiete seiner Thätigkeit folgen und namentlich der Streitschriften erwähnen, die er nach verschiedenen Seiten hin zu veröffentlichen sich veranlaßt sah. Daß er dem von Friedrich von Würtemberg veranstalteten Religionsgespräch zu Mömbelgard (1587) beiwohnte, um sich mit dem berühmten lutherischen Theologen Jacob Andreä über die Differenzpunkte der Lehre, und zwar nicht nur das Abendmahl, sondern auch die Prädestination (Gnadenwahl) betreffend, zu besprechen, sei nur im Vorbeigehen erwähnt. Nicht verschwiegen werden soll aber endlich noch die edle Standhaftigkeit mit welcher der von allen Seiten angefochtene Mann noch in seinen alten Tagen die Zumuthung zurückwies, die von einem hochgestellten Prälaten, einem der edelsten Vertreter der römisch-katholischen

Kirche an ihn gestellt wurde, wieder in den Schooß dieser Kirche zurückzutreten. Es war der noch junge Franz von Sales, der Bischof (in partibus) von Genf, der im Jahre 1597 im Auftrag des Papstes den höchst mißlichen Versuch wagte. Unter anderm stellte er an Beza die Frage, ob er glaube, daß man *auch* in der katholischen Kirche selig werden und sein Heil schaffen könne? Wie hätte dies Beza läugnen sollen? Aber von diesem Zugeständniß zu dem andern, daß die römisch-katholische Kirche die *allein* selig machende oder auch nur eine vorzüglichere Kirche sei, als die evangelische, war noch ein weiter Schritt. Und diesen zu thun, konnte der in seinen Grundsätzen so feste Mann nicht einen Augenblick sich versucht fühlen. Am wenigsten aber verfingen bei ihm Bestechungen. Auch zu diesem unedeln Mittel nahm der sonst edle fromme Mann, Franz von Sales, seine Zuflucht. Es sollte freilich nicht das Ansehn einer groben Bestechung haben, es sollte nur ein Anerbieten sein, das Beza seinen Schritt erleichtere, wenn ihm der Bischof eine jährliche Pension von 4000 Reichsthalern und noch Weiteres mehr in Aussicht stellte. Da konnte Beza nicht länger an sich halten; es drängte sich ihm das Wort auf die Zunge: „Hebe dich von mir Satan." Ob er es laut ausgesprochen, wie einige melden, oder ob er nach einer mündlichen Ueberlieferung in der mildern, aber doch sehr verständlichen Weise geantwortet habe: „Gehet, Herr, ich bin zu alt und zu taub, um solche Worte hören zu können" mögen wir auf sich beruhen lassen. So viel ist gewiß, daß ihn der Versucher von der Stunde an verließ mit dem bleibenden Eindrucke, daß der Mann ein „steinernes Herz" habe. In seinen spätern Jahren hatte sich Beza mehr und mehr vom Schauplatz der Kirche zurückgezogen. Im Jahre 1588 starb ihm seine Gattin, mit der er 40 Jahre glücklich gelebt. Kinder hatte sie ihm keine geboren. Auf den Rath seiner Freunde hatte er sich noch in seinem Alter zu einer zweiten Ehe entschlossen mit einer verwittweten Genueserin, Catharina del Piano. Bis in sein 65stes Jahr genoß er der besten Gesundheit; aber nun stellten sich die Beschwerden des Alters ein, rheumatische Schmerzen, Schlaflosigkeit, häufiger Schwindel, der ihn auch auf der Kanzel befiel, ein Zittern in der Hand, das ihn besonders am Schreiben hinderte. Er mußte seine Briefe einem Schreiber dictiren. Im October 1595 setzte er sein Testament nieder, worin er besonders auch Gott dankte für die Barmherzigkeit, die er an ihm als einem armen Sünder erwiesen. Noch hielten die geschwächten Kräfte vor bis in das Spätjahr 1605. Den 2. Okto-

der d. J. meldeten sich die Vorboten seines Todes. Die Prediger der Stadt wurden an sein Krankenbett berufen; auch von den Professoren verabschiedete er sich. Nachdem ihn den 13. October eine Ohnmacht befallen, schlummerte er sanft in ein besseres Leben hinüber. Er hatte in seinem Testament den Wunsch geäußert, daß seine irdischen Reste auf dem allgemeinen Kirchhof Plain-Palais beigesetzt würden: aber der Magistrat ließ ihn im Kreuzgang von St. Peter beisetzen. Unter seinen schriftlichen Leistungen verdient besonders die lateinische Uebersetzung des Neuen Testamentes hervorgehoben zu werden, die sich sowohl durch Treue als Eleganz auszeichnet. Auch seine Bibelerklärungen sind von Werth, so wie seine historischen Schriften, besonders seine Geschichte des reformirten Frankreichs, welche den Zeitraum von 1521—63 umfaßt. An seinem Charakter wird bei aller Entschiedenheit eine große Milde und Leutseligkeit gelobt, und bis auf unsere Zeit hat sich ein Wort aus dem Lager der Gegner erhalten, sie wollten lieber mit Beza in der Hölle, als mit Calvin im Himmel sein. Wir glauben uns aber freuen zu dürfen, daß des Einen wie des Andern Name im Himmel angeschrieben sei, wenn wir auch, was Menschliches an beiden war, nicht auf Kosten der Wahrheit beschönigen wollen. Der Herr kennt die Seinen. Jeder steht und fällt seinem Herrn. Uns aber geziemt das Andenken derer zu ehren, die uns das Wort des Heils verkündigt haben, und ihrem Glauben nachzufolgen.

K. R. Hagenbach in Basel.

Die Aufhebung des Edikts von Nantes.

18. Oktober.

Es ist eine trübe Zeit, die auf den folgenden Seiten in raschen Zügen geschildert werden soll, denn selten haben in irgend einem Lande die weltliche und die kirchliche Macht ein schändlicheres Beispiel von Ungerechtigkeit und Grausamkeit gegeben; es ist aber auch eine erhebende Zeit, eine Zeit heldenmüthiger, unverwüstlicher Glaubenstreue. Lüge und rohe Gewalt verbanden sich um die Gewissensfreiheit zu unterdrücken; es gelang ihnen, ihr Triumph ward ihnen aber zur Schmach; die Nachwelt hat über den Kampf entschieden, und den scheinbar Besiegten allein den Preis des Sieges zuerkannt.

Durch das, den 13. April 1598 zu Nantes erlassene Religions-Edikt hatte Heinrich IV. den langen blutigen Bürgerkriegen in Frankreich ein Ende gemacht; den Reformirten war dadurch ein, wenn auch in Einzelnem beschränkter, aber doch immerhin rechtlicher Bestand zugesichert worden. Es war die erste öffentliche Anerkennung der Gewissensfreiheit von Seiten eines französischen Regenten, und insofern ein Sieg des protestantischen Princips über die Ansprüche Roms auf Alleinherrschaft. Der abtrünnige König hatte seinen frühern Glaubensgenossen überall die freie Ausübung des Privatgottesdienstes gestattet, die des öffentlichen jedoch nur da, wo sie im Jahr 1597 bereits eingeführt war, und mit Ausschluß der Hauptstadt Paris; sie sollten auf keine Weise beunruhigt und ihre Kinder ihnen nicht entrissen werden; in Bezug auf den Zutritt zu allen Aemtern, die Aufnahme in Schulen und Universitäten, die Theilnahme an Hospitälern und öffentlichen Armen-Anstalten sollten sie den Katholiken gleichgestellt sein. Da indessen die Hugenotten auch eigene politische Rechte besaßen und durch ihre feste Organisation eine mächtige Partei im Staate bildeten, zu einer Zeit wo die Gleichheit des Gesetzes für alle Bürger noch nicht als höchster Grundsatz galt, so konnten es die Katholiken, welche die große Mehrheit ausmachten, nicht über sich bringen, sich in die, den verhaßten Ketzern gemachten Concessionen zu fügen; es entstanden Reibungen, oft von der bedenklichsten Art. Zudem fuhr der, an die Fehden des 16. Jahrhunderts gewöhnte hugenottische Adel fort, an den innern Unruhen und Kriegen Theil zu nehmen, die unter Ludwig XIII. das Land heimsuchten. Der seit 1626 die Regierung leitende Cardinal von Richelieu setzte alle Kräfte daran, Ordnung und Friede herzustellen; der reformirte Bund wurde besiegt; durch das Edikt von Nismes, Juli 1629, entriß der Cardinal den Protestanten ihre frühern politischen Rechte, ließ ihnen aber ungeschmälert ihre kirchlichen, die doch jedenfalls die Hauptsache waren. Von nun an lebten sie ruhig, im Ganzen von der Regierung wenig gestört, nur von Lokalbehörden hie und da bedrängt und durch Bekehrungsversuche belästigt. Viele Adelige traten zum Katholicismus über, Bürger aber und Bauern blieben standhaft; sie ergaben sich dem Ackerbau, dem Handel, der Industrie und erhoben sich rasch zu einem Wohlstand, der häufig den Neid der Gegner erregte. 1652 bestätigte der Cardinal Mazarin das Edikt von Nantes; seit Langem war die Lage der Reformirten nicht so blühend, so befriedigend gewesen; immer mehr

wuchs aber auch der Groll der katholischen Geistlichkeit. Da sie nicht mehr die Ketzer verfolgen sollte, gab sie sich selber für ein Opfer der Verfolgung aus; bei der 1656 gehaltenen allgemeinen Versammlung des Clerus ward bitter über den Druck geklagt, den die Kirche zu dulden hätte. Mazarin sah sich genöthigt diesen eiteln Klagen Gehör zu schenken; es traten für die Reformirten neue Beschränkungen ihrer Rechte ein; doch erst als der Minister 1661 starb und Ludwig XIV. selber die Regierung antrat, erhob die Intoleranz voll Hoffnung ihr Haupt. Der König war persönlich nicht zur Grausamkeit geneigt, allein abergläubisch und im Haß der Hugenotten erzogen und von all' dem Uebermuth eines absoluten Despoten erfüllt, gieng er leicht auf die Rathschläge derjenigen ein, die ihn zur Bekämpfung der Ketzerei hindrängten. Das Edikt von Nantes war zwar noch als Reichsgesetz in Kraft, es fanden sich jedoch Mittel um es zu umgehn und Jesuiten um alle Eingriffe zu beschönigen; dem schlauen Beichtvater des Königs, dem Pater Lachaise, gebührt hiebei der vornehmste Ruhm.

Bereits 1661 wurden in jede Provinz zwei Commissäre geschickt, ein katholischer und ein reformirter, um zu erforschen, wie es mit der Beobachtung des Edikts von Nantes gehalten würde. Es hätte hieraus ein guter Erfolg erwachsen müssen, wenn es damit redlich gemeint gewesen wäre; was vermochte aber, bei unvermeidlichen Conflikten, der einer verhaßten Minorität angehörende reformirte Commissär gegen den von der Regierung und der Geistlichkeit unterstützten katholischen? Statt Nutzen zu bringen, rief die Maßregel nur neue Bedrückungen hervor; an vielen Orten wurden Kirchen und Schulen geschlossen und wohlthätige Anstalten zum Besten der Katholiken confiscirt. Auf solche vereinzelte Verletzungen des Edikts, die nur gewisse Localitäten zu treffen schienen, folgten bald allgemeinere, aus denen des Königs Absichten schon genugsam ans Tageslicht traten: die Reformirten sollten ihre Todten nur früh morgens oder spät abends begraben; die Relaps, das heißt, die, welche den Protestantismus abgeschworen hatten, aber nachher wieder zu ihm zurückgekehrt waren, sollten des Schutzes des Edikts nicht mehr genießen, sondern, als Entweiher der katholischen Religion, des Landes verwiesen werden; die Priester wurden ermächtigt, in Begleitung einer Magistratsperson, zu den Kranken zu gehen um sie zu fragen, ob sie in der Ketzerei sterben oder sich bekehren wollten. Es ist kaum nöthig auf den Mißbrauch aufmerksam zu machen, der mit dieser Maßregel getrieben ward; halb bewußtlose Sterbende wurden mit Fragen gequält, und sprachen

sie ein Wort oder machten sie ein Zeichen, das man als Aeußerung katholischer Gesinnung deuten konnte, so fielen sie der römischen Kirche anheim. Noch empörender war eine Verordnung aus dem Jahr 1665, der zufolge die Kinder der Reformirten, die Knaben vom 14., die Mädchen vom 12. Jahre an, ermächtigt wurden ohne und gegen den Willen ihrer Eltern katholisch zu werden. Zu öffentlichen Aemtern wurden längst keine Reformirte mehr berufen; nur Colbert, der Finanzminister, der ihre Redlichkeit und Ordnungsliebe kannte, ließ sie noch zu den von seiner Verwaltung abhängenden Stellen zu, so wie er auch, als dem Staate nützliche Bürger, diejenigen beschützte, die Handel und Ackerbau trieben und Fabriken besaßen.

Es würde die Gränzen dieses Aufsatzes weit überschreiten, wenn alle die einzelnen Beschlüsse der Reihe nach aufgeführt werden sollten, die in diesen Jahren von der französischen Regierung gegen die Reformirten ausgiengen; sämmtliche Garantien des Edikts von Nantes wurden nach und nach aufgehoben oder wenigstens faktisch als nicht mehr bestehend angesehn. Was aber nicht übergangen werden darf, das ist, daß sich überall in diesen traurigen Zuständen der Einfluß der Geistlichkeit auf die unverkennbarste Weise sichtbar macht. Man hat zuweilen alle Schuld dem König allein aufgebürdet; ein großer Theil der Verantwortlichkeit gehört aber den französischen Bischöfen jener Zeit; Ludwigs Last wird nicht vermindert dadurch, daß er als Werkzeug des Clerus erscheint, nur darf dieser sich nicht weigern sie ihm tragen zu helfen. Von 1665 an bringen die General-Versammlungen der Geistlichkeit regelmäßig ihre Beschwerden und Begehren gegen die Reformirten an den Hof; sie drängen den König „das so schön angefangene große Werk zu vollenden;“ durch ihr Vertrauen geschmeichelt, erklärt er, sein Bestreben sei, alle seine Unterthanen in dem nemlichen Glauben vereinigt zu sehn. Fast alle von nun an erlassenen Edikte sind in den Beschlüssen der Bischöfe begründet; was diese vorschlugen erhob der König zu Gesetzen; so absolut er sich dünkte, so war er hier doch nur das Instrument fanatischer Priester, und während er dem päpstlichen Stuhl gegenüber die Freiheiten der gallikanischen Kirche wahrte, arbeitete er im Sinne und zum Nutzen Roms durch Unterdrückung des Protestantismus.

Noch regte sich kein Widerstand; die im 16. Jahrhundert von mehreren Hugenotten so kühn vertheidigte Lehre von dem Rechte sich den Tyrannen zu widersetzen, fand längst keine Billigung mehr; die französischen Reformirten wollten treue Unterthanen

der von Gott eingesetzten Obrigkeit sein. Die, welche sich unter den immer härter werdenden Druck nicht beugen wollten, wanderten aus; es waren dieser Auswanderer bereits so viele, daß 1669 ein Verbot erschien, ohne königliche Genehmigung sich nicht in der Fremde niederzulassen. In eben diesem Jahre trat der Marschall Türenne zum Katholicismus über; mehrere andre große Familien hatten es bereits gethan, um sich in der königlichen Gunst zu erhalten. Statt in solchem Benehmen nur die Schwäche charakterloser Höflinge zu sehn, hielt Ludwig XIV. es für ein Zeichen, daß die Ketzerei bald nur noch unter den niedern Volksklassen Anhänger zählen würde, die es dann nicht schwer fallen dürfte in den Schooß der Kirche zurückzutreiben. Dazu kam, daß er, von Gewissensbissen gequält über sein schlechtes Leben, aber zu feig um es zu bessern, durch das gute Werk der Ausrottung der Häresie seine Sünden zu büßen gedachte. „Es gefiel ihm, sagt ein Zeitgenosse, der Herzog von S. Simon, auf dem Rücken Anderer Buße zu thun, zumal auf dem der Hugenotten und der Jansenisten." Zuvörderst versuchte er es nun durch Geld Bekehrungen zu erkaufen; zu diesem Zweck ward eine eigene Kasse errichtet, deren Verwaltung der zum Katholicismus übergetretene Pelisson übernahm; die Gelder giengen durch die Hände der Bischöfe; fünf bis sechs Livres, höchst selten größere Summen, wurden für eine Bekehrung gezahlt. Pelisson legte dem König Listen von Hunderten von Convertiten vor, um ihn zu überzeugen, daß es mit der Ketzerei ein Ende nehme; man weiß aber, daß viele der auf diese Listen eingetragenen Namen erdichtet waren, und daß die meisten andern nur solchen angehörten, die durch das äußerste Elend gezwungen das Geld annahmen, oder selbst Schurken, die sich an einem Orte für ihr Abschwören bezahlen ließen, um sofort an einem andern das nemliche Geschäft zu wiederholen. Am Hofe war man entzückt über die Erfolge dieser „vergoldeten Beredsamkeit, die weniger gelehrt aber wirksamer war als diejenige Bossuets." „Indem ihr die Herzen der Ketzer gewinnt, sagten die Bischöfe in einer ihrer Anreden an den König, bezwingt ihr die Hartnäckigkeit ihres Geistes; sie wären vielleicht nie in die Kirche zurückgekehrt, hätte man ihnen einen andern Weg gezeigt als den mit Blumen bestreuten, den ihr vor ihnen aufgethan habt."

Als nach dem Frieden von Nimwegen Ludwigs Stolz aufs Höchste gestiegen war und die Schmeichler ihn den Großen nannten, da gieng er immer ernster daran den Gedanken auszuführen, daß in seinem Reiche, so wie nur ein König darin herrscht, auch nur ein Glaube herrschen sollte. Es war die Zeit wo Frau von

Maintenon anfieng ihren Einfluß auf ihn auszuüben; die Reformirten hofften, daß diese Enkelin des tapfern Agrippa d'Aubigné, die freilich seit ihrem 16. Jahr katholisch geworden war, ihrer Abstammung eingedenk sich der Verfolgten annehmen würde; anfangs that sie auch in der That einige Schritte um den Eifer des Königs zu mäßigen; aber von Ehrgeiz verzehrt, unterließ die klug berechnende Frau bald jeden Versuch, der sie dem Verdacht geheimer Hinneigung zur Ketzerei hätte aussetzen können; all' ihr Dichten und Trachten gieng nur darauf aus dem König zu gefallen und ihn an sich zu fesseln. Sie betheiligte sich eifrig an dem Bekehrungswerke und rühmte sich ihrer Geschicklichkeit darin; auf Wirklichkeit und Ernst der Ueberzeugung kam es ihr dabei nicht an: „bekehrt euch, schrieb sie einem Freunde, bekehrt euch wie so viele es thun, mit Gott oder ohne ihn, wie es euch gefällt, wenn ihr euch nur bekehrt."

Den protestantischen Mächten Europa's gegenüber behauptete zwar Ludwig XIV. immer noch, er respektire das Edikt von Nantes; sogar in einer Verordnung von 1682 wagte er noch zu sagen, er sei nicht gesonnen etwas dagegen zu thun. Was er bisher unternommen hatte widerlegte schon hinreichend diese offizielle Unwahrheit; indessen war es ihm noch nicht genug; die Eingriffe in die Rechte der Reformirten häuften sich von Tag zu Tag; die Maßregeln wurden immer gehässiger, gleich als ob man es darauf abgesehn hätte die Bedrängten zum Aufstand zu reizen, um sie dann unter dem Vorwand der Empörung desto sicherer mit Gewalt unterdrücken zu können. Ihre Ausschließung von allen öffentlichen Aemtern, die längst im Gebrauch war, ward nun förmlich als königlicher Wille verkündigt; um die Verbreitung protestantischer Schriften zu verhindern, ward ihnen der Betrieb des Bücherdrucks und des Buchhandels untersagt; ebenso die Ausübung der Medizin, weil zu befürchten sei, ein protestantischer Arzt, wenn er katholische Kranke besorgt, mache sie nicht zeitig genug auf die Nothwendigkeit aufmerksam den Priester zu rufen; die Katholiken durften keine protestantische Dienstboten, die Protestanten keine katholische mehr haben; die gemischten Ehen wurden verboten; vor dem 16. Jahr sollte kein Kind mehr ins Ausland geschickt werden; alle unehlich Gebornen wurden für katholisch erklärt, und da man diesem merkwürdigen Gesetze rückwirkende Kraft beilegte, geschah es, daß es auf achtzigjährige Greise angewandt ward. Das frühere Edikt über das Abschwören der Kinder wurde verändert, indem man das Alter auf das 7. Jahr herabsetzte; da genügte es nun

daß ein den Eltern Uebelwollender vor einer obrigkeitlichen Person erklärte, er wisse ein Kind habe die Absicht katholisch zu werden, und alsobald wurde es seiner Familie entrissen und diese genöthigt die Kosten seines Unterhalts zu bezahlen. Den Neubekehrten erlaubte man die Zahlung irgend welcher Schulden drei Jahre lang zu verschieben. Der Uebertritt eines Katholiken zum Protestantismus zog Galeerenstrafe nach sich; mit derselben Strafe bedrohte man die Prediger, welche Katholiken, Neubekehrte und Relaps zum Gottesdienst zuließen; wie konnten sie aber den Eintritt solcher Leute in die Kirchen verhindern? mancher mochte aus böser Absicht einer Predigt beiwohnen, nur um die Bestrafung des Geistlichen, der ihn vielleicht weder gekannt noch bemerkt hatte, herbeizuziehen.

Dies ist ein Auszug aus den in diesen Jahren gegen die Protestanten erlassenen königlichen Edikten. Die niedrigsten Begierden, die schlimmsten Leidenschaften wurden angeregt, bald um die Schwächern zur Bekehrung zu verleiten, bald um den Verrath aufzumuntern; Niemand, weder am französischen Hofe noch unter der französischen Geistlichkeit, fragte sich welchen Werth durch solche Mittel erlangte Bekehrungen haben könnten! War Einer nur äußerlich katholisch, um den Rest kümmerte man sich nicht. Da indessen trotz der Edikte und der Geld-Austheilung die Ketzerei nicht verschwand und die zur Verzweiflung getriebenen Hugenotten, statt sich zu empören, dennoch fortfuhren sich unter den Druck zu beugen, legte der Kriegsminister Louvois die Hand ans Werk; er meinte, wie ein katholischer Zeitgenosse berichtet, man müsse die Sache militärisch betreiben. Der König erklärte seinem Rath, er sei nun fest entschlossen die völlige Bekehrung der Ketzer vorzunehmen und für das Wohl der Kirche das Aeußerste zu thun. Da begannen die Dragonaden, „die gestiefelten Missionen" wie das Volk sie nannte, zuerst in der Provinz Poitou. Man sandte Truppen in Städte und Dörfer, überall wo Protestanten wohnten; diese hatten allein die Last der Einquartierung zu tragen; Louvois schrieb an Marillac, den Intendanten von Poitou: „Der König hat mit großer Freude vernommen wie viele sich in eurer Provinz bekehren; er wünscht, daß ihr fortfahret euer Bestes dafür zu thun, und wird es gut heißen, wenn ihr die meisten Reiter und Offiziere bei den Protestanten einquartiert; sollten nach billiger Vertheilung diese nur zehn Mann bekommen, so gebt ihnen zwanzig." Auf des Ministers Befehl ward den Soldaten gestattet die Widerspenstigen zu plündern, zu quälen, zu mißhandeln; die rohsten Auf-

tritte fanden statt, wie in einem von wildem barbarischem Feind eroberten Land. Aehnlich verfuhr man in Bearn, und bald in den meisten andern Provinzen, zu einer Zeit, wo man am Hofe Kunst und Literatur beschützte, wo Paris der Sammelplatz der Schöngeister war und man sich rühmte an der Spitze der europäischen Bildung zu stehn. Begeistert von den Erfolgen des Missionswerks der Dragoner schrieb Frau von Maintenon an ihren Bruder: „ich glaube daß in Poitou das ganze Volk sich bekehrt; es wird bald für lächerlich gelten dieser Religion anzugehören."

In dieser Noth nahm die schon früher begonnene Auswanderung bedeutend zu; trotz der harten Edikte gegen die Flüchtlinge und gegen die, welche ihnen behülflich waren, gelangten Viele nach der Schweiz, nach England, Holland, Brandenburg, Dänemark, wo sie die gastfreundlichste Aufnahme fanden. Die Zurückgebliebenen, voll bewundernswürdigen, kaum glaublichen Vertrauens auf des Königs Gerechtigkeit, wandten sich an ihn, allein natürlich vergebens; blutige Verfolgung war die Antwort auf ihre Gesuche, Relaps und Hartnäckige wurden hingerichtet, Andere in großer Zahl auf die Galeeren geschickt. Des Königs Rathgeber, der Pater Lachaise, der kalte, arglistige Kanzler Letellier und Frau von Maintenon drangen in ihn den letzten Schritt zu thun durch Aufhebung des Edikts von Nantes. „Der König, schrieb die Maintenon im August 1684, wird Alles thun, was der Religion zum Nutzen gereichen kann; dies Unternehmen wird ihn mit Ruhm krönen vor Gott und den Menschen." Im Mai des folgenden Jahrs fand die gewöhnliche Versammlung des französischen Clerus statt; sie wünschte dem König feierlich Glück zu seinen wunderbaren Siegen über die Ketzerei; er hatte, sagten die Bischöfe, die katholische Kirche erniedrigt gefunden, durch seinen Eifer habe er sie aber glänzend wieder aufgerichtet; alle Vernünftigen haben dem Irrthum entsagt, ohne Waffengewalt sind sie zurückgeführt worden, nur durch Wohlthaten wurden die Herzen gewonnen! Aus den durch die Wohlthat der Dragonaden verwüsteten Provinzen ward an den König gemeldet, überall schwören Tausende ab, bald werde kein Reformirter mehr übrig sein. Wozu also noch das Edikt von Nantes? Der Moment war gekommen es aufzuheben; den 18. Oktober 1685 unterschrieb Ludwig XIV., im Schlosse von Fontainebleau, dessen Revocation.

Das neue Edikt begann mit einer Lüge: „Wir sehn mit gerechtem Danke gegen Gott, daß unsre Bemühungen ihren Zweck erreicht haben, indem der größte und beste Theil unsrer Unter-

thanen, die der vorgeblich reformirten Religion zugethan gewesen, die katholische angenommen haben, wodurch das Edikt von Nantes nun überflüssig wird." Dann folgen die einzelnen Bestimmungen: Verbot des protestantischen Gottesdienstes im ganzen Königreich; in 14 Tagen sollen die Prediger das Land verlassen und unterdessen, bei Galeerenstrafe, ihr Amt nicht mehr versehn; diejenigen unter ihnen die sich bekehren erhalten eine Pension, um ein Drittel stärker als ihr früherer Gehalt; wollen sie Advokaten werden, so sollen sie von den nöthigen akademischen Studien dispensirt sein; die Eltern sollen ihre Kinder katholisch taufen und erziehen lassen bei 500 Livres Geldstrafe; den Ausgewanderten, wenn sie in einer Frist von vier Monaten nicht zurückgekehrt sind, werden ihre Güter confiscirt; Verbot des Auswanderns bei Strafe der Galeeren für die Männer, und lebenslänglicher Einsperrung für die Frauen. Zum Schlusse hieß es: „es dürfen übrigens die sogenannten Reformirten, bis es Gott gefällt sie zu erleuchten, im Lande bleiben ohne belästigt zu werden, unter der einzigen Bedingung ihre vorgebliche Religion nicht öffentlich auszuüben." Die innere Gewissensfreiheit und selbst der Hausgottesdienst schienen demnach gesichert; bald zeigte es sich aber, daß dies nur eine bittere Täuschung war; der Kriegsminister gab den Commentar zum Schluß des Edikts, indem er in die Provinzen schrieb: „der König will, daß man diejenigen, die seine Religion nicht annehmen wollen, mit der äußersten Strenge behandle."

So war die, von der weltlichen und geistlichen Macht längst vorbereitete unglückliche That vollbracht. Höflinge und Hoftheologen waren entzückt; der Kanzler Letellier, als er das große Staatssiegel dem Edikt aufdrückte, rief aus, jetzt könne er, wie Simeon, in Frieden fahren. Die geistreiche Frau von Sevigné schrieb an ihre Tochter: „du hast das Edikt gesehn durch welches der König dasjenige von Nantes widerruft; nichts ist schöner! kein Fürst hat je etwas denkwürdigeres gethan, keiner wird je etwas größeres thun!" Bossuet verglich Ludwig XIV. mit Constantin, Theodosius, Carl dem Großen und rief aus: „Gott allein hat dies Wunder verrichtet; König des Himmels, beschütze den der Erde; das ist der Kirche und der Bischöfe Wunsch!" Aehnlich drückten sich Flechier und selbst Massillon aus; sogar die Jansenisten stimmten ein; Arnault meinte, die Mittel zur Ausrottung der Ketzerei seien zwar ein wenig gewaltsam gewesen, aber keineswegs ungerecht. Es wurden Denkmünzen geprägt zur Verewigung des Besiegers der Ketzer; nirgends war der Jubel größer als in Rom, wie früher nach der Bartholomäusnacht; Innocenz XI.

ließ ein Te deum singen und übersandte dem König ein Schreiben, in dem er ihm das Lob der gesammten Kirche verhieß.

Kein unparteiischer Katholik würde es heute noch wagen in diesen Jubel einzustimmen; keiner dürfte Gründe finden zur Rechtfertigung von Ludwigs That. Die französischen Reformirten waren ruhige, friedliche Bürger gewesen, ihre politische Macht war längst gebrochen, sie bildeten keine Partei mehr, sie verlangten nur Gewissensfreiheit; bisher hatten sie dem Druck nur Geduld entgegengesetzt, nirgends war auch nur eine Spur von staatsgefährlichen Grundsätzen bemerkbar geworden. Es läßt sich nicht der geringste Vorwand finden um die Revocation zu entschuldigen, die allein das Werk des mit dem Fanatismus verbündeten Despotismus ist. Und was war damit erreicht? Ludwig XIV. hatte der katholischen Religion aufhelfen wollen, aber an die Stelle der strengen Rechtlichkeit der Hugenotten trat immer größere Sittenlosigkeit, an die ihrer Glaubenstreue Unglauben und Freigeisterei. Von Holland herüber rief Baile der katholischen Geistlichkeit zu: „täuscht euch nicht, euer Triumph ist nicht der der wahren Religion, sondern der des Deismus; eure Kirche wird Gott davon Rechenschaft geben." Die französischen Zustände im 18. Jahrhundert sind hinreichender Beweis für die Wahrheit dieses Worts. Zudem war der Wohlstand des Landes zu Grunde gerichtet; die Reformirten brachten ihren Gewerbsfleiß, ihre Bildung, ihre Gelehrsamkeit in die Fremde, und Frankreichs Stern sank immer mehr.

Hatte aber wenigstens die Revocation die kirchliche Einheit hergestellt? Jetzt erst erwacht der Geist des Widerstands; die sprüchwörtlich gewordene Hugenottengeduld hat ein Ende, das alte Vertrauen auf den König ist dahin. Das Edikt ward mit der schärfsten Strenge ausgeführt und durch hinterlistige Maßregeln noch verschlimmert. Den Predigern war eine Frist von 14 Tagen zugesichert um das Land zu verlassen; dem berühmten, wegen seiner Gelehrsamkeit am meisten gefürchteten Claude gestattete man nur 24 Stunden um sich zur Reise zu bereiten; manchen wurden die Pässe verweigert um die Frist zu verzögern und sie als Uebertreter des Edikts bestrafen zu können. Den Laien war das Auswandern verboten; nur wenigen hochgestellten Personen ward es erlaubt. Der tapfere Admiral Duquesne, der Gründer der französischen Marine, damals 80 Jahr alt, ward vor den König berufen, der ihn dringend bat katholisch zu werden: „während 60 Jahren, antwortete der Greis, habe ich dem Kaiser gegeben was des Kaisers, laßt mich nun, Sire, Gott geben was Gottes ist." Ihm ward

erlaubt im Lande zu bleiben und seinen Söhnen in die Fremde zu gehn. Trotz aller Hindernisse, trotzdem, daß die Gränzen mit Truppen besetzt wurden, zogen die Reformirten, bald vereinzelt bald schaarenweise aus dem unglücklichen Land; die einen, unter mancherlei Verkleidung, die andern über gefahrvolle Gebirgspässe, noch andre schlugen sich durch mit dem Degen in der Hand. In drei Jahren sollen bei 50,000 Familien ausgewandert sein. Die Zurückgebliebenen traf um desto härtere Verfolgung; die Kirchen wurden zerstört, die Bibeln verbrannt, die in den Einöden der Cevennen gehaltenen Versammlungen durch Dragoner auseinander gesprengt. Der Wuth der Gegner setzten die Hugenotten eine unbeugsame Festigkeit entgegen; mehrere Prediger kehrten mit Lebensgefahr zurück; ein Edikt aus dem Jahr 1686 verhängte Todesstrafe über sie und lebenslängliche Galeeren über die, welche sie aufnahmen oder beschützten. Ueberall durchzogen Truppen die Provinzen, es war eine förmliche wilde Jagd auf die, welche die königliche Wohlthat nicht anerkennen wollten. Die, welche man auf der Flucht oder bei Versammlungen traf, wurden mit Ketten belastet nach den Galeeren geschleppt; schon im Juni 1686 waren deren über 600 zu Marseille, und bald eben so viel zu Toulon; unter ihnen mehrere aus den vornehmsten Familien des Landes, David von Caumont, 79 Jahr alt, und Ludwig von Marolles, königlicher Rath; letzterer starb 1692 und wurde auf dem Begräbnißplatz der Türken begraben, dem für die bis ans Ende in ihrem Glauben verharrenden protestantischen Galeerensklaven bestimmten Ort. Die Frauen wurden in Thürme eingeschlossen; ihre Zahl war beinah ebenso groß als die der Männer auf den Galeeren. Noch waren die Reformirten unbewaffnet; allein aufs äußerste getrieben, griffen sie endlich zur Wehr, der Camisardenkrieg brach aus, und mit ihm eine neue Periode in der tragischen Geschichte des französischen Protestantismus.

E. Schmidt in Straßburg.

---

12. Christian Scriver.

5. April.

Der fünfte April des Jahres 1693 war der Todestag eines Mannes, der, wie ihm schon oft ist nachgerühmt worden, seinen Namen mit besonderem Recht getragen hat, eines Mannes, dem als

Prediger und Seelsorger, wie als Erbauungsschriftsteller unsrer evangelischen Kirche eine der ersten Ehrenstellen gebührt, M. Christian Scriver's.

Der evangelische Kalender hätte darum von Anfang an für diesen Monatstag keinen passenderen Namen und für diesen keinen würdigeren Träger finden können, als eben Scriver. Nun aber darf er auch nicht länger seinen Freunden das Lebensbild dieses Mannes vorenthalten, der in manchen Theilen des evangelischen Deutschlands stets fortgelebt hat im Herzen und im Munde der Gläubigen und durch dessen Schriften man immer wieder an das Wort des Val. Andreä gemahnt wird: die sind nun todt und leben noch; nun leben viel und faulen doch! Wenn Zeiten gekommen sind, wo man sein theilweise vergessen konnte, wo man seine Schriften „unter die Bank" oder „in finstre Winkel" geworfen hat — die letzten Jahrzehnte des vorigen und die ersten dieses Jahrhunderts, — so darf unsre Zeit um so mehr sich freuen, den von vielen Vergessenen oder nur dem Namen nach Genannten wieder ans Licht gezogen und zu Ehren gebracht zu sehen. Zu diesem Zwecke soll ein Scherflein beigetragen werden auch durch diese Zeilen, in denen wir, so weit es der enge Rahmen dieser Blätter gestattet, ein Bild des reichen, vielgesegneten Lebens zu geben versuchen.

Scriver wurde geboren am 2. Januar 1629. Acht Jahre früher war Johann Arnd und erst zwei Jahre vorher Val. Herberger in die obere Gemeinde eingegangen. So läßt der Herr der Kirche immer den im Kampfe für sein Reich Gefallenen andere nachrücken, die in ihre Stelle treten. Schon nach zwei Jahren (1631) wurde Heinrich Müller und sechs Jahre später (1635) Ph. J. Spener geboren. Und welch' reiche, seiner Kirche unvergänglichen Segen bringende Arbeit hat der Herr diesen Geistesheroen aufbehalten, und wie traten die später Berufenen mit ihrer Weinbergsarbeit als würdige Nachfolger in die Fußtapfen der vorangegangenen Väter! Scrivers Vaterstadt ist, wie er selber sie gerne nennt, das „edle Rendsburg" im Herzogthum Holstein, dem Lande, dessen Geschicke eben jetzt ganz Deutschland mit der lebhaftesten Theilnahme verfolgt. Die Stürme des dreißigjährigen Krieges wütheten um jene Zeit verheerend über das Land. Scrivers Vater, ein angesehener Kaufmann, und seine Mutter, Abigail, geb. Guden widmeten sich mit aller Sorgfalt der christlichen Erziehung ihrer Kinder, unter denen unser Christian das sechste war. Die Eltern weihten das Kind dem Dienst Gottes gleich nach, ja schon vor seiner Geburt, die nach vorausgegangener wunderbarer

Bewahrung Gottes erfolgte. Der Vater nahm das Kind „manchmal, wenn er allein in der Stube war, aus der Wiege, herzte und küßte es, als wollte er jetzt schon die Freude genießen, die er zu haben hoffte, wenn er den Sohn einst im heiligen Amt sehen würde.“ Aber schon nach einem halben Jahre starb der Vater an der Pest, der auch zwei der Töchter erlagen. Auch die Mutter erkrankte daran und man fürchtete für das Leben des Kindes; doch genas die Mutter und auch das Kind blieb am Leben. Der Mutter, welcher nun die Sorge für das verwaiste Kinderhäuflein oblag, setzt der Sohn in späten Jahren noch manch' rührendes Denkmal kindlicher Dankbarkeit und erinnert sich immer mit großer Freude daran, daß er „diese gottselige Mutter gehabt, die durch viel Trübsal, so ihr in ihrem 26jährigen Wittwenstand zugestoßen, gelernt hatte, ihre Zuflucht zu Gott zu nehmen und ihre Hoffnung in seiner Güte zu gründen.“ „Ich habe sie, sagt er, in meiner Jugend oft beten gehört, sonderlich des Morgens gar früh, weil sie, ehe ihre Kinder und Gesinde herfürkamen, und ehe sie einige häusliche Geschäfte angriff, diese heilige Uebung vorzunehmen pflegte, da sie denn mit vernehmlicher und erhobener Stimme und mit unterlaufenden vielen Thränen Gott anzurufen pflegte, mit recht großer Andacht und nachdrücklichen Worten. Insonderheit ist mir noch jetzt erfreulich und tröstlich, daß, wann sie für ihre Kinder nacheinander betete, und auf mich kam, sie so herzlich und eifrig bat, daß Gott mich mit dem Geist der Weisheit und des Verstandes, mit dem Geist der Erkenntniß und der Furcht des Herrn beseligen und ausrüsten, meine Studien segnen, mir die nothwendigen Mittel dazu bescheren, mich vor des Teufels Macht und List, vor der bösen Welt Aergerniß und Sünden bewahren und mich ihm zum Werkzeuge seiner Gnade und Gefäß seiner Barmherzigkeit bereiten, und zu seiner Zeit seiner heiligen Bedienung in seiner Kirche würdigen und zu seinen Ehren und vieler Seelen Erbauung gebrauchen und endlich ewig selig machen wolle. Es ist leicht zu erachten, wie solch' Gebet mein Herze mag bewegt haben ꝛc.“ Das erste Werkzeug göttlicher Hilfe und Erhörung aller dieser Bitten war der fromme Prediger G. Kuhlmann, Propst zu Rendsburg, der die Wittwe zur Ehe nahm und treulich für die Kinder sorgte, mit besonderer Liebe aber dem jüngsten zugethan war, den auch er zu einem Diener der Kirche Gottes bestimmt hatte. Doch gleich als hätte Gott offenbaren wollen, wie es ihm gleichgelte, durch viel oder wenig zu helfen, raubte der Tod schon nach fünfthalb Jahren der Familie auch diese Stütze.

Zwar fand der Knabe bald edle Gönner, die sich liebreich seiner annahmen, besonders in dem Rektor der städtischen Schule, Joh. Namerich, und dem Amtsnachfolger seines Vaters, dem Propst M. Chr. Strauß. Aber durch den unseligen Krieg hatte die Familie so bedeutende Vermögensverluste erlitten, daß die anständige Erziehung der Kinder äußerst schwer wurde und die Heranbildung des jüngsten zum Geistlichen unmöglich schien. Da trat Gott wieder ins Mittel und zeigte der bekümmerten Mutter den Weg zu nachhaltiger Hilfe. Sie sandte ihren Christian zu einem Großoheim, Thomas Hebbers, einem begüterten Kaufmann in Lübeck; der faßte eine Liebe zu dem Knaben und sprach zu ihm: „Mein Sohn, fürchte Gott, bete und studire fleißig; sei deiner Mutter und deinen Präzeptoren gehorsam; ich will für dich sorgen, daß du Gott und mir einmal danken sollst, wann ich im Grabe liege!“ Und er hielt redlich Wort, indem er den Knaben nicht nur alsbald mit ausreichenden Geldmitteln versah, sondern auch mit testamentarischen Schenkungen bedachte. So besuchte nun Scriver bis 1645 die Schule seiner Vaterstadt und dann wegen der dortigen Kriegsunruhen noch 2 Jahre lang die zu Lübeck. Hier erwarb er sich die Gunst und das Vertrauen einer adeligen Wittwe durch die Treue, mit der er sich des Unterrichts ihrer Kinder annahm und durfte sich ansehnlicher Unterstützung durch sie erfreuen. Auf der Universität Rostock, die er im Jahre 1647 bezog, hatte er zu Lehrern unter andern: den trefflichen Quistorp († 1648), Caspar Mauritius, bei dem er zu Tische ging, und Joachim Lütkemann, seinen Beichtvater, einen Mann von Speners Ernst und Geist, dessen Wahlspruch war: „Ich will lieber Eine Seele selig als hundert gelehrt machen!“ Mit den rühmlichsten Zeugnissen und dem besten Erfolg beendigte er schon im dritten Jahre seine akademische Laufbahn, nahm sodann eine Hauslehrerstelle bei einem Herrn J. Radeband in dem nur wenige Stunden von Rendsburg gelegenen Städtchen Segeberg an, erwarb sich auch „auf Anrathen seiner Vorgesetzten“ die Magisterwürde in der philosophischen Fakultät. So war er denn nahe am Ziele langgehegter sehnlicher Wünsche und durfte rühmen, daß ihn der Herr, wenn auch wunderbar doch herrlich geführt habe. „Mein Gott, sagt er in einer seiner zufälligen Andachten beim Anblick einer Wittwe mit viel unerzogenen Kindlein, ich danke dir, daß ich auch von Anfang meines Lebens eine Waise gewesen, und du dich meiner so treulich und väterlich angenommen hast. Du, Vater, hast das gethan, was mein irdischer Vater, wie lieb er mich auch

gehabt, nimmer hätte thun können.“ Auch jetzt empfieng er von ihm Wink und Fingerzeig für seinen weiteren Lebensgang. Die Verehlichung einer Schwester, Lucie Kuhlmann, mit dem Konrektor Trinceus in Stendal führte ihn im August 1652 auf den Wunsch der Mutter als Begleiter der Scheidenden in diese Stadt. Seine Heimreise verzögerte sich und während seines dortigen Aufenthalts erwarb sich Scriver durch mehrere Gastpredigten die Achtung und Liebe der Gemeinde, so daß, als bald hernach sein Schwager zum Diakonus an St. Jakob befördert wurde, der Magistrat kein Bedenken nahm, ihm die erledigte Stelle zu übertragen. Scriver war entschlossen, dem Rufe zu folgen, aber ehe er noch dieses Amt antrat, fügte es sich daß Trinceus eine anderweitige Berufung erhielt und annahm — er wurde Pfarrer in Bezzendorf — und nun wurde, im Februar 1653, Scriver das Diakonat übertragen, in das er am 11. März eintrat. „Der allmächtige Gott, bekennt er beim Amtsantritt, hat mich ausgesondert, das Evangelium zu predigen, und durch zwar unvermuthlichen, aber doch ordentlichen und rechtmäßigen Beruf in seine Ernte ausgesandt; er mache mich tüchtig durch seinen heiligen Geist, das Amt eines evangelischen Predigers würdig zu führen. — Wenn ich solches (2 Tim. 4, 2) werde thun, so zweifle ich durchaus nicht, daß es auch mir werde gehen wie es dem Herrn Jesu selber und allen seinen rechtschaffenen Nachfolgern gegangen ist, daß ich ohne Trübsal und Verfolgung nicht bleiben werde.“ Worauf er hier schon sich gefaßt hielt, das hat er in reichem Maße erfahren müssen. Aber er durfte auch in reichem Segen wirken und konnte beim Abschied von Stendal ohne Selbstlob bezeugen, „wer seinen Abzug gesehen, hätte mögen sagen: Siehe, wie haben sie ihn so lieb gehabt!“ Wie hätte das auch anders sein können bei der heiligen Begeisterung, dem gewissenhaften Eifer fürs heilige Amt, worin Scriver keinem andern nachstand, bei der holdseligen, liebreichen Freundlichkeit und Sanftmuth, die sein ganzes äußeres Auftreten auszeichnete? In seinem Stendalischen Valetsegen, seiner Abschiedspredigt von dieser Gemeinde, durfte er mit vollem Recht seine Textworte aus 1 Thess. 2, 11—13 auf sich anwenden: Ihr wisset, daß wir, als ein Vater seine Kinder, einen jeglichen unter euch ermahnet und getröstet haben u. s. w. „Ich habe, dafür darf er sich auf's Zeugniß seiner Gemeinde berufen, Gottes Wort nicht verfälscht, sondern aus Lauterkeit, als aus Gott, für Gott, habe ich geredet und in Christo.“ Er war mit Herz, Auge und Mund ein Beichtvater und Seel-

sorger seiner ihm anbefohlenen Gemeinde, deren Glieder er alle persönlich kannte und auf fürbittendem Herzen trug. Auf die liebe Jugend hat er nicht weniger als auf die Erwachsenen sein Auge gerichtet und hat die „Kinderlehre oder Uebung des heiligen Katechismus, welche in Stendal durch das unselige Kriegswesen abkommen war, wieder angerichtet, ist oft voller Schweiß, matt und müde von der Kanzel gekommen und hat sich's doch nicht verdrießen lassen, eine halbe Stunde und länger unter den Kindern zu stehen und ihnen den Katechismus einfältig zu erklären;" worüber Spener, als er es erfuhr, seine herzliche Freude ausdrückte. „Ich danke meinem Gott von Herzen, bekennt er beim Abschied von Stendal, der mir an euch den mehren Theil fromme, gottselige, gutthätige, dankbare Zuhörer beschereet hat." „Es ist diese fünfzehn Jahre her Eure christliche Andacht nicht müde worden, sondern haben sich aus allen Pfarren in großer Menge zu meinen Predigten eingefunden. Es haben sich Männer und Weiber gefunden, dieselbigen mit solcher Andacht angehört, daß sie zu Haus sie nachschreiben und auf's Papier bringen können, und mag ich nicht alles, was ich mit Wahrheit könnte, melden, daß es nicht das Ansehen gewinne, als wollt ich unter dem Vorwand, euch zu rühmen, mir selbst liebkosen und an einem üppigen Ruhm mich ergötzen." Dabei hat Gott auch seiner nicht vergessen mit seinem heiligen Kreuz, er hat „unterschiedliche starke Tränke aus dem Kreuzbecher seines Herrn Jesu thun müssen." „Was ich in und von wegen meines Amtes für Verfolgung, Verleumdung und Zunöthigung von gottlosen unruhigen und bösen Leuten erdulden müssen, das ist männiglich bekannt." Außerdem traf ihn viel schweres Hauskreuz. Kaum etwas über ein Jahr durfte er mit seiner Ehegattin „in großer, vergnügter Liebe" verbunden bleiben, da entriß sie ihm der Tod, und auch ein Söhnlein aus dieser Ehe folgte nach drei Jahren der Mutter. Diese war eine Tochter des General-Superintendenten Strahl, der ihn ordinirt und investirt hatte. Eine zweite Gattin fand er in der Tochter eines Amtsvorgängers, Katharina Herphard. Ihr hat er in seine Goldpredigten die Worte des Gerhard'schen Liedes geschrieben: „Viel Töchter bringen Geld und Gut, Sind zart am Leib und stolz am Muth; Du aber, meine Kron' und Zier, Gehst wahrlich ihnen allen für!" Auch von den Kindern aus dieser Ehe mußte er in Stendal drei „zur seligen Ewigkeit voranschicken." Am Tag der heiligen Engel, 1. Oktober 1667, zog er unter viel Thränen von seinem lieben Stendal ab, um nach Magdeburg überzuste-

dein, wohin er als Pastor an der dortigen St. Jakobskirche berufen worden war. Noch waren nicht vier Jahrzehnte verflossen seit der grauenvollen Zerstörung dieser Stadt durch Tilly. Die St. Jakobskirche war erst seit 1658 wieder aus dem Schutt erstanden, und noch immer wurde die Stadt durch mannigfache Kriegsdrangsale heimgesucht. Scriver klagt, die Gemeinde in einem sehr schlechten Zustand angetroffen zu haben; alles sei voll Uneinigkeit und Zanks, voll Haders und Neids gewesen, und er habe große Mühe gehabt „die verbitterten Herzen in der Liebe Jesu zu versüßen." Er wußte auch wohl, daß er in Magdeburg in keinen „Rosengarten" komme; sein Eingang schon geschah „nicht mit leichter Mühe", sondern „nachdem er mit Verläumdern und feindseligen Lügnern wohl gekämpfet und sie in der Kraft und in der Wahrheit Jesu überwunden." Er ist „mit seinem Herrn Jesu in diese seine Stadt übergefahren," predigt er beim Antritt seines Amtes am 19. Sonnt. n. Trin. nach Matth. 9, 1—8. Zu Anfang des vierten Jahres in Magdeburg ward er zum andernmale Wittwer, und lag um dieselbe Zeit selber Monate lang schwer krank darnieder. Und ob ihm auch der Herr im folgenden Jahr wieder eine fromme, treue Lebensgefährtin zuführte — sie war die Tochter des gewesenen Bürgermeisters Drehn in Magdeburg —, so war doch der Kreuzesbecher noch lange nicht geleert. Nur zehn Jahre währte diese friedliche Ehe und wiederholt brachten ihn schwere Krankheiten an den Rand des Grabes: er mußte mehreremale am Pyrmonter Heilbrunnen Hilfe suchen. Zu Anfang des Jahres 1679 verlor er zu seinem tiefsten Schmerz eine Tochter nach kurzer glücklicher Ehe mit dem Prediger M. J. H. Hävecker in Calbe an der Saale, und im Jahr 1681, als die Pest tausende von Menschenleben dahinraffte, einen erwachsenen hoffnungsvollen Sohn, den man „mit höchstem Recht ein Licht nennen mochte, dessen erstes Anglimmen schon zeigte, in welchem Glanz es dereinst Gott zu Ehren und der Kirche zum Besten leuchten werde." Gegen Ende dieses Jahres trat er noch einmal in die Ehe, und diese Gattin, Elisabeth Silo, Tochter eines Brandenburgischen Zeugwärters der Festung Spandau, durfte er bis an sein Ende behalten. Und wie im Haus, so wechselte auch im Amt vielfach die Freude mit Leid. In einer Predigt im vierten Jahr seines Magdeburger Aufenthalts klagt er mit dem Apostel Paulus: „Wir lieben euch zwar sehr und werden doch wenig geliebt. Ich rede von allen nicht; ich weiß wohl, daß mein Jesus und wir, seine Diener, um seinet-

willen noch etliche Freunde und dankbare Herzen unter euch haben, doch ist der größte Theil undankbar. Ich habe nun etliche Jahre euch das Wort Gottes mit allen Kräften geprediget und jedermann mit meinem Amt nach meinem Vermögen gedienet; es ist aber mancher, der mir nicht einen Wassertrunk zur Erquickung geboten hätte." Und beim Abschied von Magdeburg bekennt er, zwar „im Anfang wie ein Engel Gottes aufgenommen worden zu sein;" aber zuletzt, klagt er wehmüthig, „nachdem sich die Zeiten geändert und der Herr beliebet hat, andre Personen auf den Schauplatz zu führen, so ists geschehen, daß man angefangen, mich zu verlästern, zu schmähen, zu verfolgen und anzufeinden, aus was Ursach, ist dem allwissenden Gott bekannt. Ich mag aber daran, setzt er hinzu, nicht mehr gedenken, sondern bezeuge hiemit öffentlich, daß ich alles, was mir zuwider geschehen, von Herzen vergebe, vergesse und mit einem versöhnten, liebreichen Herzen aus dieser Stadt ziehe!" So offen er an solchen Stellen redet, aber wohl weiß, daß es eine „verdrießliche Materie ist, davon die meisten nicht gerne hören," ebenso rücksichtslos straft er sonst immer alle im Schwang gehenden Sünden und Laster ohne Ansehen des Standes oder der Person, der Prediger, der hohen und niedern Obrigkeiten, der Akademien, Rathhäuser, Kanzleien und Gerichtsstuben. Nichts entgeht seinem alles nach dem Maßstab des göttlichen Wortes prüfenden Auge und strafenden Worte. Atheisterei und Religionsspötterei, päpstische Werkheiligkeit und gewohnheitsmäßiges Beten, Sonntagssünden und Hochzeitsmißbräuche, unsittliche Moden und Trachten, gottlose Bücher und ärgerliche Bilder, undeutsche Nachäfferei welscher Sitten und muthwilliges Processiren — alles straft er bei gegebenem Anlasse mit heiligem Eifer. Tief beklagt er oft das durch Kriege und andre Ursachen eingerissene Sittenverderben, das zerrüttete Zion, am bittersten aber das so weit verbreitete Namen- und Scheinchristenthum. Kein Wunder, wenn er „den Namen haben mußte, er predige allzu scharf." Konnte man ihm aber denn böse sein, wenn er z. B. eine scharfe Predigt mit den Worten schloß: ich bin nicht allein euer Hirte, und liebe euch, wann ich euch tröstlich predige, sondern auch, wann ich mit Eifer und Zorn predige. Ich liebe euch herzlich und suche eure Seligkeit. Gott weiß es. Ach Herr, laß mich finden, was ich suche, um Christi Jesu willen! Amen."? Mußte es ihm nicht die Herzen gewinnen und auch den Widerwärtigen den Eindruck geben, daß sie an ihm einen mit göttlicher Vollmacht ausgerüsteten Lehrer und treuen Seelsorger haben,

wenn er ein andermal die Predigt mit einer herzlichen Fürbitte für seine Zuhörer schließt, worin er sagt: „Ach Herr Jesu, du weißt und siehest, wie höchstnöthig diese Erinnerung und Warnung ist. Ich habe sie vorgetragen nach deiner Gnade, die du mir gegeben hast; ach allerliebster Erlöser, schreibe und versiegle sie in meiner Zuhörer Herzen. Siehe, Herr Jesu, es sind viel Seelen hier, bei denen ich merke, daß sie beginnen, dein Licht zu sehen; ach erleuchte sie mehr und mehr!" Und wie ists ebenso offen als demüthig geredet, wenn er, in einer Predigt im Jahr 1683, sagt: „ich muß gestehen, daß ich auch oft von einem unzeitigen Eifer eingenommen worden, und deßwegen fast schwierig und verdrossen, das Wort des Lebens zu verkündigen." Dennoch, bekennt er aber, fühle er immer neues Verlangen, die Seelen zu gewinnen und in der Arbeit durch Gottes Gnade fortzufahren. Eine solche treue Arbeit in dem Herrn — und Scriver beschränkt sie nicht auf den Beicht- und Predigtstuhl, er weiß, daß ein Prediger muß seine Kanzel allenthalben aufschlagen, auch außer der Kirche — konnte nicht ohne mannigfachen Segen bleiben. Welche Freude ist's ihm, wenn er davon ein Exempel erzählen kann, wenn er z. B. in einer Predigt am 22. Sonnt. n. Trin. 1671 sich erinnern darf: „als ich vor 3 Jahren von dieser Sache auch ernstlich gehandelt habe, sind etliche Gemüther durch Gottes Gnade dergestalt beweget worden, daß sie nach geendetem Gottesdienst, als sie aus der Kirche gegangen, zu denen kommen, mit welchen sie in Streit gelebt hatten und haben ihre Versöhnung angeboten." Ein Beweis von dem Segen, den der Herr auf das mündliche Wort dieses seines Dieners legte, und wie dieser Segen ihn überdauern sollte, war der vielfach laut gewordene Wunsch, daß er auch durch geschriebenes Wort zur Erbauung der Gemeinde mithelfe. Scriver folgte der Aufmunterung hiezu gerne und in der umfassendsten Weise. Zwar seine Sonntagspredigten im Druck zu veröffentlichen konnte er sich lange nicht entschließen. Nicht nur nahm ihn in Magdeburg sein Amt allzu sehr in Anspruch — er wurde 1674 Assessor des geistlichen Gerichts, 1676 Scholarch, 1679 Senior der Stadtgeistlichkeit, 1685 Inspektor über die Kirchen des Magdeburgschen Bezirks, des Holzkreises, — sondern auch seine schon 1670 begonnene, aber erst kurz vor seinem Tode zum Abschluß gebrachte Seelenschatzarbeit, eine Ueberarbeitung und weitere Ausführung von Wochenpredigten in Magdeburg. Durch diese und seine sonstige schriftstellerische Thätigkeit lebt er heute noch im Segen fort in der christlichen Kirche, der

er als ein Licht gedient hat, das im Leuchten für andre sich selber verzehrt. Suchen wir nun von hier aus diese seine Thätigkeit etwas näher kennen zu lernen durch Aufzählung und kurze Beschreibung seiner hauptsächlichsten Schriften.

In Stendal schon gab er u. d. T. „das blutrünstige Bild Jesu Christi“ seine Antrittspredigt mit zwei andern (Passions-) Predigten und später einige andre einzelne Predigten heraus. 1658 erschienen erstmals auf Anhalten und durch Vorschub guter Herzen die Goldpredigten über die Hauptstücke des lutherischen Katechismus, worin er nach Psalm 119, 72 „die seligmachende Katechismuslehre mit der Betrachtung des Goldes erklärt und allem Gold und Schätzen der Welt vorzieht.“ Im Jahr 1848 sind diese Predigten zum erstenmal, 1861 in neuer Auflage von uns herausgegeben worden; der Abdruck ist wortgetreu und läßt nur das minder Werthvolle des Originals weg. Theilweis noch in die Stendaler Zeit fällt das Erscheinen derjenigen Schrift, die bis in die neueste Zeit unter all seinen Schriften die weiteste Verbreitung gefunden hat, und in der ganz besonders die ihm eigenthümliche Gabe, die christliche Wahrheit mit Gleichnissen aus der Natur und dem Menschenleben zu veranschaulichen, Bewunderung erregt: „Gottholds 400 Zufällige Andachten,“ eine „Hand voll Kreuzblumen unter Dornhecken gewachsen,“ um „die Liebe Gottes in allen Dingen zu zeigen und das menschliche Herz dadurch zur Gegenliebe anzufrischen.“ Seine umfangreichste Arbeit, die allein hinreichen würde, ihm unter den Vätern unsrer Kirche eine der ehrenvollsten Stellen zu sichern ist der „Seelenschatz, darin von der menschlichen Seele hoher Würde, tiefem und kläglichem Sündenfall, Buße und Erneuerung durch Christum, göttlichem, heiligem Leben, vielfältigem Kreuz und Trost in Kreuz, seligem Abschied aus dem Leibe, triumphirlichem und fröhlichem Einzug in den Himmel und ewiger Freude und Seligkeit erbaulich und tröstlich gehandelt wird;“ das Ganze ist ein beinahe 2000 Seiten starker Foliobaud, eingetheilt in fünf Theile und 74 Predigten oder längere Betrachtungen, je mit einem kurzen biblischen Text, der meist im Anfang der Predigt erklärt wird und an den sich der übrige reiche Inhalt in bester Form und Ordnung anreiht. Mit hoher Freude begrüßten die vornehmsten Gottesgelehrten jener Zeit das Erscheinen dieses Werks und mit wahrer Begierde sah man allenthalben der Fortsetzung und Vollendung desselben entgegen. Spener erklärte, daß er nichts daran zu ändern oder zu bessern wüßte und daß er bei diesem

auserwählten Freund ein viel reicheres Maß der Gaben finde, als ihm selber beigelegt sei, und er wolle nicht unterlassen, vor dem Herrn in seinem Gebet solcher Arbeit zu gedenken. Wer dieses Hauptwerk Scrivers kennen gelernt hat, der wird gewiß gerne einstimmen in die vielen rühmenden Urtheile der Mit- und Nachwelt über dasselbe, wovon wir nur das anführen wollen, das ein gründlicher Kenner Scrivers neuestens zu seinem Lobe abgegeben hat, der Seelenschatz mache ebensowohl durch seinen Inhalt wie durch seine Darstellungsweise den Eindruck eines in seiner Art unübertrefflichen Buchs. Die christliche Wahrheit wird darin so populär, so klar und überzeugend, so anziehend, eindringlich und erschöpfend vorgetragen, wie gewiß in wenig andern Erbauungsschriften alter und neuer Zeit. In der That fühlt man sich im Seelenschatz gleich sehr angezogen und zur Bewunderung hingerissen durch den überall sich offenbarenden heiligen Eifer des Verfassers für die Ehre seines Gottes und das Heil der ihm anvertrauten Seelen, wie durch die gründliche Vertrautheit mit der heiligen Schrift und die treue Anhänglichkeit an dieselbe und an die Bekenntnißschriften der evangelischen Kirche, die genaue Kenntniß des menschlichen Herzens in all seinen Bedürfnissen und Verirrungen, wie aller menschlichen Lebensverhältnisse, Sitten und Gebräuche, die Meisterschaft in treffender Anwendung oft der unscheinbarsten und entlegensten Bibelworte und der verschiedensten Erfahrungen seines eigenen häuslichen und pastoralen Lebens, die seltene Belesenheit des vielbeschäftigten Mannes in allen möglichen Profanschriften, historischen, medicinischen und juristischen Inhalts, den lieblichen Fluß seiner Rede, die ihm eigenthümliche wohllautende Breite und Fülle seiner Sprache, die Klarheit und Anschaulichkeit seiner Darstellungsweise, die er ausgerüstet mit klarem und hellem Geist und trefflichem Gedächtniß theils durch geschickte Verwendung des von ihm mit bienenartigem Fleiß gesammelten reichen Materials von alten und neuen Geschichten, theils durch die ihm allezeit in Menge zu Gebot stehenden Gleichnisse aus der Natur und dem alltäglichen Leben in oft überraschender Weise zu erreichen versteht.

Man muß staunen, wie er, um irgend eine Seite der christlichen Wahrheit zu veranschaulichen, alles nur Erdenkbare in seinen Dienst zu ziehen und zu einer sinnigen Gleichnißrede zu verwenden weiß. Da muß ihm Nahes und Fernes, Gewohntes und Ungewohntes dienen, da ist kein Reich der Natur, kein Land der Erde, kein menschliches Lebensverhältniß, kein Stand und Alter, das ihm

nicht irgend einmal seinen Beitrag liefern müßte, sei's nur zu vorübergehender oder zu ausführlicher Verwendung. Es wäre ein ebenso anziehendes als schwieriges Geschäft, aus der unerschöpflichen Fundgrube von Gleichnissen eine Auswahl des Ansprechendsten zu treffen. Wir müssen darauf verzichten und den Leser auf die Schriften Scrivers selbst verweisen. Alle die gerühmten Vorzüge finden sich im Seelenschatz am schönsten vereinigt, zeichnen aber mehr oder minder auch seine übrigen Schriften aus und machen deren Lektüre zu einer ebenso sehr fesselnden und genußreichen, wie für Geist und Herz wahrhaft segensreichen Beschäftigung.

Aus der Magdeburger Zeit stammen mehrere Jahrgänge Evangelienpredigten, deren Herausgabe Scrivers Schwiegersohn Hävecker besorgte. Dahin gehören: die Herrlichkeit und Seligkeit der Kinder Gottes 1684, jüngst von uns zum erstenmal wieder herausgegeben (Stuttgart, Belser); Heilige und Gott wohlgefällige Haushaltung 1686; Neue Kreatur 1685. Später, zum Theil erst nach Scrivers Tod, sind erschienen: Erkenntniß Gottes 1692; Gedenksprüche 1697; Dreifaches Absehen 1698. Die meisten dieser Schriften, besonders die vier letzten, sind leider äußerst selten. Das Gleiche gilt auch von der, übrigens auch in neueren Abdrücken vorhandenen Schrift: Gottholds Siech- und Siegesbett, 2 Thle. 1687. 1694, eine Reihe köstlicher Betrachtungen für's Krankenbett, worin er sein eigenes Siechen und Siegen beschreibt, als edle, reife Früchte, hervorgewachsen aus tiefer christlicher Erkenntniß und eigenster Erfahrung. Er hat damit ein in schweren Krankheitstagen 1680 gegebenes Gelübde gelöst. Auch einige kleinere Schriften verdienen noch Erwähnung. Wir meinen außer den Predigten beim Amtsantritt und beim Abschied von Magdeburg, und einer Leichenpredigt vom Jahr 1677 („der süße Tod der Kinder Gottes") die Huldigungspredigt, gehalten im J. 1681, als Friedrich Wilhelm, „der große Kurfürst", die Huldigung der Stadt Magdeburg entgegennahm (der Leser findet sie in den Zehn Kasual- und Festpredigten Scrivers, 1653 — 1690, wo auch die drei vorhergenannten Predigten stehen); und das verlorene und wiedergefundene Schäflein, worin er ein merkwürdiges Erlebniß des Jahres 1672 erzählt. Der Bericht handelt nach dem Titel „von einem jungen Menschen, der sich vom Satan, mit ihm einen Bund zu machen verleiten lassen, endlich aber durch die Gnade des Höchsten errettet und befreiet worden." „Ich wollte, sagt er,

diese Uebung meines Glaubens für viel Geld nicht geben und gestehe, daß mir das geringe Häuslein, darin ich diesen Menschen in seiner Noth besuchen mußte, für eine gute Schule gedienet habe, in welcher ich sehr viel gelernet, und werde dieses Handels mein Lebetage nicht vergessen."

Auch den Liederschatz der evangelischen Kirche hat Scriver bereichert und durch einige Lieder, die schon längst in kirchliche Gesangbücher übergegangen sind, sich ein bleibendes Gedächtniß gestiftet. Die bekanntesten sind: Auf Seel' und danke deinem Herrn ꝛc. Der lieben Sonne Licht und Pracht ꝛc. Jesu, meiner Seelen Leben ꝛc.

Seine zahlreichen Schriften machten Scriver auch in der Ferne bekannt und brachten ihn in schriftlichen Verkehr mit manchem frommen Gottesgelehrten seiner Zeit, wie Mauritius, Spiegel, Geier, Kortholt, Spener u. A. Etliche Proben davon haben wir in der Evangelischen Volks-Bibliothek von Dr. Klaiber Band III., S. 207 ff. (wo in Band V. auch die Lieder sich finden) mitgetheilt; sie geben uns ein erbauliches Bild von dem durch und durch edeln, liebenswürdigen Wesen des theuren Mannes, seiner kindlichen Demuth und Herzenseinfalt, seinem gottergebenen Sinn, seiner Fassung und Gelassenheit auch in den schwersten Trübsalen. So erhielt er denn auch mehrere ehrenvolle Berufungen. 1676 sollte er als Pastor nach Halberstadt und als Propst nach Berlin gehen, drei Jahre später als Hofprediger der Gemahlin Karls XI. von Schweden nach Stockholm. So dringend besonders die letzte Einladung ergangen war, doch schlug er sie, wie die beiden andern, aus, indem er sein angehendes Alter, seine Leibesschwachheit und die Beschwerden der Reise vorschützte. Die Fürstin ließ nicht ab, zu bitten, und versuchte all seine Besorgnisse zu zerstreuen; „sie wünschte sich einen Mann, der fleißig auf ihr Thun und Vornehmen Achtung gebe, sie vor allem Bösen warnte und zum Guten ermahnte," u. s. f. Erst als Scriver, nachdem er von drei ihm befreundeten Theologen (Geier, Kortholt und Spener) sich hatte ein Gutachten geben lassen, auf seiner Weigerung beharrte, gab sich die edle Fürstin zufrieden. Daß er aber eines Wortes, das sie ihm unter andern geschrieben hatte, nicht los werden konnte, das gestand er selbst, als ihm 1690 auf seinen Geburtstag die Herzogin Anna Dorothea zu Sachsen, Aebtissin des Stifts in Quedlinburg als ihren Beichtvater, Oberhofprediger und Konsistorialrath zu sich berief. Obgleich früher fest entschlossen, Magde-

burg nicht mehr zu verlassen, wo er auch schon sein Erbbegräbniß sich ausersehen hatte, äußerte er jetzt doch, die Königin von Schweden habe, da er ihre Vokation nicht annehmen wollen, an ihn geschrieben, ihre Thränen würden ihn drücken, und er meine, sie haben ihn gedrückt, deßhalb wolle er diese Vokation willig annehmen. Die dem alternden Manne immer beschwerlicher fallende Amtslast, die ihn namentlich an seiner Seelenschatzarbeit viel hinderte, und manche Widerwärtigkeiten, denen er von Seiten eines Theils der Gemeinde ausgesetzt war, erleichterten ihm diesen Entschluß. Spener, der wahrscheinlich ihn der Fürstin empfohlen hatte, wünschte ihr Glück zur Annahme, und sie selbst war hocherfreut und hielt den theuren Mann in großen Ehren, so lange sie seines Besitzes sich freuen durfte. Aber nur drei Jahre lang ließ ihn der Herr auf diesem Arbeitsfeld, dann rief er den treuen Knecht zu einem seligen Feierabend. Vorher aber mußte er auch in diesem Amte noch maßlose Schmähungen über sich ergehen lassen, als 1691 und 1692 in Halberstadt und Quedlinburg Schwärmer auftraten, die Entzückungen und Gesichte vorgaben, die sogenannten Enthusiasten oder Inspirirten. Der Hauptunruhestifter war ein Mann üblen Rufes, Heinrich Kragenstein, Goldschmied in Quedlinburg. Scriver, der in seiner nüchternen Weise dem tollen Zeug fremd blieb und seine Heerde nach wie vor auf die grünen Auen und zum frischen Wasser führte, mußte sich einen „Heuchler und alten Bösewicht" schelten lassen, der „das Maul nicht aufthue."

Unter solch' trüben Erfahrungen nahte der Abend seines vielbewegten und an Prüfungen so reichen Lebens. Im Februar 1693 befiel ihn, nachdem Vorboten sich schon vom Jahr 1685 an eingestellt hatten, ein heftiger Schlaganfall, der ihm das Gedächtniß und die Sprache raubte. Er erholte sich zwar wieder so weit, daß er am 4. März mit den Seinigen das heil. Abendmahl feiern und sie zum Abschied segnen konnte. Aber seine Kraft war gebrochen. Er harrte von nun an, in freudiger Erwartung seines Heimgangs, still und geduldig auf seinem Lager aus. Als ein Freund ihn mit dem Tod Christi tröstete, sagte er: Ja, wenn wir den nicht hätten, so wären wir die allerunglücklichsten unter allen Kreaturen. Als man ihm aus Arnds Paradiesgärtlein dessen Gebet „um ein seliges Ende" vorlas und den darin enthaltenen Trost anwünschte, antwortete er: Den will ich auch mitnehmen! Oft hob er seine Arme empor, wie um einen ankommenden Freund zu em-

pfangen, mit den Worten: Nun! Nun! als wollte er sagen: Nun läßest du deinen Diener in Frieden fahren! Ein andermal sagte er: Ich bin froh! oder betete er: Laß mich dein sein und bleiben ꝛc. Den Tag vor seinem Ende antwortete er seiner Gattin auf die Frage, ob er Jesum in seinem Herzen habe, mit lauter, freundlicher Stimme: Ach ja, ich sehe und schmecke, wie freundlich der Herr ist! Am 5. April erlosch das Lebenslicht, das so viele mit seinem lieblichen Schein erquickt hatte. Nach einem heißen, aber schönen Arbeitstag ließ der Herr seinen treuen Diener und Kreuzträger unter den Gebeten der Seinigen durch einen sanften Tod zur ewigen Ruhe eingehen, im Alter von 64 Jahren, 3 Monaten und 3 Tagen. Am 11. April wurde die sterbliche Hülle nach Magdeburg abgeführt und in der dortigen St. Jakobskirche feierlich beigesetzt. Dort soll noch sein Bild in Lebensgröße zu sehen sein, mit der Ueberschrift: Nicht ich, sondern Gottes Gnade! (1 Kor. 15, 20). Am 20. begieng hierauf Quedlinburg die Leichenfeier, zu der auch von Magdeburg Abgeordnete herbeigekommen waren. M. Seth Calvisius, Konsistorialrath und Stiftssuperintendent, hielt die Leichenpredigt nach Psalm 37, 4. 5 über das Thema: der am Herrn ihre Lust habenden und auf ihn hoffenden Kinder Gottes gewährter Wunsch und vergnügte Hoffnung; der Gymnasialrector, M. Sam. Schmidt, hielt die Parentation über die treffend gewählten Worte aus 2. Sam. 3, 38: Wisset ihr nicht, daß ein Großer in Israel gefallen ist? Nur ein Sohn aus zweiter und die einzige Tochter aus letzter Ehe überlebten den Vater; 12 Kinder hatte er müssen zu Grab geleiten! Der Sohn, Michael Heinrich, wurde ein angesehener Kaufmann in Kiel, die Tochter, Katharina Elisabeth, verehlichte sich an Polykarp Leyser, nachherigen Superintendenten in Merseburg.

Was der Herausgeber einer Schrift Scrivers ein halbes Jahr nach seinem Tod von ihm sagt: Es steht dieser eifrige Moses, dieser betende Elias, dieser fromme Samuel gleichsam vor eines jedweden Angesicht mit himmelan gewendeten Augen und Händen, wie er gewöhnt war in seinem Leben; das zeigt uns, welch' einen tiefen, ehrfurchtgebietenden Eindruck dieses edle Christenleben zurückließ. Noch heute erfüllt sich sein Wahlspruch: Als die Sterbenden, und siehe wir leben (2 Kor. 6, 9)! an Tausenden in der Gemeinde. Und nie wird die evangelische Kirche aufhören, in ihrer Schatzkammer die Schriften Scrivers treu zu

bewahren als eine ihrer schönsten Zierden, als theure Kleinodien und lebendige Samenkörner zu einer Saat für die Ewigkeit.

W. L. Ergenzinger in Unterriexingen in Würtemberg.

---

18. Philipp Jacob Spener.

5. Februar.

Hat es unter den Männern Gottes je einen gegeben, bei welchem — soweit das menschliche Auge sieht — der Ernst der Heiligung jeden Flecken ausgetilgt und das vollendete Bild eines christlichen Heiligen hergestellt hat, so ist es Spener gewesen, und dies ist es, wonach ihm vorzugsweise in einem evangelischen Kalender eine Stellung gebührt.

Speners Jugend fällt in diejenige Periode, worin bereits die Schmerzensfrucht an's Licht zu treten anfängt, welche die Wehen des dreißigjährigen Krieges der evangelischen Kirche getragen hatten, wo das bisher fast ausschließlich den Fragen der Glaubenslehre und der Streittheologie zugewendete Interesse sich auf den Ausbau des christlichen Lebens hinzurichten angefangen. Auch Speners geistlicher Lebensführung kam dies zu Gute. Er wurde 1635 in Rappoltsweiler in der Grafschaft Rappoltstein im oberen Elsaß geboren, wo sein Vater gräflicher Hofmeister und später Rath war. Seine Kindheit verdankte namentlich einer verwittweten Gräfin von Rappoltstein, seiner Pathin, tiefere Eindrücke. Schon in dem dreizehnjährigen Knaben ruft der Eindruck ihres Sterbebettes den Wunsch hervor: „mit ihr von der Welt abzuscheiden, wie er denn damals eine Zeit lang seine Auflösung von Gott mit Gebet zu erzwingen suchte." Auf der Straßburger Universität, wohin er sich 1651 im sechszehnten Jahre begab, wirkte damals Johann Schmid als Professor und als Prediger, ein Mann, welcher von seinen Zeitgenossen als einer der lautersten christlichen Charaktere geschildert wird, dem viele Jünglinge ihre Erweckung zur Frömmigkeit verdankten. Diesen stärkenden Eindrücken von außen brachte der jugendliche Spener, welcher, nie durch eine Bekehrung hindurchgegangen, von Anfang an die Taufgnade bewahrt hatte, ein offenes und empfängliches Herz entgegen. Schon als Knabe ernst, still und blöde, weiß er zum Beweise, daß auch er „böse" gewesen, nichts andres anzuführen, als daß er sich einst im zwölften Jahre zu einem Tanze habe verleiten lassen. Auch das dient ihm zu

seiner geistlichen Förderung, daß er schon früh auf Arndts „wahres Christenthum" aufmerksam gemacht worden, das einzige Erbauungsbuch, welches damals die lutherische Kirche besaß, in welchem in einer öden Zeit Tausende einen Wegweiser zu Christo gefunden, außerdem aber auch auf einige, von den strengern Lutheranern freilich perhorrescirte, erweckliche Erbauungsbücher der englischen Kirche. Seine Universitätszeit verfloß still und auf die Studien zurückgezogen. „Mit Tanz und Fechtboden, sagt er von sich, mit Trinken, Curtoisiren, Stutzen, Schlagen hab' ich Nichts zu thun gehabt."

Nach beendigten Studien pflegte man damals zu weiterer wissenschaftlicher Ausbildung gelehrte Reisen zu machen, und auch Spener unternahm 1660 eine solche, zunächst nach der Schweiz, nach Basel und Genf, wo er zum ersten Mal mit der reformirten Kirche in Berührung kam und — wiewohl durch seinen akademischen Lehrer Dannhauer gegen dieselbe sehr eingenommen — doch von dem christlichen Leben der Genfer Geistlichkeit und Laien einen vortheilhaften Eindruck erhielt. Namentlich wirkten auf ihn die Vorträge des feurig begeisterten Bußpredigers Labadie, dessen Manuel des prières er auch später in einer deutschen Uebersetzung herausgab. Eine in's Innre von Frankreich beabsichtigte Reise war er durch Erkrankung aufzugeben genöthigt gewesen und kehrte also am Ende des Jahres 1661 wieder nach Straßburg zurück. Noch einmal entfernte er sich von dort als Reisebegleiter des jungen Grafen von Rappoltstein und erfuhr in Würtemberg sowohl am Hofe von Stuttgart als in Tübingen so viele Theilnahme und Freundschaft, daß man damals schon daran dachte, ihn für die würtembergische Landeskirche zu gewinnen. Eine Vocation nach Straßburg führte ihn jedoch in diese seine zweite Vaterstadt zurück, und er erhielt hier eine sogenannte Freipredigerstelle, welche ihn nicht zur Seelsorge, sondern nur zum Predigen verpflichtete, so daß sich damit um so eher die Funktion als academischer Privatdocent vereinigen ließ. Nur kurze Zeit aber sollte er in dieser untergeordneten Stellung seiner vaterländischen Kirche dienen: erst einunddreißig Jahr alt, erhält er 1666 den Ruf als Senior und Pfarrer an der ersten evangelischen Kirche von Frankfurt a. M. Statt bei solchen Berufungen sich nur mit Fleisch und Blut zu besprechen, pflegten manche ernstere Männer in jenen Zeiten ihre Entscheidung von dem Gutachten entweder angesehener Theologen oder ihrer kirchlichen Behörden abhängig zu machen; auch Spener stellte seinen Entschluß dem Straßburger Magistrat anheim, wel-

cher nach Berathung mit der theologischen Facultät diesen ansehnlichen Ruf als einen göttlichen betrachten zu müssen erklärte und seinen hoffnungsvollen Zögling an die deutsche Reichsstadt überließ.

Es war ein Wirkungskreis mit großen und schwierigen Aufgaben, in welchen Spener in Frankfurt eingetreten war, zumal bei den hohen Ansprüchen, welche der fromme junge Mann an sich selbst und an sein Amt machen zu müssen glaubte. Das Bild, welches Paulus von der christlichen Kirche, ihrer Idee nach, entwirft, in die Wirklichkeit einzuführen, war die Aufgabe, die ihm vor Augen stand: eine nicht blos durch das lutherische Bekenntniß, sondern durch das christlich-lutherische Glaubensleben zu einer Einheit verbundene Gemeinde, regiert durch das Zusammenwirken der drei Stände des obrigkeitlichen, des geistlichen und des Hausvaterstandes. Die Zustände aber, welche Spener in Frankfurt wie in allen lutherischen Landeskirchen vor Augen sah, wie verschieden von diesem Kirchenideal! Wie in allen Volkskirchen das Glaubensleben nur bei Einzelnen zu finden, so war in großen Stadtgemeinden fast überall, auch in Frankfurt, selbst die äußere Zucht und Ordnung gefallen, die Geistlichen mit handwerksmäßiger Erfüllung ihres Berufs zufrieden und auch schon der Zahl nach für Ausübung der Seelsorge bei Weitem nicht ausreichend, die Obrigkeit aber, welche in Reichsstädten durch eine Deputation von Scholarchen den Kirchenconventen beiwohnte, den Anträgen des Ministeriums auf strengere kirchliche Zucht öfters, statt dieselben zu unterstützen, mehr hinderlich und entgegen. — Ein reformatorischer Eliaseifer war nun Spenern nicht gegeben, sein Eifer ist eine sanfte Flamme vor dem Herrn, überall von Vorsichtigkeit, Milde und Demuth begleitet, daher auch der Character seines Wirkens in seinen verschiedenen Stellungen, wie in seiner allgemeinen Einwirkung auf die Kirche nur der der Allmählichkeit. Von dem Bestehenden so wenig als möglich anzutasten, es vielmehr von Innen heraus mit neuem Geiste zu erfüllen und dadurch zum Bessern fortzubilden, darauf legt er es auch in seinem neuen Wirkungskreise an.

Als Grundlage für die Heilserfahrung will er zunächst in der Gemeinde die Heilserkenntniß in reichem Umfang verbreitet wissen. Was hiefür in der lutherischen Kirche geschehen, war unzureichend gewesen. Der Katechismus und Unterricht der Schulen beschränkte sich größtentheils auf todtes Memoriren, die Predigttexte waren auf die sonntäglichen Pericopen beschränkt, die Predigten zu dogmatisch, zu unpractisch und zu gelehrt für die

Gemeinden. Wer die Kirche bauen will, muß von der Jugend anfangen. Dies Wort Luthers stand auch ihm vor Augen und die Belebung der Katechismuslehre ist seine nächste Angelegenheit. Nach Berathung mit seinen Collegen wird beschlossen, das jedesmalige Stück der Katechismuslehre in den vorhergehenden Nachmittagspredigten zu behandeln; er selbst geht dasselbe in den Exordien seiner Vormittagspredigten durch. Obwohl als Pfarrer zur Ausübung der Katechismuslehre nicht verpflichtet, geht er dennoch seinen Collegen darin mit seinem Beispiele voran und erweckt durch sein Geschick mit der Jugend zu verkehren ein immer steigendes Interesse daran, so daß sich zu seinen in den sonntäglichen Nachmittagsgottesdiensten gehaltenen Katechismusübungen allmählich auch die Erwachsenen in zunehmender Anzahl einfinden. War auch bei ihm nach der Gewohnheit der Zeit das nächste Augenmerk nur auf das Verständniß der göttlichen Wahrheit gerichtet gewesen — besonders nachdem ein Durchreisender, welcher seine Katechismuslehre besucht hatte, die Frage ihm an's Herz gelegt: Aber wie bringen wir den Kopf in das Herz? ist er immer ernstlicher darauf bedacht, mit dem Verständniß der Wahrheit ihre Anwendung auf das Leben zu verbinden und wird so der Urheber einer neuen practischeren Methode des katechetischen Unterrichts. In weiten Kreisen wurden seine tabulae catecheticae in 108 Tabellen, welche 1683 erschienen, dankbar benutzt. Was die Predigt betrifft, so machte er für dieselbe die größeste Schlichtheit und Gemeinverständlichkeit, das gründliche Verständniß der heiligen Schrift und die practische Anwendbarkeit zu seiner Aufgabe. Mögen seine Predigten durch ihre vorherrschende Lehrhaftigkeit und den gänzlichen Mangel an dem, was wir Begeisterung nennen, auch in Folge der Weitläufigkeit und allzugroßen Länge auf uns den Eindruck der Trockenheit machen; aber daß sie den saftigen Kern des Evangeliums darboten, welchen der Zuhörer in jener Zeit so selten zu hören bekam, gab ihnen eine Anziehungskraft, welche die Herzen der Vornehmen wie der Geringen gewann. Auch nach einer andern Seite hin suchte er die Predigten fruchtbarer zu machen. Um eine größere Bekanntschaft mit der heiligen Schrift zu verbreiten, als es durch die stets wiederkehrenden und nicht immer practisch fruchtbaren Pericopen der Fall war, benutzte er die Exordien seiner Predigten zur Erklärung anderweitiger Bibeltexte, namentlich aus den neutestamentlichen Briefen. — Besonders trostlos stand es um das damalige Beichtwesen. In großen Gemeinden, wie in Frankfurt, war es auch den besser gesinnten Geist-

lichen gradezu unmöglich gemacht, wie der große lutherische Katechismus es fordert, vor Ablegung der Beichte, erst von dem innern Zustande der Beichtkinder sich einen Eindruck zu verschaffen, so daß man sich an dem bloßen Hersagen der Beichtformulare genügen ließ. Daß durch todten Mechanismus der Beichte das heilige Sacrament selbst bei den Beichtvätern wie bei den Confitenten zum bloßen opus operatum herabsank, war eins der tiefsten Bekümmernisse Speners, welches ihn vielfach nach Vermehrung der geistlichen Kräfte seufzen läßt. Durch die in mehreren Theilen der lutherischen Kirche in Uebung gekommene Hausanmeldung der Abendmahlsgenossen bei dem Geistlichen konnte jenem Uebelstande wenigstens in Etwas abgeholfen werden, doch vermochte Spener diesen Gebrauch in Frankfurt ebenso wenig einzuführen, als — was er so sehr gewünscht hätte — die Confirmation der jungen Abendmahlsgenossen.

Alle bisher erwähnten Einrichtungen hatten das Geleise der gangbaren kirchlichen Ordnung inne gehalten. Anders war es mit den Privatversammlungen zur Erbauung, welche unter dem Namen conventicula bald die ganze Kirche in Bewegung setzten. An sich war die Sache eine durchaus unverfängliche, ja sogar durch die Symbole der lutherischen Kirche gebilligte. Colloquia mutua der christlichen Brüder untereinander über Gegenstände der Religion hatten die schmalkaldischen Artikel gebilligt und empfohlen. Nun hatte eine Anzahl erweckter Freunde von Spener den Vorschlag gemacht, anstatt zu weltlichen Gesellschaften zu geistlichen Gesprächen zusammenzukommen. Diesen Wunsch konnte Spener nicht anders, als billigen und er erbot sich selbst sein Studierzimmer zu diesem Zwecke herzugeben und als Geistlicher an die Spitze zu treten (seit 1770). Erbauungsstunden in unserm Sinne des Worts, waren dieses nicht, sondern gemeinschaftliche Unterredungen über den erbaulichen Inhalt — anfangs gewisser Erbauungsbücher, später über Bücher der heiligen Schrift. Von selbst machte es sich dabei, daß eigentlich nur die Gebildeteren das Wort führten. Auch diese neue Einrichtung, wie unverfänglich sie war, hatte Spener, um vor jeder Einrede sicher zu sein, nur nach Berathung mit seinen Amtsgenossen unternommen. Unter den Weltlichgesinnten, Geistlichen wie Laien, entstanden jedoch, besonders außerhalb Frankfurts, üble Nachreden, auch gab damals, wie Spener berichtet, der Name der colloquia pietatis zur Entstehung des Namens Pietisten die erste Veranlassung. Bald wurden hie und da in der Stadt auch ohne Mitwirkung von Geistlichen

solche Versammlungen gehalten, in einigen Fällen auch mit Uebertreibungen, so daß Spener selbst bei einer derselben auf Schließung dringen mußte. Was jedoch ein noch größeres Uebel war: in der gemeinschaftlichen Erbauung mit Gleichgesinnten fanden begreiflicherweise manche Theilnehmer reichlichere Erbauung, als beim Gottesdienst, und namentlich war es der Abendmahlgenuß mit dem großen gemischten Haufen, welcher nun den ernster Gesinnten bedenklich wurde. So entstand aus diesen Conventikeln zum größten Anstoß der kirchlich Gesinnten, aber auch zum größten Schmerz für Spener selbst, ein Separatismus von der Kirche. Was nur wenigen Lehrern gelingen wird, den Verirrungen von Schülern zu steuern, welche an Eifer in der Heiligung ihre Lehrer zu übertreffen meinen, das gelang allerdings Speners Weisheit. Eine durch Weisheit und geistliche Unterscheidungsgabe ausgezeichnete Schrift „Der Klagen über das verdorbene Christenthum Mißbrauch und rechter Gebrauch" 1684, machte auf jene Kreise einen solchen Eindruck, daß, wie Spener selbst mittheilt, „fast alle irre Gewordenen" zur Kirche wieder zurückgeführt wurden. Immer jedoch blieb der gegebene Anstoß, und der Same des Separatismus erhielt sich in den rheinischen Grafschaften.

Unter Allem aber, was Spener während seines Frankfurter Aufenthalts für das Heil der Kirche unternahm, war nichts in dem Grade bedeutungsvoll und einflußreich als die Herausgabe seiner kleinen Schrift: „Pia desideria oder herzliches Verlangen nach einer gottgefälligen Besserung der wahren evangelischen Kirche" 1675. Was Spener in dieser Schrift aussprach, waren Wünsche und Bedürfnisse, welche seit dem Ende des Krieges in vielen Herzen wach geworden, denen er aber durch diese Schrift zuerst den Ausdruck verliehen hatte. Mit Jeremia's Klage: „Ach daß ich Wassers genug hätte in meinem Haupt" beginnend, stellt der Verfasser aus tiefbewegter Seele die Schäden der evangelischen Kirche dar und empfiehlt sechs Heilmittel zu ihrer Verbesserung. 1) Die reichlichere Verbreitung des Wortes Gottes und Privatversammlungen, um in die gründlichere Erkenntniß der Schrift einzudringen. 2) Die Aufrichtung und fleißige Uebung des geistlichen Priesterthums, die Mitwirkung der Laien mit dem Pfarramt durch Erbauung Anderer und namentlich seiner Hausgenossen und das Mitstreiten im Gebet. 3) Die ernste Ermahnung, daß es mit dem Wissen im Christenthum nicht genug sei, daß die thätige Ausübung dazu kommen müsse. 4) Das rechte Verhalten gegen Irrgläubige und Ungläubige, die Polemik in herzlicher Liebe

und der lebendige Trieb, den Gegner nicht blos zu überzeugen, sondern auch zu bessern. 5) Eine Art des theologischen Studiums, wobei den Theologen eingeschärft würde, daß nicht weniger an ihrem gottseligen Leben, als an ihrem Fleiß und Studiren gelegen. 6) Eine andere Art zu predigen, in welcher das Hauptstück wäre, daß das Christenthum in dem innern oder neuen Menschen besteht, dessen Seele der Glaube und dessen Wirkungen die Früchte des Lebens sind. — Von allen Seiten und von den vornehmsten Theologen erhält Spener zustimmende Zuschriften; öffentliche Stimmen von Geistlichen und Laien sprechen die wärmsten Danksagungen aus; manche der gemachten Vorschläge, wie natürlich auch die colloquia pietatis werden von ernsteren Geistlichen sofort in's Werk gesetzt, und noch immer schweigt die in ihren tiefsten Schäden angegriffene Orthodoxie! — so überaus bemessen waren auch hier Speners Aeußerungen gewesen, so hatte er Bedacht genommen, seine eignen Klagen und Beschuldigungen durch große kirchliche Autoritäten vertreten zu lassen. — Zwanzig Jahre hatte Spener so in Frankfurt eine gesegnete Thätigkeit entwickelt, geheime Neider und Widersacher hatte er so manche gefunden, unter denen der vornehmste in der nächsten Nähe von Frankfurt, der Hofprediger Mentzer in Darmstadt war, öffentlich jedoch hatte unter dem schreib- und streitfertigen Theologengeschlechte jener Zeit nur eine einzige Stimme sich gegen seine Rechtgläubigkeit erhoben, ein Diakonus Dilfeld in Nordhausen, ein schwacher und unklarer Mann, dessen Anklage wirkungslos verhallte. Aus der Schule eines Dannhauer, des streng lutherischen Kirchenhauptes von Straßburg, hervorgegangen, hielt damals Spener auch noch die lutherische Orthodoxie in ihrer strengsten Fassung fest, wie dies unter anderen eine von ihm in Straßburg gehaltene scharfe Predigt gegen die Reformirten bezeugt (1667) und seine Vertheidigung des elenchus nominalis auf der Kanzel, der namentlichen Bezeichnung der bekämpften Irrlehrer. Die Vorkämpfer der orthodoxen Theologie und selbst ein Calov, der unerbittliche Ketzerrichter in Wittenberg, würdigten ihn ihres freundschaftlichen Briefwechsels. Doch schon fingen die Bewegungen sich zu regen an, welche diesem Frieden ein Ende machen sollten. Eine immer weitre Ausdehnung hatte während dieses Zeitraums die unabhängig von ihm entstandene aber mächtig von ihm geförderte geistliche Erweckung gewonnen. Schon damals erwachte die Ahnung in ihm, daß eine neue Segensperiode für die Kirche begonnen habe. „Daß in mehreren Orten, schreibt er 1675, auch die Studiosen

ihr Haupt erheben, habe ich selbst mit Freude wahrgenommen. Solche Bewegungen der Geister, wie sie gleichzeitig bei Vielen wahrgenommen werden, sind ein unzweifelhaftes Zeugniß der göttlichen Wirksamkeit und scheinen zu zeigen, daß eine Zeit anbreche, wo Gott sich seiner Kirche erbarmen werde. Wisse, daß nicht blos in unserer Kirche jene Richtung vorhanden sei, sondern daß auch unter den Reformirten sich viele finden, welche ernstlich die Sache Gottes treiben, ja selbst im römischen Reich und seiner dichten Finsterniß trachten mehrere mit ernstem Verlangen nach einer Besserung ihrer Zustände. Schon seit einiger Zeit glaubte ich Etwas zu bemerken, was mit jenem Jahrhundert Aehnlichkeit hat, welches der von Gott geschickten Reformation Luthers voranging." [1])

Nun war die Zeit gekommen, wo Speners Licht auf einen noch höheren Leuchter gestellt und seine Persönlichkeit in noch höherem Grade für die ganze deutsche Erweckung der Mittelpunkt werden sollte. Im Jahre 1686 erhielt er den Beruf zu der mit Sitz und Stimme in dem Oberconsistorium verbundenen sächsischen Oberhofpredigerstelle — der damals ersten geistlichen Stelle im evangelischen Deutschland. Auch jetzt überläßt der demüthige Mann das Gutachten über Ablehnen und Annehmen dieses ehrenvollen Rufes einer Anzahl frommer Theologen, und erst nachdem diese einstimmig den Ruf für einen göttlichen erklärt, giebt er seine Zusage. Characteristisch für ihn ist bei den amtlichen Verhandlungen über diesen Ruf mit dem damaligen Hofprediger Carpzov, welche noch vorhanden sind, daß dieser ihn erst daran erinnern muß, sich auch nach den Gehaltsverhältnissen zu erkundigen! — Wie viel großartiger und umfassender auch der neue Wirkungskreis war, der sich für Spener in Dresden eröffnete — was hilft das günstigste Fahrwasser, wo conträre Winde in die Segel stoßen! „Widerstand, klagt Spener, auf allen Seiten; wo ich mich für eine Sache verwende, da ist's genug, daß gar nichts geschieht." In Frankfurt hatte er zu klagen gehabt, daß manche gute Einrichtung durch Uebelwollen und durch Schlaffheit der Obrigkeit nicht zu Stande gekommen, und doch hatte er hier als Senior das Gewicht seiner eigenen Persönlichkeit und die Autorität eines einstimmigen und seinen Intentionen wohlgeneigten Ministerii in die Wagschale legen können. In Sachsen war er nur eine einzelne Speiche in dem hütreaukratischen

1) Consilia lat. III. 168.

Triebrade geworden, hatte unter seinen eigenen Collegen offene und versteckte Gegner, am Hofe zweifelhafte Freunde, in den theologischen Facultäten von Leipzig und Wittenberg zum großen Theil erklärte Widersacher. So hatte sich nach einem kurzen günstigeren Anfange seit Beginn des J. 1689 das Verhältniß gestellt. Im März dieses Jahres hatte Spener nämlich, von seinem beichtväterlichen Gewissen gedrungen — da ihm bei dem Kurfürsten, der immer nur auf kaum 3 Tage in Dresden verweilte, der persönliche Zutritt nicht vergönnt war — schriftlich dem Fürsten eine ernste sittliche Vorhaltung zu thun sich erlaubt, durch welche auf einmal der ihm bis dahin wohlgewogene fürstliche Gönner in seinen erbittertsten Feind verwandelt wurde. Welcher Art diese Vorhaltung gewesen, ist bei der strengen Discretion Speners nie bekannt geworden, sie läßt sich indeß aus einer Andeutung Speners in einem Brief an seinen Schwiegersohn Rechenberg erkennen. „Was man Euch, schreibt er am 15. Apr. 1689, von der Krankheit des Kurfürsten berichtet hat, ist nicht zu uns gelangt, aber wenn er so zu leben fortfährt, haben ihm die Aerzte einen plötzlichen Tod verkündigt," und was er später, nachdem Georg III. im Sept. 1691 im Lager bei Tübingen erkrankt, plötzlich starb, an eben denselben meldet, daß der Fürst „intestinis corruptis" gestorben sei. Wie wenig übrigens bei aller Zornesaufwallung über Speners That der Kurfürst die Hochachtung für die Persönlichkeit desselben zu unterdrücken vermochte, davon zeugt die Ehrerbietung, welche sich bei aller Leidenschaft in in der Antwort auf jenen beichtväterlichen Brief ausdrückt und eben so auch in dem Entlassungsschreiben des Fürsten, worin er ihm die Zusicherung einer Leibrente für seine Frau im Falle seines Ablebens wiederholt. Nur von oben hatte dem von Natur so blöden und bescheidenen Manne der Muth zu jenem Schritte kommen können — ein erhabener Beleg für jene Wahrheit, welche Franke in seinem Traktat „Nikodemus oder über die Menschenfurcht" so nachdrücklich eingeschärft hat, daß wer Gott fürchtet, Menschen zu fürchten aufhört! Bei der Ueberzeugung Nichts von dem unterlassen zu haben, was Vorsicht und Ehrerbietung bei einer solchen Amtspflicht geboten, bleibt Spener auch unerschüttert, als die Folgen der fürstlichen Ungnade sich über ihn ergießen und das Heer seiner Neider und Hasser im ganzen Lande schadenfroh in die Hände klatscht. Mit Entschiedenheit lehnt er die im Auftrage des Fürsten an ihn ergangene Aufforderung, selbst seinen Abschied zu fordern, ab und zieht lieber vor tagtäglich den bittern

Kelch zu trinken, welchen dem durch die fürstliche Ungnade machtlos gewordenen Manne die Hofleute und seine eigenen geistlichen Collegen reichen. Weder, daß der erzürnte Kurfürst dem Präsidenten des Geheimen Raths die Erklärung abgiebt, „daß der fortgesetzte Anblick Speners ihn noch nöthigen werde, seine Residenz zu verlegen," noch die Drohung katholisch zu werden, vermögen ihn in seinem Entschlusse wanken zu machen, so daß um dem Verlangen des Kurfürsten gerecht zu werden, dem Geheimen Rathe nichts anderes übrig blieb, als dem so verhaßt gewordenen Oberhofprediger eine auswärtige Vocation zu verschaffen. Hiezu bot sich nun eine Gelegenheit in Berlin. Von dort aus war schon vor diesem Vorfall an Spener der Antrag zu einer Probsteistelle ergangen; da dieser jedoch den Wunsch aussprach, daß die beiden Höfe die Sache unter sich ausmachen möchten, in Berlin aber man voraussetzte, daß der Kurfürst in die Entlassung nicht einwilligen würde, so war die vacante Probsteistelle einem andern übertragen worden. Nachdem aber dieser nach Verlauf eines Jahres gestorben, wurde nun von dem sächsischen Gesandten in Berlin dahin gewirkt, daß der Brandenburgische Hof sich selbst Spenern ausbitten möchte. Dies geschah und frohlockend giebt Spener seinem Rechenberg am 7. Apr. 1691 die Nachricht, „daß die Stunde seiner Erlösung geschlagen und seine Vocation als Consistorial-Rath und Probst in Berlin eingegangen sei." Kaum war die Kunde von seinem Abgange gewiß geworden, so tritt der Leipziger Professor Carpzov in einem Osterprogramm öffentlich gegen den „Pietismus" in die Schranke, welcher Sectenname seit dem Tage, wo Francke und seine Freunde in Leipzig die collegia biblica eröffnet hatte, auch dort in Gebrauch gekommen war.

Nur vier Jahre hatte Spener sein Dresdener Amt bekleidet. Immer zahlreicher waren die Hindernisse geworden, welche man ihm in den Weg legte und hatten die ihm ohnehin eigenthümliche Vorsichtigkeit noch verstärkt, so daß er auch zur Fortsetzung seiner Frankfurter colloquia pietatis keinen Versuch machte: dennoch hatte sein Aufenthalt auch dort gesegnete Spuren hinterlassen. Die in ihrer Orthodoxie erstarrte sächsische Geistlichkeit hatte einen Anstoß erhalten, so daß Manche sich ihres bisherigen Schlendrians zu schämen anfingen: in Leipzig waren die Magistri Francke, Anton, Schade durch Speners Berathung und Förderung zusammengetreten und hatten unter Studenten und Laien ein Feuer angezündet, in Dresden war die Kurfürstin, eine Anzahl Staatsmänner und Adlicher für das Evangelium gewonnen worden.

Die Zustände, welche Spener in Berlin fand, waren, wenn auch nicht in jeder, doch in mehr als einer Hinsicht, erfreulicher, als die verlassenen. Bei Kurfürst Friedrich III., dem nachmaligen Könige Friedrich I., und bei dessen zweiter Gemahlin, der dem Skeptizismus geneigten Sophie Charlotte, hatte er sich keiner besonderen Zuneigung zu erfreuen. Bei seiner Gemeinde fand er einen noch unbereiteten Boden, unter seinen Collegen, mit Ausnahme seines kurz nach ihm ins Amt getretenen jungen Collegen Schade, keinen kräftigeren Mitkämpfer. Aber bei diesen wie bei der Regierung statt Gehässigkeit ein wohlwollendes Entgegenkommen, statt einer ängstlichen lutherischen Orthodoxie freiere reformirte Toleranzgrundsätze und für seine Rathschläge, namentlich bei dem frommen Geheimrath v. Schweinitz, beziehungsweise auch bei dem Minister v. Fuchs, ein offenes Ohr. Seine Katechismuslehre, seine Predigten, seine Ermunterungen der unter seine Inspection gegebenen Prediger, sein Umgang mit den Candidaten bereiteten auch in Berlin den Boden und wurden allgemeiner mit entgegenkommendem Vertrauen aufgenommen. Was aber in seiner Wirkung von Bedeutung war, das war sein Einfluß auf die Besetzung wichtiger Stellen, namentlich bei Begründung der neuen Universität Halle, welche nunmehr der Mittelpunkt der pietistischen Erweckung werden sollte, und der Schutz, welchen sein Fürwort den angefochtenen Pietisten bei den Anklagen gewährte, welche jetzt — theils ohne Grund, theils mit Recht — sich von allen Seiten her erhoben.

Je größer nämlich die Dimensionen wurden, in denen die Erweckung sich verbreitete, desto weniger ließ sie sich durch die ihr von Speners Bedächtigkeit gezogenen Grenzen einschränken. Wie es auch in den Tagen der Reformation geschah, so traten Erscheinungen auf, welche durch das geschichtlich berechtigte Princip zwar angeregt, aber doch nur aus einer ungesunden Richtung desselben hervorgegangen waren. Ungesunde Lehren suchten sich im Widerspruche mit der kirchlichen Autorität geltend zu machen, wie die von der Wiederbringung aller Dinge, die aufgeregte Phantasie rief Visionen, Ecstasen und Wunderheilungen hervor; durch mißverstandenen Eifer für die Reinheit der Kirche wurden Einige in den Separatismus, Andre durch mißverstandenen Eifer für die Heiligkeit des Lebens in den Mysticismus getrieben. Von den schmerzlichsten Folgen für Spener war, weil sie ihn am unmittelbarsten berührte, die allzu leidenschaftlich betriebene Polemik mehrerer seiner Anhänger gegen die Mißbräuche des Beichtwesens, insbesondere die Privatbeichte und Privatabsolution, welche Un-

zähligen persönlich die Vergebung ihrer Sünden aneignen sollte, deren Zustand dem Diener des Sacraments entweder gar nicht, oder als ein völlig ungeistlicher bekannt war. Unter diesen Eiferern war einer der Heftigsten sein innig verbundener Freund und College, der redliche Schade, welcher einen 1697 von ihm herausgegebenen Tractat mit den Worten schließt: „Es lobe, wer da will: Beichtstuhl, Satansstuhl, Feuerpfuhl.“ Bitter klagt jener gegen Francke darüber, daß ihm die empfindlichsten Schmerzen und Sorgen nicht von seinen Feinden, sondern von seinen Freunden gemacht würden, auch in Halle vermochte er den feurigen Francke nur mit größter Mühe von diesen Ausschreitungen im Beichtwesen zurückzuhalten. Noch größere Anstrengung erforderte es, seinen Freund Schade im Amte zu erhalten und — aller lutherischen Amtspraxis zuwider — ihn von der Pflicht der Privatbeichte zu dispensiren. Noch stärker war der Eingriff in die Ordnung der lutherischen Kirche, als 1698 ein Edict erfolgte, welches in den freien Willen lutherischer Abendmahlsgenossen stellte, sich der Privatbeichte zu bedienen, oder ihrer sich zu enthalten.

In diesen Ausschreitungen nach allen Seiten, in welchen die Grenzlinie zwischen Wahrheit und Irrthum zum Theil schwierig zu bestimmen ist, weiß Speners Besonnenheit, von seiner gründlichen theologischen Bildung unterstützt, sich stets ein gesundes Urtheil zu bewahren und eine liebevolle Schonung der Gewissen der Einzelnen mit der Schonung des von der Kirche Sanctionirten zu verbinden. Besonders zeigt sich diese Umsichtigkeit seines Urtheils in der Beurtheilung der ecstatisch-visionären Erscheinungen. In dem über die angeblichen Offenbarungen des Fräuleins v. Asseburg abgeforderten Bedenken spricht er sich dahin aus: „Es hätten zwar die außerordentlichen göttlichen Offenbarungen seit der Zeit der Apostel in der Kirche aufgehört, doch sei die Möglichkeit derselben um so weniger zu leugnen, als doch nach dem Zeugnisse der Geschichte in allen Jahrhunderten ähnliche Erscheinungen vorgekommen seien; es sei aber dabei die größeste Vorsicht und die strengste Prüfung nöthig, um das Falsche von dem Wahren zu unterscheiden; so viel ihm nun von der Asseburg und ihrem gottseligen Wesen bekannt sei, könne er ihre Offenbarungen weder für ein Werk des Betrugs noch des Satans halten, getraue sich aber noch nicht zu entscheiden, ob sie aus göttlicher Eingebung oder nur aus den natürlichen Kräften der Phantasie herrührten, von denen es gewiß sei, daß sie bei Wachenden und Schlafenden

außerordentliche Zustände hervorzubringen vermöchten: für die es aus der dem Menschen noch sehr verborgenen Natur der Seele keine Erklärung gebe; finde sich nun im Fortgang der Zeit und bei genauer Untersuchung, daß jene Offenbarungen in Wahrheit alle Kräfte der Natur und der Phantasie überstiegen, so könnten sie nur von Gott hergeleitet werden und seien vielleicht dazu bestimmt den zum Atheismus geneigten Menschen ein neues Exempel göttlicher Wunder vor Augen zu stellen, auch zu zeigen, wie die Erfüllung mancher wichtigen göttlichen Verheißungen nahe sei. So lange aber dieses Resultat aus der Prüfung noch nicht mit entschiedener Sicherheit hervorgegangen sei, finde er es für sich und andere am Rathsamsten das Urtheil zurückzuhalten eingedenk der Worte Gamaliels Ap. Gesch. 5, 38. 39. Aus derselben Befürchtung, vielleicht eine vom Vater gepflanzte Pflanze auszurotten, enthielt er sich Zeit seines Lebens der Lectüre der Schriften von Jacob Böhme, die ihm soweit er sie kennen gelernt allzu unverständlich erschienen um ein theologisches Urtheil darüber aussprechen zu können. — Was vermochte aber alle diese Vorsichtigkeit im Kampfe mit Gegnern, welche diese Auswüchse der Frömmigkeit sich nur darum lieb sein ließen, um desto zuversichtlicher den Baum und die gesunden Früchte desselben zu verdammen. Kaum hatte die Schmähschrift imago pietismi von dem Hallischen, später Leipziger Pastor Roth, zu welcher Carpzov mitgeholfen, 1691 die Schleusen eröffnet, als sich von allen Seiten her eine Fluth ähnlicher Schmähungen über den Pietismus und über Spener insbesondere ergossen, unter welchen auch die von der gesammten Wittenberger Facultät ausgegangene „Christlichlutherische Vorstellung in deutlichen aufrichtigen Lehrsätzen nach Gottes Wort und lutherischen Kirchenbüchern, sonderlich der Augsburgischen Confession, und unrichtigen Gegensätzen aus Herrn Dr. Speners Schriften", in der Spenern nicht weniger als 283 Lehrirrthümer nachgewiesen werden sollten. Und auf keine dieser größeren Schmähschriften blieb Spener die Antwort schuldig: so verlangte es die theologische Ehre in der so eben in ihrem Ablaufe begriffenen Periode: Wer schwieg, galt für überwunden. Spener jammerte selbst darüber, mit diesen fortgesetzten Federkriegen so viel edle Zeit verschwenden zu müssen, die so viel fruchtbarer zum Anbau des Gartens der Kirche hätte benutzt werden können. Und wäre es noch eine gelehrte sachliche Polemik gewesen, wie die der früheren lutherischen Theologen, aber in dem Maße, als bei den Kämpfern der Orthodoxie die innere Zuversicht zur Sache sich

abschwächte und auch die gelehrte Ausrüstung in Abnahme kam, desto mehr nahm die Polemik ihre Zuflucht zu gehässigen Persönlichkeiten und gemeinen Klatschereien. — Ein Gutes hatte indeß doch diese dem theuern Manne abgenöthigte Polemik: es offenbarte sich darin sein christlicher Charakter in einer Lauterkeit und Liebenswürdigkeit, welche schon damals unbefangneren Gemüthern Ehrfurcht abnöthigte und unserem Geschlecht wohl als Vorbild christlicher Polemik für alle Zeiten gelten muß. Immer ist es die Sache, welche Spener im Auge behält, wie viel auch die Gegner ihm persönliche Blößen darbieten, niemals geht er auf Persönlichkeiten ein, niemals bricht er in heftige Worte aus, oft hebt er hervor, was der Verblendung seiner Gegner zur Entschuldigung diene und versichert sie — was bei ihm keine fromme Phrase — seiner täglichen Fürbitte. Wollten wir hier die Polemik eines Luther vergleichen, welch' ein Abstand! Aber auch ganz von dem Unterschiede der Zeiten abgesehen, welch' eine Verschiedenheit der temperamentlichen Eigenthümlichkeit! Das ist die von einem Luther und Melanchthon oder Brenz, an welchen letztern Luther, seiner ganz verschiedenen Gabe sich wohlbewußt, schreibt: „So man große Dinge mit kleinen vergleichen möchte, so habe ich von dem vierfältigen Geiste Eliä (1 Kön. 19) den Wind, Sturm und Feuer, so die Berge zerreißt und die Felsen zerschmettert, bekommen, Du aber und Deines Gleichen das liebliche Sausen und Wehen." Nichts zeugt mehr von dem natürlichen Gleichmuth der Spenerschen Eigenthümlichkeit, als jene Aeußerung, daß keiner der Angriffe seiner Gegner ihm auch nur eine schlaflose Nacht bereitet habe! Auch lehnt er selbst das Lob, welches ihm für die stets bewahrte Mäßigung und Milde seiner Polemik gegeben wurde, durch die Erklärung ab: „Ich achte mir aber solche Mäßigung nicht für eine eigentliche Tugend, sondern theils natürliche Zuneigung, theils von Jugend auf angenommene Gewohnheit, aus der es mir fast schwer würde, wo ich auch bei wichtigen Ursachen harte Worte gebrauchen sollte." Wobei er sich auf den in seiner Streitschrift gegen den Katholiken Breving gebrauchten gemäßigten Ton bezieht, welcher ihm eher verdacht, als belobt worden sei.[1])

Immer aber wird auch bei dem mildesten Temperamente ein solches Gleichmaß von Milde und Liebe so unerhörten Verläst[e]rungen gegenüber nicht blos als Frucht des natürlichen Menschen

1) Speners Abfertigung Dr. Pfeiffers S. 202.

angesehen werden können, sondern einer Gottgeheiligten Zucht der natürlichen Affecte, welche Spener hier — gemäß seiner Bescheidenheit — eine „angenommene Gewohnheit“ nennt. Bei dieser Gesinnung war denn auch jedweder Beistand ihm unwillkommen, welcher in einem andern Geiste als dem seinigen kämpfte. Als unter dem erdichteten Namen Daniel Harnacks eine satirische Schrift gegen Spener's erbittertsten Feind Joh. Fr. Mayer in Hamburg erscheint, äußert er sich: „Ob nun wohl in solchen Blättern meines Gegners Schwäche und Blöße ziemlich gezeigt worden, daß vielleicht einige gedenken, ich würde selbst Wohlgefallen daran haben, so habe doch großes Mißfallen an selbem gehabt. Ja ich erkenne gern, die gute Sache, welche ich mit andern christlichen Freunden treibe, würde durch Nichts mehr, als durch solche Art spöttischer und dazu unter falschem Namen ausgehender Schriften, obwohl ohne ihre und anderer, obwohl sie sich dergleichen nicht gefallen lassen, Schuld, verdächtig gemacht und verdorben. Wer für die Wahrheit streitet und Gottes Ehre aufrichtig sucht, bedarf dergleichen Wehre, die ich billigerweise an Eph. 5, 1 verweise, gegen diejenigen nicht, welche derselben zuwider sind.“

Nur bei einer so gewissenhaften Auskaufung seiner Zeit, wie er sich dieselbe zur Pflicht gemacht, und unterstützt von einer im Allgemeinen festen Gesundheit, war Spener im Stande gewesen die unermeßliche Arbeitslast zu bestreiten, welche er sich auferlegt — zum größten Theil aus freiem Antriebe. Schon seine eigentliche Berufspflicht war in Dresden und Berlin eine solche, welche die Kräfte eines Mannes hinlänglich in Anspruch nehmen konnte — er erwähnt in einem Briefe aus Berlin, daß er Consistorialsitzungen beiwohnen müsse, welche sich mit kurzer Unterbrechung durch das Mittagsessen von des Morgens um 8 bis des Abends um 7 ausdehnten: wie weit er aber seine Amtsthätigkeit aus freiem Antriebe über seine eigentliche Amtspflicht ausgedehnt, haben wir schon vernommen. Wie groß ist die Anzahl seiner Schriften, deren jegliche, auch seine Predigten, den Stempel sorgfältiger Ausarbeitung an sich trägt. Das Verzeichniß derselben bei Canstein zählt nicht weniger als 7 Schriften in Folio, 63 bei seinen Lebzeiten gedruckte Bände in Quarto, 7 in Octavo, 46 in 12 mo auf, dazu eine große Anzahl Vorreden zu Büchern von Freunden und zu Einführung älterer Erbauungsschriften. Dazu nehme man die ununterbrochenen Besuche von Hohen und Niederen, die von ihm erforderten Gutachten, welche sich theilweise in der Sammlung seiner „Bedenken“ finden, die ausgedehnte

Correspondenz mit den Unzähligen, welche aus allen Theilen Deutschlands Rath und Belehrung von ihm erbaten oder wohl auch nur der Ehre seiner Correspondenz sich rühmen zu können wünschten. Am Ablauf eines Jahres erwähnt er 600 Briefe, die er in demselben geschrieben und noch 300 unbeantwortet vor sich zu haben. Es war aber auch bekannt, wie seine Zeit lediglich seinem Amte gehörte. Nur selten ließ er sich bewegen Gastmahlen und geselligen Zusammenkünften beizuwohnen, hatte er doch seinen Probsteigarten in Berlin während 9 Jahre nur zweimal auf wenige Augenblicke gesehn. Wie gewissenhaft indeß diese Zeitauskaufung war, dem Gebet durfte durch die Arbeit nichts entzogen werden. Neben seinen täglichen Hausandachten mit der Familie ging Morgens und Abends sein Privatgebet her, in welchem besonders die Treue seiner Fürbitte das reiche Maß seiner Liebe erwies: Jeder, welcher sich seiner Fürbitte empfohlen oder den er auch von selbst auf sein Herz zu nehmen sich gedrungen gefühlt hatte, wurde mit seinen Anliegen namentlich Gott vorgetragen.

Was sein eheliches Leben betrifft, so nöthigt es uns wohl ein Lächeln ab, wenn er uns sagt, daß aus Besorgniß bei seinem ernsten Charakter einer Ehefrau nicht freundlich genug begegnen zu können, er eigentlich beschlossen hatte, eine Wittwe zu wählen, welche einen störrigen Mann besessen und daher auf galantes Entgegenkommen weniger Ansprüche machen würde. Durch den Rath von Mutter und Oheim hatte er sich indeß bestimmen lassen eine Frau zu erwählen, für welche er später bekannte Gott nicht dankbar genug sein zu können. An dreien seiner Söhne, an denen jedoch am Ende ihres Lebens der Segen des Vaters Früchte trug, erlebte er viele Schmerzen, und grade derjenige, in welchem das christliche Leben am erfreulichsten aufgeblüht war, Wilhelm Ludwig, wurde ihm als Candidat schon im 21 Jahr durch den Tod entrissen.

Was wir am Anfange dieser Lebensskizze ausgesprochen: so weit das Leben dieses Mannes Gottes uns zur Kenntniß gekommen — und sie sind zahlreich, die Zeugnisse, welche von seinem öffentlichen und Privatleben Kunde geben — unter allen Arbeitern und Kämpfern im Reiche Gottes kennen wir keinen, von welchem man in dem Maße sagen könnte: Siehe da einen Menschen, in welchem wahrhaft Christus Gestalt gewonnen! Mehrere Hunderte von Briefen aus seiner Privatcorrespondenz mit seinen nächsten Anverwandten, mit seinen Kindern und mit seinen vertrautesten Freunden haben uns vorgelegen, und immer derselbe liebreiche, gottergebene, lautere und

milde Character, der sich in seinem öffentlichen Leben zu erkennen giebt; selbst in der Dresdener Periode, wo der ungerechte Zorn seines Fürsten sich über ihn entladet, als die Schadenfreude seiner Feinde am Hof und im Lande über ihn frohlockt, kein heftiges Wort gegen einen derselben, keine persönliche Gereiztheit, nicht einmal bestimmtere Mittheilungen über ihre Machinationen — in den Briefen an seine ungerathenen Söhne ein heiliger väterlicher Ernst, aber durchaus durchdrungen von warmer und inniger Liebe.

Die gegen ihn aufgeregten Stürme, welche den größten Theil seines Lebens um ihn her getobt hatten, auch in den letzten Tagen desselben hatten sie sich noch nicht beschwichtigt, vielmehr erwachte eine neue Controverse durch die Unionsversuche der brandenburgischen Regierung zwischen Lutheranern und Reformirten. Immer größer war im Fortschritte seines Lebens und seiner Erfahrungen die Nachsicht Speners gegen Ausschreitungen in der Lehre, welche das Fundament nicht betrafen, geworden, namentlich auch in Bezug auf die reformirte Kirche. Die einst in Frankfurt gegen die Reformirten gehaltene scharfe Predigt hatte er unterdrückt und auf seinem Sterbebette angeordnet, daß dieselbe nicht wieder abgedruckt würde. Auch jetzt noch hielt er daran fest, daß die irrige Lehre nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf das christliche Leben bleiben könne. Aber im näheren Umgange mit vielen in der Lehre nicht ganz rein gebliebenen Gemüthern war ihm die Ueberzeugung geworden, daß zwischen dem Irrthum in der Lehre und der Wahrheit und Reinheit des christlichen Lebens bei den Einzelnen ein irrationales Verhältniß bestehen könne, und „wo ein Christ einen Menschen sieht, bei dem er aus näherem Umgange erkennt, daß der Hauptzweck seines ganzen Lebens sei Gott zu dienen, der auch das Bekenntniß ablegt auf Nichts in der ganzen Welt, als auf die Gnade Gottes in Jesu Christo sein Vertrauen zu setzen — ob auch ein solcher Mensch einer irrigen Gemeinde angehöre und selbst einige Irrthümer derselben theile, dennoch mag man einen solchen Menschen für ein Kind Gottes erachten.“[1]) Hierauf gründet sich denn auch Spener's Ansicht aus späterer Zeit, daß alle Irrthümer der reformirten Kirche in der Lehre von der Prädestination, von dem Verhältnisse der beiden Naturen in Christo zu einander, von der Art der Gegenwart Christi im Abendmahl „mehr in der Theorie als in der Praxis bestehen.“[2]) Nach dieser An-

1) Bedenken IV, 70. letzte Bedenken III, 127.
2) Bedenken IV, 496.

sicht, sollte man meinen, hätte auch Spener jenen von Friedrich I. 1703 veranstalteten Unionsconferenzen von ausgezeichneten Theologen beider Kirchen nicht entgegen sein können. Sein practischer Blick erkannte jedoch, daß wenigstens damals auf diesem Wege eine Vereinigung nicht erzielt werden könne. Noch zu sehr, meinte er, stünden namentlich die Lehrer beider Kirchen in Gegensatz gegen einander, als daß eine auf diesem Wege gewonnene Vereinigung Bestand haben könne. Er bekennt auf's Gewisseste vorauszusehen, daß nur eine größere Spaltung, und statt zweier Parteien deren 3 oder 4 entstehen würden. Zur Theilnahme an den Conferenzen von dem Könige aufgefordert, lehnte er daher dieselbe ab, mußte aber dennoch erleben, daß auch dieses Unionswerk ihm „dem Ketzerpatriarchen" als dem vornehmsten Urheber zur Last gelegt wurde.

Im folgenden Jahre, im J. 1704, zeigten sich bei Spener die ersten Vorboten des Todes. Am 11. Juni versammelte er seine Collegen an der Nicolaikirche bei sich, um ihnen, wie dieses damals orthodoxe Kirchenlehrer zu thun pflegten, noch einmal das Bekenntniß seiner völligen Uebereinstimmung mit dem Glauben der lutherischen Kirche auszusprechen und namentlich auch zu versichern, daß er gegen seine Widersacher keinerlei Groll im Herzen hege, sondern von Grund des Herzens wünsche, daß ihm dieselben in der Herrlichkeit zuvorkommen möchten. Auf kurze Zeit trat wieder eine Erholung der Kräfte ein, und erst am 5. Februar verschied er plötzlich und sanft in den Armen der Seinigen um in eine Welt einzugehen, wo er frei von Kampf und Streit ernten sollte, was er so reichlich gesäet hatte. Noch am Abende vor seinem Tode hatte er sich das hohepriesterliche Gebet aus dem 17. Cap. des Ev. Johannes dreimal nach einander vorlesen lassen, welches er immer sehr geliebt, aber nie darüber gepredigt hatte, weil er es nicht genugsam verstehe.

Es war ein großes Werk, zu dessen Ausführung Spener in der Hand Gottes als Werkzeug gedient hatte. Die Zeit mußte kommen, wo die in objectiver Kirchlichkeit erstarrte Kirche des 17. Jahrhunderts sich in lebendiger subjectiver Betheiligung den Glaubensobjecten hingab. Sollte dieselbe ohne eine Secession, womit der damals überall hervorbrechende Separatismus drohte, durch einen friedlichen Uebergang zu dieser Belebung geführt werden, so gehörte eine Persönlichkeit wie die Speners dazu, in welcher die Rechtgläubigkeit der früheren Zeit sich mit der Glaubensinnigkeit der neu angebrochenen in schöner Durchdringung vereinigte, eine Persönlichkeit, welche durch ihre theologische Bildung,

durch das Vertrauenerweckende und Ehrfurchtgebietende ihres christlichen Characters für die erwachende Kirche zum Mittel und Stützpunkte dienen konnte. Das schöne Ebenmaß kirchlicher und subjectiver Pietät, wie es in ihm sich fand, erhielt sich freilich nicht in seiner Schule und selbst in Halle, der nachhaltigsten Pflanzschule seines Geistes, ging es in Einseitigkeit über; aber ein Lebenshauch war von Spener in die Kirche ausgegangen, welcher dieselbe auf ein Jahrhundert hin befruchtete und selbst da noch nachwirkte, als die Theologie sich von dem Dogma der Kirche zu entfremden angefangen hatte.

A. Tholuck in Halle.

14. Matthias Claudius.

21. Juni.*)

Wohl ziemt es sich, daß ein evangelischer Kalender das Gedächtniß eines Mannes bewahrt, der in gewissem Sinne ja auch als ein Kalendermann angesehen werden kann. Denn Kalenderleute und Botenleute sind Verwandte. Sind es christliche Leute, so wissen sie Zeitliches und Ewiges gar wohl mit einander zu verbinden, das Ewige in die Zeit zu bringen, das Zeitliche im Lichte des Ewigen zu betrachten. — Matthias Friedrich Claudius ist ein solcher Bote und Evangelist. Kunde geben von der Güte seines Gottes und der Herrlichkeit des Evangeliums, ungeschminkt und lauter, wahr und warm, mit den Fröhlichen sich freuen, mit den Weinenden weinen, das ist seine Sache. In der Freude glänzt ihm zugleich eine Thräne, die das Heimweh nach dem Ewigen auspreßt, und durch das irdische Leid bricht ihm ein Strahl der Freude, den der Glaube an das, was man nicht siehet, aber in der Hoffnung gewiß hat, entzündet. Am liebsten neigt der schlichte Mann sein Herz voll tröstlicher Gedanken zu den Armen und Niedrigen; was er in seiner unscheinbaren Botentasche mit sich trägt, das, weiß er, kann den Wandel des Menschen zu einem himmlischen machen. —

Matthias Friedrich Claudius ist den 15. August 1740 als der zweite Sohn unter sechs Geschwistern zu Reinfeld in Holstein etwa zwei Meilen von Lübeck geboren. Sein Vater war Pastor daselbst, Abkömmling einer alten Pastorenfamilie; seine Mutter

*) Auf diesen Tag ist der Name des Claudius, da sein Todestag, 21. Januar, durch das Gedächtniß der Agnes besetzt ist, verlegt. Vergl. Evang. Kal. für 1850. S. 9. und oben S. 131. F. P.

eine Tochter des Rathsherrn Lork von Flensburg. Als er in die Jahre gekommen, wo es galt, sich einem bestimmten Berufe zu widmen, ging er nach absolvirtem Gymnasium 1759 nach Jena, um dort Theologie zu studiren. Doch aus Besorgniß für seine Gesundheit verließ er dieses Studium, zu dem ihn ohnedem dessen damalige Behandlungsweise wenig reizte, und wandte sich zum Fache der Jurisprudenz. Uebrigens wußte er hiermit die Beschäftigung mit der alten und neuen Literatur sowie mit Mathematik wohl zu verbinden und erst so seiner innersten Neigung genug zu thun. Er versuchte sich auch selbst, besonders durch das Beispiel seines Freundes Gerstenberg veranlaßt, in poetischen Productionen. „Tändeleien und Erzählungen" betitelt er sie; in der That waren sie auch nicht mehr als Tändeleien; mit sich selbst noch unbekannt, copirte er nur die Mode des Tages. Nach seinen Universitätsjahren hielt er sich einige Zeit bei seinen Aeltern auf und genoß des Umgangs mit dem genialen Schönborn, der, in Ansichten des Verstandes sehr weit von ihm entfernt, durch das Gefühl des Herzens immer nahe mit ihm verbunden blieb. 1764 ging Claudius nach Kopenhagen als Secretär eines Grafen Holstein. Hier ergriff ihn zuerst der Geist wahrhaftiger Poesie. Klopstock, Shakspeare, Ossian öffneten sich ihm, und 1765 nach Reinfeld zurückgekehrt, bildete sich ihm allmählich im Innern die Gestalt, worin sich sein eigenstes Wesen offenbarte. Im Herbst 1768 begab er sich als Mitarbeiter an den sogenannten Adreß-Comptoir-Nachrichten nach Hamburg. Das damals geistig so reiche Leben dieser Stadt wirkte auf ihn mit ganzer Macht. Ein lebhafter Verkehr entspann sich zwischen ihm und Bode, Lessing, Reimarus, Basedow, Alberti. Auch mit Herder, der 1770 Hamburg berührte, entwickelte sich ein inniges Verhältniß. Freilich sah er diese reiche Bewegung des Geistes und der Bildung nicht selten übel durchkreuzt durch Sorgen äußerer Noth. Darum kam ihm, besonders seitdem er um Michaelis 1770 von der Theilnahme an den Adreß-Comptoir-Nachrichten zurückgetreten war, der Antrag Bode's gar erwünscht, an einem zu Wandsbeck zu gründenden Blatt „der Wandsbecker Bote" Theil zu nehmen. Diese Zeitschrift, die von Neujahr 1771 an erschien, zerfiel in einen politischen und gelehrten Theil. Der letztere sollte Poesien, kleine Prosa-Aufsätze sowie kurze Kritiken, alles in volksthümlicher Weise, enthalten. Seine Redaction erhielt unser Claudius. Er siedelte deshalb nach Wandsbeck über, einem Orte, der, wie Matthison sagte, hierdurch der berühmteste Marktflecken von Deutschland geworden ist. Den 15. März 1772 ver-

heirathete er sich mit Rebekka, der Tochter eines biedern Zimmermanns, und gründete dadurch sein häusliches Glück, das ihm zugleich eine reiche Quelle der Dichtung wurde. Freilich meldeten sich jetzt neue Nahrungssorgen an. Claudius mußte sich nach vermehrten Hülfsmitteln umsehen. Es war dies einer der Gründe, die ihn bewogen, eine Sammlung der Bonsmots aus dem Adreßblatte und dem Wandsbecker Boten, der seit 1773 den Titel eines „Deutschen Boten" führte, herauszugeben. So erschienen im Frühjahr 1775 auf Subscription und im Selbstverlag die sämmtlichen Werke des „Wandsbecker Boten oder Asmus omnia sua secum portans." Persönlichen Verkehr hatte er damals vorzugsweise mit Voß, der in Wandsbeck wohnte. Durch ihn erschloß sich ihm namentlich die Welt Homer's und Platon's. Briefliche Verbindung unterhielt er mit Hamann und Lavater. Noch immer mehrten sich aber die Sorgen um bürgerliche Existenz, besonders seitdem Claudius im Sommer 1775 von der Redaction des Boten zurückgetreten war. Sie vermochten ihn im Herbst desselben Jahres zu einer Reise nach Berlin, wo er Nicolai und dessen Kreis kennen lernte. Lange Zeit strebte er im Verein mit seinen Freunden vergebens, eine feste Stellung zu gewinnen. Endlich schien das Bemühen mit Erfolg gekrönt. Durch Herders Vermittelung und durch das Entgegenkommen des vielgeltenden Präsidenten von Moser wurde er 1776 als Ober-Landes-Commissarius nach Darmstadt berufen, wo er bestimmt war, zur Verbesserung der Cultur-Verhältnisse mitzuwirken. Indem hierzu auch die Presse dienen sollte, wurde ihm die Redaction der Hessisch-Darmstädtischen privilegirten Landzeitung übertragen, die er im Sinne des Wandsbecker Boten führte. Aber der ganze Wirkungskreis behagte seiner Natur nicht. Wohl umgaben ihn auch hier wieder die reichsten geistigen Einflüsse. Merk trat ihm nahe. Er selber kam in nähere Berührung mit dem Göthe'schen Kreise. Aber weder das physische noch geistige Klima schien seiner Natur angemessen. Er gehörte zu denen, die nur aus ihrem eigenen Grund und Boden Nahrung des Lebens ziehen und geben. Von gefährlicher Krankheit, die ihn durch den Februar und März des Jahres 1777 niedergeworfen hatte, kaum genesen, zog es ihn nach Wandsbeck zurück. Anfangs Mai desselben Jahres traf er dort wieder ein. Seine Entfernung ward ihm eine Probe, wodurch er sich seines eigentlichen Wesens völlig bewußt wurde. Warteten seiner auch neue Sorgen: seine innere und moralische Existenz war ihm nun geborgen. 1778 erscheint ein dritter Theil seiner Schriften. Dazu kommen Ueber-

setzungen von St. Martin's Buch Sur la vérité et les erreurs, Ramsay's Reisen des Cyrus und anderes. Um seinem Heimathsgefühl gleichsam einen reellen Ausdruck zu geben, kauft er sich 1781 ein Haus in Wandsbeck. 1783 folgt der vierte Theil seiner Werke. Das Jahr 1785 bringt ihm einen Jahrgehalt des Kronprinzen Friedrich von Dänemark, des Mitregenten Christians VII. 1788 wird er zum ersten Revisor der Schleswig-Holsteinschen Bank zu Altona ernannt mit der Erlaubniß, in Wandsbeck zu wohnen. Höheres bringt ihm der Verkehr mit Hamann, Kleuker, Friedr. Heinr. Jacobi, Lavater, Fried. Leop. Stolberg, Joh. Gg. Schlosser. Das Studium Platon's wird fortgesetzt, Baco, der schon früher ein vertrauter Rathgeber des Boten war, noch eifriger gelesen und bedacht, Spinoza in den Kreis der Betrachtung gezogen. Besondere Aufmerksamkeit erregen die orientalischen Religionssysteme, die damals anfingen bekannter zu werden. In den großen Bewegungen, die nun anbrachen, in der französischen Revolution, in der Entwickelung der Kantschen Philosophie, in der Erhebung der deutschen Literatur bis zur Höhe der reinen Kunstanschauung Göthe's und Schillers blickte Claudius freilich mehr auf die bedenklichen Seiten. Je mehr ihm diese Bewegungen darauf zu gehen schienen, den Menschen und die Menschheit in eine gewisse Selbstherrlichkeit hineinzustellen: desto mehr fühlte sich sein Herz und Gemüth zur Betrachtung der religiösen Motive gezogen; Religion, Offenbarung, Christenthum wurde das herrschende Thema seines schriftstellerischen Wirkens. Die Macht der Ereignisse, die auseinandergehende Weltansicht trennt ihn von manchen, die bisher mit ihm gewandelt, aber er wird darum nicht einsam. Neben den treubleibenden Freunden blüht ihm ein Haus voll wohlgerathener Kinder, in deren Kreis freilich auch der Tod schmerzlich eingriff. Das Haus erweiterte sich durch Schwiegersöhne, wie Friedr. Perthes und Max Jacobi. Dazu die Beschäftigung mit einem Geiste, wie Fenelon, dessen Werke Claudius in den Jahren 1800 bis 1811 übersetzte. Dies, wie der fortschreitende Reichthum seines eigenen Innern, hielt ihn frisch und munter, stark in Hoffnung und Vertrauen. Es folgte der 5., 6. und 7. Theil seiner Werke und zuletzt noch mitten unter mancher Kriegsnoth, die den Abend seines Lebens bedrängte, ein achter Band als Zugabe. Diese Kriegsnoth trieb ihn von seinem geliebten Wandsbeck im November 1813 nach Kiel, von wo er im Jahre 1814 nach Lübeck sich wandte. Im Mai desselben Jahres kehrte er nach Wandsbeck zurück, im Herbste aber gab er den Bitten seiner lieben Tochter Caroline

und ihres Mannes nach und wurde Gast und Glied des Perthes'schen Hauses in Hamburg. Da, von kindlicher Liebe getragen und wohl gebettet, starb er den 21. Januar 1815.

Es ist ein einfaches Leben, das sich hier vor uns entfaltet hat. Aber es birgt einen großen Reichthum ewiger Lebenskräfte und himmlischen Lebensgeistes. Wir versuchen, die innere Gestalt dieses Lebens aus den Schriften des lieben Boten herauszulesen. Denn bei ihm ist Mensch und Schriftsteller Eins. Grund und Kern des Lebens liegt ihm im Gemüthe; Geist und Herz sind in unauflöslichem Bunde. Der Ursprung seiner Gedanken quillt ihm im Schooße der Empfindung, und weil diese Empfindung so rein ist, so ist sie wie von selbst immer auf das Höchste gerichtet, ist eine religiöse. Aber niemals wird sie eine schwärmerische, sie geht auf das Thatsächliche und Wirkliche. Die Religiosität von Claudius ist durchaus bedingt von den Thatsachen der göttlichen Offenbarung; aber diese Thatsachen sind ihm keine bloß äußerlich bleibenden Ereignisse; er nimmt sie immer wieder in sein Gemüth auf, sie werden ihm innerliche Erfahrungen. Aus solcher erfahrungsreichen Innigkeit weitet sich ihm denn auch das Herz voll Liebe über die ganze Menschheit; Religion und Christenthum macht ihn nicht enge, sondern führt ihm alles menschliche zu und legt es ihm an das liebende Herz. Dabei ist Alles so schmucklos, so schlicht und unscheinbar, so voll innerer Heiterkeit; der tiefste Ernst spricht aus scherzendem Mund, weil aus einem Herzen voll Friede und Freude.

Hören wir also die lieben Botensprüche, die aus solchem Herzen kommen und worin sich das geistige Bild unseres Claudius abdrückt. „Ich bin vergnügt im Siegeston, zufrieden sein, das ist mein Spruch. Ich danke Gott und freue mich, wie's Kind zur Weihnachtsgabe, daß ich bin, bin. Wahre Empfindungen sind eine Gabe Gottes und ein großer Reichthum. Geld und Ehre sind nichts gegen sie, und darum kann's einem leidthun, wenn die Leute sich und andern was weiß machen, dem Spinngewebe der Empfindelei nachlaufen und dadurch aller wahren Empfindung den Hals zuschnüren und Thür und Thor verriegeln. Die wahrsten Empfindungen sind immer die natürlichsten. Viele meinen, daß sie die Sache hätten, wenn sie davon reden können und reden, aber Meinungen sind nicht die Sachen. Nur das Bedingte kann demonstrirt werden. Das Unbedingte kann auf keine andere Weise von uns angenommen werden, als es uns gegeben, nämlich als Thatsache; es ist. Zu solchen Sachen gehört nun Poesie, Religion, Christenthum. Poesie ist nichts Gemachtes, nichts, worein man sich ver-

setzt, sondern die That des Genius, des Sonntagskindes, das Geister sehen kann, das bezauberte Schätze entdeckt, befreit, erlöst und offenbart. Die Poeten sind helle reine Kieselsteine, an die der schöne Himmel und die schöne Erde und die heilige Religion anschlagen, daß Funken herausfliegen. Aber es braucht gar nicht zu schäumen, es muß klar sein, wie ein Thautropfen und durchdringend wie ein Seufzer der Liebe, zumal in dieser Thautropfenklarheit und in dem warmen Odem des Affects das ganze Verdienst der heutigen Dichtkunst besteht. So aber ist auch Religion nicht Ideenkrämerei, sondern Sache, Kraft Gottes. Wie wird da jedes ächte Gefühl Religion! Ich gehe niemals durch den Wald, daß mir nicht einfiele, wer doch die Bäume wohl wachsen mache, und dann ahndet mich so von ferne und leise etwas von einem Unbekannten und ich wollte wetten, daß ich dann an Gott denke, so ehrerbietig und freudig schauert mich dabei. Ja es ist, als ob Er vorüber wandle und die Natur habe sein Kommen von ferne gefühlt und stehe bescheiden am Weg in ihrem Feierkleid und frohlocke. Die Sterne, diese Himmelslichter, erscheinen wie die Augen am Menschen, offene oder zarter bedeckte Stellen der Welt, wo die Seele heller durchscheint. Ihn predigen Himmel und Erde, und alle Körper und Erscheinungen in der sichtbaren Natur sind Glöcklein am Leibrock, die Ihn in seinem Gang verrathen. Aber nicht bloß die Schönheit dieser Welt, auch ihre Vergänglichkeit deutet auf den Einen und Ewigen. Der Tod ist ein eigener Mann. Er streift den Dingen dieser Welt ihre Regenbogenhaut ab und schließt das Auge zu Thränen und das Herz zur Nüchternheit auf. Er ist ein eigener Mann und ein guter professor moralium und es ist ein großer Gewinn, alles, was man thut, wie vor seinem Katheder und unter seinem Auge zu thun. Noch mehr aber, als der Blick auf Freud' und Leid dieser Welt, lehrt der Blick in's eigne Herz. Du weißt wohl, wo uns der Schuh drückt, daß ein Janus bifrons in uns ist, ein Kopf mit zwei Gesichtern, die nach verschiedenen Seiten sehen. Der Mensch erfährt an und in sich, daß die zwei Naturen in uns uneins und wider einander sind, daß die verständige, die ihrer Würdigkeit nach thätig sein sollte, in ihm leidend und die sinnliche, die leidend sein sollte, thätig ist. Wer kann da helfen? Wer Versöhnung bringen? Dies Gefühl eigener Hülflosigkeit ist zu allen Zeiten das Wahrzeichen wirklich großer Menschen gewesen, ist überdem ein feines Gefühl und vielleicht der Hafen, aus dem man auslaufen muß, um die Nordwest-Passage zu entdecken. Dies Ahnen des Ewigen, dieser Durst nach dem

lebendigen Gott und nach Frieden mit ihm ist von Anfang an in der Menschen Herzen eingeprägt. Auch an den Altären der Heiden fliegen der Funken so viel, die gerade wie die israelitischen aussehen; alle wahre Weise und Männer Gottes seit der Welt Anfang hängen mit Christus zusammen, wie die Ströme und Flüsse mit dem Meer. Es giebt ein heimliches Wort, das von Ihm in jedwedem Menschen redet. Im Grunde ist in jeder Religion das Eine unter mancherlei und verschiedenen Namen mehr oder minder verstellt; darum verachte keine Religion; denn sie ist dem Geist gemeint und du weißt nicht, was unter unansehnlichen Bildern verborgen sein könne. In Asien ist die wahre Religion und das Geschlecht der Menschen entstanden. Dort sprudelte die Quelle ihrer Urkenntnisse zuerst, und man sieht hier rund an den Büschen und Steinen noch die dicken Tropfen hängen. Von dorther sind diese großen Urkenntnisse mit den Menschen und Völkern in alle Länder und Weltgegenden gezogen, und wir finden sie in den Mythologien aller Völker wieder; aber sie scheinen hier an der Wurzel kräftiger und blühender hervorzutreiben und auf den Zügen und Wanderungen mehr oder weniger verwittert zu sein. Was die Kinder Verschiedenes haben, das haben sie wohl ein jedes von sich; was sie aber alle gemein haben, die Familienzüge und Aehnlichkeit, die haben sie vom Vater und können sie nicht anders haben, als vom Vater. Es ist freilich eine übertriebene Toleranzgrille, die alten Philosophen ohne Unterschied zu Christen machen wollen, weil sie eine hohe Moral geprediget haben, aber auf der andern Seite ist zu Sokrates' Zeiten drei und eins so gut vier gewesen wie jetzt, Wasser hat damals schon Feuer gelöscht und so auch Selbstverleugnung ihre guten Folgen haben müssen. Wie gesagt, Alles bleibt im innigen und geheimen Zusammenhange mit Christus und Christenthum. Hier ist der Mittelpunkt aller Herzen, aller Geschichte, ja des Himmels und der Erde. Hier ist der, der sich einem Jeden im Stillen bezeugt. Der Mensch kann die Wahrheit verkennen, verachten, aufhalten; aber wie unwegs oder verkehrt er es auch treibe, so irrt er sich nur und mitten in solchem Treiben suchet und meinet er sie. Laß sie denn ringen; brich dir auch um das, was du nicht ändern kannst, das Herz nicht. Wer nicht an Christus glauben will, der muß sehen, wie er ohne ihn rathen kann. Ich und du können das nicht. Denn keiner hat je so geliebt; und so etwas in sich Gutes und in sich Großes, als die Bibel von ihm saget und setzet, ist nie in eines Menschen Herz gekommen und über all sein Verdienst und Würdigkeit. Es ist

eine heilige Gestalt, die dem armen Pilger wie ein Stern in der Nacht aufgeht und sein innerstes Bedürfniß, sein geheimstes Ahnen und Wünschen erfüllt. Wir wollen an ihn glauben und wenn auch Niemand an ihn glaubte. Wer nicht um der Anderen willen an ihn geglaubt hat, wie kann der um der Anderen willen auch aufhören, an ihn zu glauben? Freilich seine zarte überirdische Gestalt ist gar zu leicht verändert und verstellt und sie kann von Menschen-Händen so zu sagen nicht berührt werden, ohne zu verlieren. Können wir ihn nicht selbst sehen, so müssen wir denen glauben, die ihn gesehen haben. Was in der Bibel von ihm steht, alle die herrlichen Sagen und herrlichen Geschichten sind freilich nicht er, sondern nur Zeugnisse von ihm, aber eben doch darum die Versicherungen seines lebendigen Daseins und Wirkens. Man könnte sich für die bloße Idee wohl brandmarken und rädern lassen, und wem es einfallen kann, zu spotten und zu lachen, der muß verrückt sein. Wer das Herz auf der rechten Stelle hat, der liegt im Staube und betet an. So ist unser Herr Christus, so alle seine Handlungen und Reden, in sich Gnade und Wahrheit und ewiges Gut, und auswendig armes Fleisch und Blut und Knechtsgestalt. Darum ist nun auch das Christenthum das große Thema der Geschichte. Man kann nicht ganz und gar ein Ignorant, nicht ohne allen Menschenverstand und ein rechtgläubiger Christ sein. Vernunft und Erfahrung gehören zusammen, Erfahrung aber geht aus vom Herzensgefühl, vom Innewerden des Bedürfnisses. Was sie natürliche Religion nennen, ist wohl eine feine äußerliche Zucht, aber es ist nicht würdig und wohl geschickt. Dem Menschen muß etwas wahr und heilig sein, und das muß nicht in seinen Händen und nicht in seiner Gewalt sein. Ich brauche etwas, darauf ich mich ruhen und verlassen kann. Das finde ich zu meiner großen Freude im Christenthum, wie es die Apostel und unsere Väter gelehrt haben. Wohl sind darin Geheimnisse, und ich denke, sie sind eben darum Geheimnisse, daß wir sie nicht wissen sollen, bis es Zeit ist. Aber sie schließen das Forschen und Fragen nicht aus. Gewiß, Offenbarung muß über unserer Einsicht sein; das Unbegreifliche ist an ihr kein Flecken, sondern, wenn sie sonst das Gepräge göttlicher Liebe trägt, gerade ihr Wahrzeichen und ihre Schöne. Aber allerdings, es muß ja auch Alles zusammenhangen und wird sich auch wohl reimen lassen, wenn die Data bekannt sind. Es ist viel schwerer, die Vernunft gegen die Offenbarung, als die Offenbarung gegen die Vernunft retten. Die Religion aus der Vernunft verbessern, kommt mir

eben so vor, als wenn ich die Sonne nach meiner alten hölzernen Hausuhr stellen wollte. Aber auf der anderen Seite dünkt mir auch die Philosophie ein gut Ding. Sie kann ein Besen sein, den Staub von den heiligen Statuen abzukehren; aber die Statuen selbst bildhauen und schnitzen kann sie nicht. Leider ist gleichsam allgemein angenommen, als wären die Philosophen und die Theologen im Lande wider einander und als müßten sie es auch sein, da sie doch von Natur und Rechtswegen Herzensfreunde sein sollten. Die Speculanten lassen es sich nicht träumen, daß das brillanteste Feld der Speculation hinter der Kirchenmauer liege. Doch immerhin — was ist alle Theorie gegen die wirkliche Erfahrung? Religion ist Arznei, Theologie Theorie, und da ist das Rechtbehalten nur für die Herren auditores, das Einnehmen aber die eigentliche Sache, und ein einziger Patient, der gesund worden wäre, würde mehr beweisen und schaffen als hundert Siege der Paul's über die Peter's. Christus sagt ganz kurz: „wer mein Wort hält, der wird inne werden, ob meine Lehre von Gott sei." Wer diesen Versuch nicht machen kann oder nicht machen will, der sollte eigentlich, wenn er ein vernünftiger und billiger Mann wäre oder nur heißen wollte, kein Wort weder wider noch für das Christenthum sagen. Nur im Willen ist Hülfe, sonst nirgend; Ernst und Entschlossenheit ist allen nöthig, denn die sinnliche Natur ist schwer zu überwinden; der Weichling fürchtet die Entscheidung und flieht den Kampf. Wir sollen aber Entscheidung wollen und in der Kammer oder Nachts auf dem Lager die beiden feindlichen Kräfte an einander bringen und so lange mit einander ringen lassen, bis wir uns bewußt sind, daß das beste Gesetz die Oberhand bekommen hat. Mit diesem ersten Sieg ist Vieles, aber nicht Alles gewonnen; der Sinn wankt wieder und trübt sich, er muß täglich und bei jedem Anlaß erneuert werden und so oft und so lange, bis er einheimisch und so fest und beständig in uns geworden ist, als der Trieb zu wachsen in der Eiche, der wohl gehemmt, aber so lange der Baum steht, nicht vertilgt werden kann. O Vetter! wenn dir ein Mensch vorkommt, der sich so viel dünkt und so groß und breit dasteht, wende dich um und habe Mitleiden mit ihm. Wir sind nicht groß und unser Glück ist, daß wir an etwas Größeres und Besseres glauben können. — Und wie ein Seher, dem der nahende Tod das Auge öffnet, ruft im Anfange des Jahres 1814 der nach seiner Heimath sich sehnende Bote aus: „Vielleicht ist seit Einführung des Christenthums keine Zeit gewesen, wo der Acker so gut und so weit und breit

zugerichtet war, als zu dieser unserer Zeit. Gott hat ihn zugerichtet, und weil gelindere Mittel nicht helfen wollen, strengere und eine allgemeine Züchtigung zugelassen. Wenn denn nun Bahn geworden und das Himmelreich nahe herbei gekommen ist, so ist es Zeit, nicht bloß dem Himmelreich Gewalt zu thun und es für sich und Andere zu sich zu reißen, so ist es Zeit, nicht bloß die alten Schäden zu bessern, sondern einen von Grund auf neuen Bau des Reiches Gottes zu gründen." — —

So spricht unser redlicher Bote, und wie er spricht, so hat er sich auch in seinem ganzen Leben bewährt. Was ihn am meisten charakterisirt, ist das volle Gefühl lebendiger Wirklichkeit. Existenz ist ihm die erste aller Eigenschaften. Der Begriff gilt ihm nichts; die Sache ist ihm alles, und Sache Kraft und Leben. In diesem kräftigen Realismus fühlte er sich eins mit den Anfängen unserer großen letzten Literaturepoche. War es doch derselbe Hunger nach Existenz und die Sättigung mit ihr, was Göthe's Seele schwellte und beruhigte. Später schieden sich dann die Wege, indem Claudius die höchste und vollste Existenz nicht in der Herrlichkeit der Natur und im Abglanze der Kunst, sondern in der Fülle der göttlichen Offenbarung fand. Eben hierin liegt auch sein Gegensatz zum philosophischen Idealismus. Ein gemalter Himmel vermag nicht leben und Fruchtbarkeit zu wecken und: „reite mir mal, ruft er aus, auf einem gemalten Pferde und wenn es ohne Fehl gezeichnet wäre, und melke der Herr Vetter mir mal Myrons Kuh!" Dieses volle Umfangen des Wirklichen ist Ausdruck und Folge seiner Einfalt. Es giebt keinen Schriftsteller unserer Nation, in welchem sich diese himmlische Gabe der Einfalt so klar und liebenswürdig gezeigt hätte. Es ist die Einfalt, worin zugleich der Tiefsinn wohnt; denn sie dringt unmittelbar ohne Umschweif auf den Kern der Dinge. Diese Einfalt läßt ihn froh verweilen im Hause, unter den Kindern, im Volke, unter den Bauern. Sie giebt ihm das offene Auge für alle Schönheit der Natur, daß er darin das Licht und die Kraft der schaffenden Gottheit erkennt; sie löst ihm die Zunge zu Poesie und Gesang; denn gesungen, nicht bloß gelesen wollen seine Lieder werden, und Lieder des Volkes sind in der That die kräftigsten und innigsten unter ihnen geworden, allbekannte Lieder, wie das Abendlied, das Rheinweinlied, täglich zu singen, an Christine, das Lied von Reiffen u. a. Diese Lieder sind zwar fern von der reinen Schönheit vollendeter Kunst, aber gerade darin zeigen sie ihre Volksweise, daß die zarteste Empfindung oft wie ein abgebrochener Schrei hervorbricht

oder mit Gewöhnlichem, fast Trockenem, sich mischt. Wie diese Einfalt voller Demuth und höchster Freudigkeit an dem Einen festhält, an der Furcht und Liebe Gottes, so breitet sie zugleich das Herz in Liebe aus für alle Menschenkinder. Dieselbe Einfalt macht ihn heimisch in den Geheimnissen der höhern Welt; es ist die Kindeseinfalt, die vertraut ist im Hause des himmlischen Vaters. Herder nennt Claudius den reinsten Menschen, den biedern Dichter, aus dem die unsträfliche, ächte Natur spricht. Und Lavater in den physiognomischen Fragmenten zeichnet mit wunderbar treffender Schärfe die Umrisse seines innern und äußern Menschen, wenn er sagt: „Weder Schwachkopf, noch Scharfkopf; gesunder, schlicht guter, aber durchaus nicht fort dringender, reichender, gliedernder Verstand; hell und richtig und rein wird er sehen und richten, was vor ihn kommt, den Reichen als den Armen, den Armen als den Reichen, Niemandem zu Lieb' noch zu Leid, kurz: schlecht und recht, einfältig und gerade, Genie des Wahrheitssinnes, Genie des Herzens, Armuth und Zufriedenheit, Demuth und unverkäufliche Ruhe und Festigkeit des Sinnes, und in der Form und den Zügen des Profils die Abgeschliffenheit, Unangespanntheit eines freien Naturempfindens."

An seinem hundertjährigen Geburtstag, am 15. August 1840, wurde ihm im Wandsbecker Gehölze, wohin er während seines Lebens am liebsten seine Schritte lenkte, ein einfacher Denkstein gesetzt mit Botenstab, Hut und Tasche als Symbol und mit der Inschrift: Matthias Claudius. Was dieser Name sagt, sprechen wir noch mit den Worten aus, die sein Freund Friedrich Leopold Stolberg ihm nachrief:

„Der Bote ging in schlichtem Gewand,
Mit geschältem Stab in der biedern Hand,
Ging forschend wohl auf und forschend wohl ab,
Von der Wiege des Menschen bis an sein Grab.
Er sprach bei den Frommen gar freundlich ein,
Bat freundlich die Andern auch fromm zu sein.

Und sahn sie sein redliches ernstes Gesicht,
So zürnten auch selbst die Thoren ihm nicht.
Doch wußten nur Wenige, denen er hold,
Daß im hölzernen Stabe gediegenes Gold,
Daß heimliche Kraft in dem hölzernen Stab,
Zu erhellen mit Lichte des Himmels das Grab."

Ehrenfeuchter in Göttingen.

Folge der Lebensbilder
im Jahrgang 1865.

A. Aus dem Leben Jesu.

1. Jesu Darstellung im Tempel.

B. Aus der Kirche.

I. Aus der alten Kirche.

2. Katharina, Jungfrau zu Alexandrien, Märt. † 307.
3. Paphnutius, Bekenner, Bischof um 325.
4. Eugenius, Bischof von Carthago, Bekenner, † im Exil 505.

II. Aus dem Mittelalter.

a) in England.	b) in Deutschland.	c) in Italien.
5. Wilfrid, Bischof von York † 709.	6. Sebaldus in Nürnberg.	Dante † 1321 (s. Verm. Aufsätze.)

III. Aus dem Zeitalter der Reformation.

a) in Deutschland.	b) in Italien.
7. Leonh. Käser, verbrannt zu Passau 1527.	9. Giov. Mollio, Märt. zu Rom † 1553.
8. Joh. Heß, Pf. in Breslau † 1547.	

IV. Aus dem Zeitalter nach der Reformation.

10. Theod. Beza, Pred. und Professor zu Genf † 1605.
11. Aufhebung des Edikts von Nantes, neue Periode der Verfolgungen in Frankreich 1685.
12. Christ. Scriver, zuletzt Hofpred. in Quedlinburg † 1693.
13. Phil. Jac. Spener, zuletzt Propst in Berlin † 1705.
14. Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote † 1815.

Druck von J. F. Starcke in Berlin.

3 2044 069 629 467